



MÄRCHEN  
AUS  
PAKISTAN

DIEDERICH'S



# Märchen aus Pakistan

Aus dem Sindhi übersetzt und herausgegeben von  
Annemarie Schimmel



EUGEN DIEDERICHS VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Märchen aus Pakistan / aus dem Sindhi übers, und hrsg. von  
Annemarie Schimmel. – 2. Aufl. – München: Diederichs, 1995  
(Die Märchen der Weltliteratur)  
ISBN 3-424-00679-3  
NE: Schimmel, Annemarie [Hrsg.]

2. Auflage 1995  
© Eugen Diederichs Verlag, München 1980  
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Tilman Michalski  
Produktion: Tillmann Roeder, München  
Satz: Passavia, Passau  
Druck und Bindung: Wiener Verlag, Himberg  
Printed in Austria

ISBN 3-424-00679-3

RICHARD UND GISELA MÖNNIG  
IN FREUNDSCHAFT ZUGEEIGNET



## 1. Der Lohn fürs Geben, die Strafe fürs Nicht-Geben



an sagt, daß es irgendwann einmal einen Fakir gab, der in eine Stadt kam und da ausrief: »O ihr Geschöpfe Gottes! O Gemeinde des Propheten! Gebt mir um Gottes willen eine Frau als Almosen!« Manche Leute fingen auf diese Bitte hin an zu lachen, andere fingen an mit ihm mehr oder weniger zu reden, und andere wieder mißhandelten ihn und stießen ihn zur Seite – aber er hörte nicht auf, diese Bitte immer zu wiederholen. Von einer Stadt zur anderen, von der zweiten in die dritte ging er auf diese Art durch viele Städte, aber niemand gab ihm eine Frau als Almosen. Die Leute gaben ihm zu verstehen: »Fakir, wenn du in Gottes Namen unser Leben wünschst – das ist bereit; aber wie sollen wir dir unsere Ehre (d.h. Frau) geben?« Der Fakir durchwanderte jenes Land Ort um Ort, aber er traf keinen großzügigen Menschen, der seine Bitte erfüllte. Als er in der letzten Stadt dieses Reiches mit jenem Ruf begann, ging dort gerade die Sonne unter. Aber es blieb noch eine Ecke der Stadt übrig, weshalb der Fakir sich dachte: »Da könnte man auch noch mal reinstechen!« Er ging hin und rief auch dort aus: »O ihr Geschöpfe Gottes! O Gemeinde des Propheten! Um Gottes willen, gebt mir eine Frau als Almosen!«

Ein Mann, der gerade vor drei Tagen geheiratet hatte, kam aus der Tür und sagte zu dem Fakir: »Junger Mann, was willst du haben?« Der Fakir antwortete ihm: »Um Gottes willen will ich eine Frau haben.« Dieser Mann trat in sein Haus und fragte seine Frau: »Ich

möchte dich als Almosen um Gottes willen geben – was meinst du?« Die Frau antwortete: »Mich haben Vater und Mutter dir übergeben; tu, was immer dir gefällt – du kannst sogar noch alle Sachen dem Räuber nachwerfen!« Jener Mann sagte zu der Frau: »So soll es sein. Bade dich und zieh weiße Kleider an!« Dann gab er all das Geld, das er hatte, der Frau und übergab diese dem Fakir. Der Fakir nahm die Frau mit und ging dorthin, wo er hergekommen war; aber als jener arme Ehemann nach Hause kam, erschienen Verwandte und Nachbarn und bedrängten ihn und beschimpften ihn. Nach und nach gelangte diese Angelegenheit bis zu den Ohren des Königs, der es ungehörig fand, daß solch ein Mann ganz ohne Eifersucht in seiner Stadt wohnte, und ihn deswegen aus der Stadt jagte.

Dieser Mann legte nun in tiefem Schweigen Fakir-Gewänder an, verließ die Stadt, und wen immer er zu Gesicht bekam, den fragte er: »Was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Die Leute pflegten zu ihm zu sagen: Wie sollen wir das wissen?« Deswegen durchwanderte er viele Städte, aber niemand konnte ihm Antwort auf seine Frage geben. Schließlich kam er in eine Residenzstadt, und dort fragte und fragte er und stellte auch diese Frage dem König. Der König war sehr klug; er ehrte den Fremden und sagte zu ihm: »Fakir, von hier sind Hunderttausende weggegangen, aber nicht zurückgekehrt – wie sollen wir wissen was dem großen Freunde genehm ist?« Der Fakir sagte: »Herr, ich werde jenen Freund befragen.« Der König sagte zu ihm: »Fakir, daß du aufrichtig bist, steht fest, deshalb wirst du bestimmt dein Ziel erreichen. Wenn du den großen Freund triffst, dann lege ihm doch um Himmelswillen in meinem Namen dar: Gib mir Armen Kinder, und wenn die Lampe leuchtet, will ich sterben!« Der Fakir sagte zu ihm: »Herr, wenn ich den Freund treffe, dann werde ich es sagen.«

Der Fakir verließ den Ort und wanderte und wanderte, bis er zu einer Stadt kam. Was sah er – über die Bewohner dieser Stadt fiel

der Regen des Fluches, und die Leute hatten nackte Leiber und hungrige Bäuche. Er wunderte sich sehr und fragte die Leute: Was ist der Lohn fürs Geben und was ist die Strafe fürs Nicht-Geben?« Die Leute sagten: »Du willst wohl, daß wir dich mit Gewalt zu Erde machen? Auch uns hat Gott erschaffen und aufgezogen, und du fragst uns, was wir von diesem tyrannischen Gott wissen?« Der sagte: »Ich werde jenen Tyrannen befragen.« Als er sich zum Weitergehen aufmachte, sagte ein Mann zu ihm: »Fakir, wenn du Gott begegnest, dann frage ihn doch bitte in unserem Namen, in was für eine Hölle wir gekommen sind!« Der Fakir sagte ihm das zu und ging weiter.

Nach einigen Tagen kam der Fakir in einen Wald. Nachdem er den ganzen Tag umhergeirrt war, kam ihm schließlich an einer Stelle ein offener Platz zu Gesicht, in dessen Mitte er auf einem winzigen Hochsitz zwei Personen sah. Als er näher kam, sagte er: »Der Friede sei mit euch!« Die eine Person schwieg, aber die andere antwortete: »Und mit dir der Friede!« Der Fakir sagte: »Junger Mann, laßt mich eine Nacht hierbleiben, seid bitte so gut!« Die Person, die da stumm gegessen hatte, gab ihm zur Antwort: »Du Unglücksmensch, schämst du dich nicht? Auch uns hat Gott erschaffen und aufgezogen. Seit wir denken können, sind wir nicht von diesem Hochsitz heruntergekommen. Am ganzen Tag kommt nur ein kleiner Topf mit Wasser und ein Brot, das essen wir auf – und die Plattform ist so winzig, daß kaum eine Person darauf schlafen kann; deswegen schlafen wir umschichtig. Und dann haben wir auch noch die Kälte im Winter zu ertragen. Wir haben nicht so viel Kraft, daß wir von hier heruntersteigen, uns in den Schutz eines Baumes setzen, um uns vor der Kälte zu schützen oder wiederum in der Sonnenhitze des Sommers im Schatten eines Baumes unseren Rücken kühlen zu können! Und jetzt kommst du noch als Gast zu uns, als ob du hier beim Vorbeigehen ein Stadthaus gesehen hättest!« Der arme Fakir verstummte und zog sich zurück, als die andere Person, die auf seinen Gruß geantwortet hatte, zu ihm

sagte: »Fakir, komm und steig auf den Sitz.« Er sagte zu dem Bruder: »Bruder, gib du uns bitte nicht von deinem eigenen Brot und Wasser. Wir schlagen uns schon selber durch, und du behalte bitte den Schlafplatz.« Der Fakir kletterte auf den Hochsitz. Kaum war ein Augenblick vorüber, als durch göttliche Macht ein Brot und ein kleiner Topf mit Wasser kamen. Der Gast, der den Fakir zum Übernachten eingeladen hatte, pflegte sonst immer das Brot zu teilen, jetzt aber sagte er zu dem Bruder: »Bruder, teil du das Brot, damit du nicht später sagst: Wegen des Gastes hat er für sich einen viel größeren Anteil von dem Brot genommen, oder er hat mehr Schlucke Wasser getrunken!« Derjenige, der den Gast nicht eingeladen hatte, der sagte: Wie könnte ich dir jetzt das Verteilen überlassen?« Sprach's und teilte das Brot und Wasser und aß seinen Teil auf. Sein Bruder und der Fakir sagten »Im Namen Gottes« und aßen das restliche Brot und tranken das Wasser. Durch Gottes Macht – von einem Stückchen Brot so groß wie ein Fingernagel und von einer Handvoll Wasser wurden sie reichlich satt. So verbrachten diese beiden die Nacht. Zur Nacht hatte der, der den Gast nicht aufgenommen hatte, einen erquickenden Schlaf, aber der Fakir und sein Bruder unterhielten sich die ganze Nacht. Als die Sonne aufstieg, sprang der Fakir von dem Hochplatz herab und sagte: »Was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Derjenige, der ihn nicht eingeladen hatte, sagte zu ihm: »Du bist doch ein richtig ungezogener Kerl! Wie sollen wir denn wissen, was dieser grausame Gott für ein Ziel hat, daß er uns in dieses Unglück gestürzt hat!« Der Fakir sagte: »Mein Lieber, ich werde diesen Grausamen fragen.« Derjenige, der ihn aufgenommen hatte, sagte zu ihm: »Fakir, mir scheint es, daß in deinem Gesicht Zeichen der Güte sind. Du wirst bestimmt zu dem großen Freund gelangen, und wenn du den Freund triffst, dann leg ihm doch bitte in unserem Namen dar: ›Herr, in was für eine Plage sind wir da gekommen?‹« Der Fakir antwortete: »Ja, mein Lieber, wenn ich zum Freunde gelange, werde ich ihm das bestimmt darlegen.«

Der Fakir wanderte und wanderte weiter und kam zu der Wüste der zwölf Berge. Was sah er – eine schwarze Schlange hatte sich dort mächtig aufgerichtet! Der Fakir bekam Angst, aber er faßte sich ein Herz und sagte: »Friede sei mit dir!« Die Schlange sagte: »Und mit dir der Friede!« Der Fakir fragte sie: »Freund, was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Die Schlange antwortete: »Fakir, seit ich denken kann, habe ich auf diesem Hügel gelebt; mit meinem Fauchen habe ich die zwölf Berge verbrannt, aber bis jetzt habe ich nichts zu essen und zu trinken bekommen. Ich kann nicht von hier weggehen – was soll ich dir antworten? Das weiß nur jener Herrscher!« Der Fakir sagte: »Freund, ich werde jenen Herrscher fragen.« Die Schlange sagte zu ihm: Wenn du den Herrscher triffst, dann lege ihm doch in meinem Namen dar: »Herr, ist mir in dieser Welt auch ein guter Tag zugeteilt, oder bin ich ganz vergessen?« Der Fakir sagte: »Meine Liebe, wenn ich den Herrscher treffe, dann werde ich ihm das irgendwie sagen.«

Der Fakir blieb über Nacht dort und ging am Morgen wieder weiter. Er gelangte in eine Steppe und sah dort eine Stute stehen. Ihr Schwanz reichte bis in die Erde, und Krähen tanzten scharenweise über ihr. Ganz in Blut getaucht stand sie da und war nahe am Sterben. Als der Fakir ihr näherkam, sagte er: »Frau Engelin, Friede sei mit Euch!« Die Stute sagte: »Und mit dir der Friede!« Der Fakir fragte: »Was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Die Stute sagte: »Fakir, seit ich geboren bin, bin ich hier so festgehalten. Ich habe nicht so viel Kraft, daß ich von hier weggehen könnte, oder daß ich ein ganz klein wenig Gras mit meinem Maul von dieser Weide nehmen könnte, oder daß ich den Schweif heben und die Krähen wegfliegen lassen könnte! Was soll ich dir denn für eine Antwort geben? Das weiß nur der Herrscher!« Der Fakir sagte: »Ich werde diesen Herrscher fragen.« Die Stute sagte zu ihm: »Wenn du den Herrscher triffst, dann frage ihn doch bitte in meinem Namen, für welche Tat ich die Strafe erdulde?«

Der Fakir sagte: »Gnädige Frau Engelin, wenn ich den Herrscher treffe, dann werde ich ihm das bestimmt unterbreiten.« Der Fakir zog weiter und weiter und kam zu einem Fluß. Was sah er – eine Person mit lichtvollem Antlitz, einen Stock in der Hand, saß dem Fluß zugewandt. Der Fakir sah nur den Rücken, als sich ihm alle Schleier öffneten und er ihm zu Füßen fiel. Er unterbreitete ihm: »Herr, was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Der mit dem lichtvollen Gesicht sprach: »Fakir! Zuerst muß man den anderen Gutes wünschen!« Der Fakir verstand und erwiderte: »Ja, Herr! – Ein König sehnt sich nach Kindern.« Jene Gestalt sagte zu ihm: »Und wer ist der zweite?« Er sagte: »Herr, die Bitten der Nackten, Hungrigen.« Da kam ihm die Antwort: »Diese haben Gottes Haus entehrt und es mit Schmutz gefüllt und über ihm ein Weinhaus gebaut – solange sie nicht bereuen und die Moschee reinigen, so lange wird dieser Regen des Fluches weiter auf sie fallen!« Der Fakir sagte: »Herr, und die Leute auf dem Hochsitz?« Er sprach: »Die laß jetzt!« Dann sagte der Fakir wieder: »Herr, welche Antwort soll ich der Schlange geben?« Die lichtvolle Gestalt sagte zu ihm: »Diese Schlange hat die Schätze von sieben Königen an ihre Brust gedrückt – so lange sie die nicht um Gottes willen hergibt, so lange wird die Schlange nicht von jenem Ort wegkommen!« Dann sprach der Fakir im Namen der Stute. Die Antwort wurde ihm zuteil: »Diese hat sich geweigert, dem Menschenkind zu gehorchen. So lange sie dem Menschensohn nicht gehorcht, so lange wird sie in diesem Zustand bleiben!« Der Fakir legte ihm dar: »Herr, was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Jene Gestalt sagte zu ihm: »Kehre von hier zurück. Wenn du zu dem König kommst, dann wird am nächsten Morgen dem König ein Sohn geboren werden. Laß du ihn in die Hofversammlung holen, laß ihn auf dem Thron schlafen und frage ihn nach der Antwort.« Sprach's, und dann verschwand die Gestalt, und der Fakir kehrte um und zurück. Als er zu der Stute kam, fragte sie ihn: »Fakir, hast

du den Freund getroffen?« Er sagte: »Ja, gnädige Frau Engelin.« Die Stute sagte zu ihm: »Hast du in der Freude über den Freund meine, der Armen, Sache vergessen oder nicht?« Der Fakir sagte: »Nein, gnädige Frau Engelin! Über dich ist folgender Spruch ergangen: solange du das Menschengeschlecht nicht auf dir reiten läßt, so lange wirst du in diesem Zustand bleiben. Diese Strafe ist dir hier zugeteilt und in der künftigen Auferstehung wird dir noch eine andere Strafe auferlegt werden!« Die Stute sagte: »Fakir! Ob nun andere Leute kommen oder – lieber Himmel! – nicht kommen ... sei du so gut und reite auf meinem Rücken!« Der Fakir rief Gott an und strich ihr über den Rücken, da bekam sie im Nu einen richtigen Schwanz. Dann sagte er »Im Namen Gottes« und saß auf, und im Nu kam er bei der Schlange an. Als die Schlange ihn so zufrieden sah, sagte sie: »Fakir, du hast bestimmt den Freund getroffen – du hast doch wohl nicht in der Freude darüber mich Arme vergessen?« Der Fakir sagte: »Nein, meine Liebe: über dich ist der Spruch ergangen, daß unter dir die Schätze von sieben Königen vergraben sind, und so lange du die nicht für Gottes Sache in Almosen aus gibst, so lange wirst du hier sein.« Die Schlange sagte zu ihm: »Bruder, nimm du sie doch mit dir und nimm sie an, damit ich befreit werde!« Der Fakir sagte: »Meine Liebe, ich habe die Welt aufgegeben; jetzt interessieren mich diese Schätze überhaupt nicht. Aber ich werde dir solche Leute schicken, die Reichtum nötig haben!« Das versprach der Fakir der Schlange und ging geradewegs auf den Wald zu, wo die beiden Leute auf ihrem Hochsitz gesessen hatten. Da sah er, daß nur noch der leere Sitz dastand. Von dort ging er wieder in jene Stadt, auf die der Regen des Fluches fiel. Die Person, die ihm das gesagt hatte, die fragte ihn: »Fakir, hast du den Freund getroffen?« Der Fakir sagte: »Jawohl, mein Lieber!« Der andere fragte ihn: »Du hast uns doch hoffentlich nicht vergessen?« Der Fakir sagte: »Nein, aber ihr habt Gottes Haus entweiht, und so lange ihr das nicht reinigt und bereut, so lange wird dieses Unheil nicht aufhören.« Als der Mann das Wort des Fakirs hörte,

fang er an zu lachen und sagte: »Wo hast du denn diese Lüge her ...? Der hat den Freund getroffen! In unserer Stadt gibt es gar keine Moschee, wie könnten wir es denn da entehren?« Der Fakir sagte: »An dem Platz, wo ihr ein Weinhaus gebaut habt, darunter liegt die Moschee. Grabt mal und seht nach!« Einer sagte: »Der will nur unsere Vergnügungsstätte kaputt machen, deshalb soll man ihm nicht gehorchen!« Ein anderer sagte: »Hört auf ihn und stellt das einmal fest, grabt mal und sucht es zu bestätigen; wenn es sich als Lüge herausstellt, dann schlägt ihn tot!« Schließlich nahm man das Wort des letzteren an, und sie fingen an, auf den Fakir hörend, den Platz des Weinhauses aufzugraben. Da sahen sie, daß da eine richtige Moschee lag, und sie begriffen es alle, und sie ehrten den Fakir. Als die Leute der Stadt bereut hatten, da begann durch Gottes Macht der Regen der Gnade auf sie zu regnen. Der Fakir sagte zu den Leuten der Stadt: »Geht alle mit mir zusammen, und ein jeder bringe sein Tragtier mit sich!« Die Männer gehorchten ihm sogleich. Als sie sich der Schlange näherten, da schrieten die Männer auf: »Fakir, du hast uns von einem Unglück befreit und nun willst du uns in ein zweites stürzen!« Aber der Fakir sagte zu ihnen: »Ich gehe euch voran; das Leben ist allen lieb. Macht euch keine Sorgen, die Schlange wird euch überhaupt nicht belästigen!« Als sie bei der Schlange ankamen, da übergab die Schlange das gesamte Vermögen dem Fakir und bat ihn um Erlaubnis, fortzugehen. Der Fakir sagte zu ihr: »Geh nur, aber geh nicht dorthin, wo alle diese Leute sind, sonst geben die noch vor Angst den Geist auf.« Die Schlange ging zur anderen Seite fort und der Fakir verteilte die Schätze an jene Männer und gab die Stute jener Person, die ihm beim ersten Mal gesagt hatte, er solle beim Freunde vorstellig werden.

Dann ging der Fakir geradewegs zum König. Als der König auf seinem Gesicht ein Strahlen sah, begriff er, daß sein Wunsch erfüllt war. Er ließ den Fakir neben sich auf dem Thron sitzen und fragte ihn über seine Begegnung mit dem Freunde. Der Fakir sagte zu dem König: »Dein Wunsch wird sich morgen erfüllen.« Der König

hatte diese Nacht den Fakir bei sich aufgenommen. Als es Morgen wurde, traf sich die Hofversammlung, und der Fakir und der König hatten sich auf den Thron gesetzt, als eine Amme angerannt kam und den König zur Geburt eines Sohnes beglückwünschte. Im ganzen Hofstaat verbreitete sich große Freude, und der Fakir und der König waren sehr glücklich. Der Fakir sagte zu dem König: »Laßt das Kind sofort hierher kommen!« Der König befahl der Amme, das Kind nach dem ersten Trinken an der Mutterbrust zuerst zu dem Fakir zu bringen. Die Amme badete das Kind in Wohlgerüchen und Ambra, wickelte es in seidene Windeln, legte es auf ein goldenes Tablett und brachte es herbei. Als der Fakir und der König das Kind sahen, kamen sie vom Thron herunter. Der Fakir nahm der Amme das Tablett ab, setzte es auf den Thron und sagte zu dem König: »Nun ist dieser Thron das Eigentum dieses Kindes.« Der König sagte: »Ehrwürdiger Fakir, ich brauche ihn auch.« Dann nahm der Fakir den Jungen am kleinen Finger und sagte zu ihm: »Sohn – was ist der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben?« Das Kind gab keinerlei Antwort. All die Leute, die in der Hofversammlung saßen, ärgerten sich innerlich: »Wie blöd ist doch der König, daß er einen so verrückten Fakir mit sich auf dem Thron sitzen läßt, der noch nicht mal so viel Verstand hat, daß er weiß, daß neugeborene Kinder nicht sprechen können!« Aber aus Furcht vor dem König waren alle still. Der Fakir fragte zum zweiten Mal, aber es kam ihm keine Antwort. Schließlich beim dritten Mal drückte er den kleinen Finger des Kindes kräftig und sagte: »Sohn, auf Gottes Befehl sag uns und laß uns hören, was der Lohn fürs Geben und die Strafe fürs Nicht-Geben ist!« Das Kind sprach das Glaubensbekenntnis und sagte: »Fakir, hinter dem Palast des Königs ist die Hütte eines Schikaris, in dessen Haus ist eine Sau aufgezogen worden, die jetzt ein Ferkel geboren hat – frage das!« Der König und die Hofleute waren höchst erstaunt. Der Fakir bat den König, das Ferkel holen zu lassen. Auf Befehl des Königs rannten die Laufburschen sofort los und brachten das Ferkel des

Schikaris direkt her. Der arme Schikari, zitternd und bebend, legte das Ferkel auf den Teppich und setzte sich weit weg. Der Fakir fragte das Ferkel dieselbe Frage. Das Ferkel gab zur Antwort: »Fakir, wir sind zwei Brüder, von einem Vater und einer Mutter geboren. Gott hat uns ein übles Geschick gegeben und uns auf einem Hochsitz sitzen lassen. Du bist gekommen und hast bei uns die Nacht verbracht; ich habe dich nicht übernachten lassen wollen und habe viel geredet, aber mein Bruder hat dich bei sich übernachten lassen und hat dir Brot zu essen und Wasser zu trinken gegeben und hat selbst gewacht, um dir Platz zum Sitzen auf dem Hochsitz zu geben. Die Macht Gottes hat uns von dort fortgenommen und uns hier gelassen. Mein Bruder lebt glücklich im Hause des Königs, als Same des Besitzers des Thrones im Leibe der Prinzessin, und der sitzt nun hier auf dem königlichen Thron, und ich im Hause eines Schikaris, Samen des Schweines aus dem Leibe einer Sau, und so werde ich denn Schweinesohn genannt. Dieser mein Bruder hat den Lohn für das Geben, und ich habe die Strafe für das Nicht-Geben, wie du mit eigenen Augen sehen kannst.«

Als die anderen all dies sahen, verfielen sie in tiefes Nachdenken, aber der Fakir geriet in Ekstase und schrie auf *Khair qabūl, madad rasūl!* (Das Gute wird angenommen – Hilfe, Prophet!) und rannte von dort weg.

Als er nach einiger Zeit zu sich kam, da sah er, daß er am Ufer eines Flusses stand. Als er das reine Wasser sah, war er zufrieden: »Jetzt hat der Herr auch meine gute Tat angenommen! Ich habe keinen anderen Wunsch mehr; deswegen will ich in dem Wasser baden und Allah Allah rufen!« Mit diesem Gedanken legte er Rosenkranz und Bettlerschale ab, legte die kreuzförmige Sitzstütze hin, sagte »Im Namen Gottes« und sprang in den Fluß. Als ihm das Wasser über den Kopf kam, da war das nicht Fluß und nicht Wasser! Er war in einem Garten angelangt. Als er den Garten sah, wunderte er sich sehr und sagte: »Dies ist doch nicht ein Garten dieser Welt!« Ströme von Milch und Teiche voll Honig sah er, und da wurde es

ihm gewiß, daß dies das Paradies war. Und als er noch ein bißchen weiter voranging, da war da jener Fakir, dem er um Gotteslohn seine Frau gegeben hatte; der zog an einem Seil und bewegte eine Schaukel. Er ging noch etwas weiter, als seine eigene Frau von der Schaukel sprang und ihrem Mann zu Füßen fiel. Beide waren sehr glücklich, sich wiederzutreffen.

Danach sagte die Frau zu demjenigen, der die Schaukel bewegte: »Guter Mann, geh du jetzt aber fort, denn der Besitzer dieser Schaukel ist gekommen!« Dann setzte sie ihren Ehemann auf die Schaukel und begann selbst die Seile zu ziehen. Und ein solches Wiedersehen wie sie hatten, so eines möge hoffentlich der ganzen Welt beschert sein!



*2. Immer gleich bleibt die Güte des Guten,  
die Bosheit des Bösen*



Der König aller Könige ist ja Gott selbst, aber auf der Erde, auf einem Stückchen Erde, da herrschte ein König. In seinem Reich wurde mit Gerechtigkeit und Recht regiert, und Löwe und Lamm tranken zusammen. Doch man sagt ja, daß Böses und Gutes zusammen an einem Ort erscheinen, damit der Unterschied zwischen beiden klar werde; deshalb lebten in dem Reich dieses Königs alle, Gute wie Böse.

Eines Tages sagte der König zu seinem Wezir: »Wie viele üble Kerle in meinem Lande immer wohnen mögen, gib mir deren Na-

men, damit ich sie aus dem Lande jage, damit von Gottes Geschöpfen auch die Plage entfernt werde, die noch übrig ist.« Da faltete der Wezir die Hände und sprach zum König: »Möget Ihr lange leben, Verehrungswürdiger, immer gleich bleibt die Güte des Guten und die Bosheit des Bösen! Seid Ihr nur weiterhin zu allen gut; dann, wenn trotz Eurer Güte irgend jemand noch Böses tut, dann wird Gott der Erhabene selbst von ihm Rechenschaft verlangen. Behandelt sie weiterhin mit Güte, dann wird Gott Euch belohnen.« Aber der König ging absolut nicht von seiner Meinung ab und sagte: »Solange ich das Böse nicht mit der Wurzel ausrotte, solange soll mir Brot und Wasser verboten sein!«

Der Wezir dachte bei sich: »So lange bis Recht wirklich Recht wird, so lange werden auch zu Unrecht manche gestraft werden; deswegen muß man erreichen, daß der König für einige Zeit seinen Widerstand aufgibt, bis ich Untersuchungen über die richtigen üblen Kerle angestellt habe, damit nicht etwa irgendein armer Mensch zu Unrecht gestraft werde!« So sagte er zum König: »Lebet lange, Verehrungswürdiger! Da gibt es eine Sache, die ich Euch erzählen möchte; gestattet, daß ich sie vorbringe.« Der König willigte ein. Dann begann er seine Rede und sagte:

»In einer Stadt lebten zwei Freunde. Der eine hieß Gut, und der andere Bös. Sie konnten es ohne einander überhaupt nicht aushalten und pflegten immer miteinander zu verkehren. Doch wie man so sagt, jeder Mensch wird durch seine Gewohnheit gezwungen, und so wurden diese beiden Freunde auch durch ihre Gewohnheiten gezwungen, so wie das mit der Schildkröte und dem Skorpion der Fall war: Gut tat immer Gutes und Bös immer Böses.« Der König fragte den Wezir: »Was ist denn nun wieder diese Geschichte von der Schildkröte und dem Skorpion?« Der Wezir antwortete: »Majestät! Die Sache ist so, daß eines Tages eine Schildkröte den Fluß überqueren mußte. Sie machte sich bereit, stand auf und ging los. Da begegnete ihr unterwegs ein Skorpion, der zu ihr sprach: »Sag mir – wohin hast du dich aufgemacht?« Die Schildkröte

antwortete ihm: ›Ich muß auf die andere Seite des Flusses, denn dort bin ich zu einem Familientreffen der Schildkröten eingeladen. Da sagte der Skorpion zu ihr: ›Freund, ich habe dringend etwas auf der anderen Seite des Flusses zu tun; aber hier gibt es keine Fähre. Sei doch so gut und bring mich dorthin; dann werde ich dir sehr verbunden sein.‹ Die Schildkröte sagte zu ihm: ›Mein Lieber, ich bin bereit, an jenes Ufer zu gehen, aber du bist ein ehrloses Insekt – wie könnte ich mich auf dich verlassen? Unterwegs könntest du stechen, und wer soll dich dann tragen?‹ Da antwortete der Skorpion ihr: ›Freund, du tust mir etwas zugute, und da sollte ich dich stechen – wie könnte das möglich sein!‹ Schließlich ließ die Schildkröte den Skorpion auf ihren Rücken klettern und begann im Fluß zu schwimmen. Als sie in die Mitte kam, da kam ihr ein Geräusch – tack tack tack – zu Ohren. Sie begann hierhin und dorthin zu blicken – woher konnte denn mitten im Fluß ein Geräusch – tack tack tack – kommen? Mit großer Mühe wandte sie den Kopf um und sah – verflucht noch mal! –, daß der Skorpion seinen Stachel auf ihren Rücken schlug. Sie sagte zu ihm: ›He, Skorpion! Was machst du denn da?‹ Da gab ihr der Skorpion zur Antwort: ›Freund, ich bin durch meine Gewohnheit gezwungene. Darauf sagte die Schildkröte zu ihm: ›Wenn das deine Gewohnheit ist, dann wäre es schädlich, dich am Leben zu lassen!‹ Sprach's, tauchte unter, tief ins Wasser, und der Skorpion glitt von ihrem Rücken und ertrank im Fluß.« Als der Wezir diese Geschichte fertig erzählt hatte, sagte er: »Lang lebe der König! So wie in dieser Geschichte waren auch die beiden Freunde Gut und Böses von ihren Gewohnheiten gezwungen, obwohl sie durch das Band der Freundschaft verbunden waren. Nun schön, auf Gottes Befehl sagte Gut eines Tages zu seinem Freunde Böses: »Freund, wie viele Tage sind schon vergangen, daß wir gar nicht irgendwo nach draußen gegangen sind! Laß uns gehen und irgendein fremdes Land umkreisen und durchreisen, und erfahren, wie der Wind in der Welt weht.« Das sagte Böses: »Mein Guter, ich habe nicht einen Heller; es sei denn, daß du ein paar

Kröten hast, dann könnten wir gehen. Sonst heißt es nachher: Für das angebundene Tier gibt's weder Gras noch Wasser! ›Kirn kein Wasser – das ist verlorene Liebesmüh!« Wer sich nicht selbst rühren kann, bekommt nichts. Tu nichts, was so unnütz ist wie Wasser zu kirnen, dabei kommt nichts heraus!«

Gut sagte zu ihm: »Freund, ich habe ein paar Kröten; ich habe auch ein bißchen Reisevorrat für ein-zwei Monate. Komm, damit wir ein paar Länder durchwandern!« Da nahmen die beiden Freunde Reisezehrung mit sich und zogen aus dem Dorf hinaus.

Sie gingen und gingen und verließen ein Reich, und verließen ein zweites Reich, und kamen schließlich in ein drittes Königreich. Der König dieses Reiches hatte keine Söhne, aber er hatte eine Tochter. Doch durch die Macht des Allmächtigen hatte sich irgendein Leiden im Leib dieser armen Tochter eingenistet – sie hatte eine so schwere Krankheit, daß sie am liebsten sterben wollte. Wie viele Pirs und Fakire hatten Zaubersprüche rezitiert, Pandits und Mollas waren befragt worden, wie viele Gebete, Heilmittel, Zauberschnüre und Beschwörungen hatte man versucht – aber die Krankheit wurde nach dem Sprichwort ›Je länger die Nacht, desto mehr‹ immer stärker. Die Prinzessin hatte in Vollmondnächten ekstatische Zustände, und danach war sie wieder Stunden um Stunden ruhelos. Alle Leute dachten, ein Dschinn sei in die Prinzessin gefahren. Sie ließen auch die Zaubersprüche rezitieren, die dazu dienen, Dschinnen auszutreiben; sie ließen Musik und Instrumente spielen; sie ließen einige Fakire holen, aber alles das nützte überhaupt nichts. Der König, hilflos, erließ einen Aufruf: ›Dem Mann, der meine Tochter heilt und sie gesundmacht, dem gebe ich das halbe Königreich und die halbe Krone und verheirate meine Tochter mit ihm!‹ Als Gut diese Nachricht hörte, sagte er: »Gott der Erhabene möge die Prinzessin von ihrem Leiden erretten – wie herrlich wäre das!« Da sagte Bös lachend: »Fein, er möge dich belohnen; laß die nur leiden – die wird auch schon manchen gequält haben.«

Schön. Als es Morgen wurde, machten sich die beiden Freunde wieder auf und gingen weiter. Sie gingen und gingen und gerieten in eine Wüste. Dort quälte sie der Durst. Sie blickten hierhin und dorthin, ob sie vielleicht irgendein menschliches Wesen fänden, das sie nach der Spur von Wasser fragen könnten. Schließlich kam ihnen in einer Richtung ein Kameltreiber zu Gesicht. Sie begannen dorthin zu laufen. Sie liefen eine ganze Weile und kamen gerade noch kriechend dort an, da fielen sie völlig erschöpft hin. Dann fragten sie den Kameltreiber nach Wasser. Der sagte zu ihnen: »Dort drüben ist ein großer Banyan-Baum zu sehen; unter dem ist ein Brunnen; das hier ist gut für euch.« Schließlich waren sie bis zu dem Brunnen unter dem Baum gekrochen, aber an dem Brunnen war keinerlei Vorrichtung, um Wasser zu schöpfen. Die Qual des Durstes ließ sie fast ohnmächtig werden, und keiner hatte mehr die Kräfte, in den Brunnen zu steigen. Schließlich sagte Bös: »Freund, ich habe überhaupt keine Kraft mehr, ich kann nicht einen Schritt von hier kriechen oder in den Brunnen steigen. Nun geh du schon in den Brunnen! Ich werde ein Turbantuch um deinen Leib binden, und du steigst erst hinunter, trinkst Wasser, und dann befeuchtest du den Saum des Turbans und schickst den wieder zu mir, damit ich meine Kehle anfeuchte und dann ein bißchen ruhe und dich dann wieder herausziehe!« Da zog Gut alle seine Kleider aus und gab sie Bös, band einen Strick um den Leib und ging in den Brunnen hinab. Er trank sich satt, befeuchtete das Turbantuch, gab es Bös nach draußen, und der, nachdem er seinen Durst gestillt hatte, was tat er? Er nahm Guts Kleider und Geld samt dem Turban und machte sich davon. Der Arme wehklagte und jammerte sehr, aber wer hört schon einen, der in den Brunnen gefallen ist! Da trug der Arme all seinen Kummer mit Geduld, schwieg und vertraute auf Gott; er setzte sich geduldig in eine Vertiefung des Brunnenschachtes und begann die verschiedenen Seiten seines Geschicks zu betrachten. Oben aber hatte Bös die Kleider fortgetragen und kam geradewegs in die Stadt des Königs, dessen Prinzessin krank war.

Worte gehen rasch, Tage gehen nach ihrem eigenen Maß dahin. Die Stunden der Mühsal sind wenige – Gottes Barmherzigkeit ist groß, und wenn Gott sich zu einem wendet, dann werden schon irgendwelche Mittel bereitgestellt. Dieser Banyan-Baum, unter dem der Brunnen lag, stand in der Mitte eines Wüstengebietes, wohin von hier und da manchmal müde Reisende kamen und Mittagsruhe hielten. Gut sprach und sprach seine Gebetsformeln, bis die Sonne unterging. Der Arme saß noch immer in der Vertiefung des Brunnenschachtes, als plötzlich eine Schlange kam, platsch ins Wasser fiel und herumzuschwimmen begann. Gut holte tief Luft, als er sah, daß dies eine Kalandari Kobra war, durch deren Fall das Wasser fünf Fuß höher gestiegen war. Den armen Gut überfiel Angst: »Jetzt, in diesem Augenblick werde ich sterben!« Er bemühte sich, sich ganz zu verstecken und saß noch zusammengedrückter in seiner Vertiefung. Nach einiger Zeit kam aus dem Baum, der über dem Brunnen war, eine Stimme: »Kalandari, bist du da?« Da antwortete die Schlange: »Ja, Dschinn Dschabra, ich sitze hier!« Der Dschinn fragte sie: »Gib mir Kunde vom heutigen Tage – was ist gewandelt, was ist gehandelt?« Die Schlange sagte zu ihm: »Freund, frag doch nicht! Heute war die Macht von hundert Schlangenbeschwörern über mir; sie haben vor meiner Schwelle Haufen von trockenen Kuhfladen hingelegt, und dann sind sie gekommen und haben angefangen, die Murli zu spielen, und die Macht der Musik der Murli hat meinen Geist ermüdet. Das Murli-Blasen eines Fakirs hat mich so berauscht, daß ich mich von meinem Platz erheben mußte, und in der urewigen Woge der Melodie habe ich mich wieder meiner Majestät erinnert. Ich bin außer mir gewesen, und in diesem Zustand habe ich solchen Schmerzensrauch ausgestoßen, daß die Kuhfladen alle zu brennen anfangen und die Schlangenbeschwörer, ihre Murlis spielend, vor Hitze wie Wasser wurden; dann kamen sie an eine Stelle, wo die Stimme der Murlis ganz sanft wurde und meine Seele langsam, ganz langsam wieder still und friedlich wurde ... Dann löste sich die Menge der Schlan-

genbeschwörer auf, und es gelang ihnen nicht, mich zu ergreifen; danach blieb ich noch eine lange Zeit berauscht von der Süße der Musik. O Dschinn Dschabra, man sagt, daß die Herrschaft der Musik über jeden Menschen, jeden Vogel, jedes Insekt und jedes Lebewesen reicht. Auch ich bin berauscht von jeder Melodie der Musik und gerate in Verzückung!«

Nachdem die Schlange dies erzählt hatte, fragte sie den Dschinn: »Sag mir, was ist gewandelt, was ist gehandelt?« Da antwortete der Dschinn ihr: »Freund, heute ist Vollmondtag, da kam ich zur Kronprinzessin, der Tochter des Königs, und ließ mich in ihrem Körper nieder. Nun, mein Eintreten und ihr schreckliches Erzitern war eines – manches Amulett zum Verbrennen kam, manches Amulett wurde umgebunden, Heilmittel kamen und Medikamente, Parfüm wurde ausgesprengt und Weihrauch angezündet. Kurz, alle fingen an, Vorkehrungen zu treffen, aber ich mußte am heutigen Tag unbedingt bleiben. Dann kam der König selbst. Schließlich forderten sie sieben Sarindo-Spieler, um den Dschinn heute unbedingt zu vertreiben. Das Gezwitscher der Sarindos verschlang sich; sie zupften die Saiten, sie mischten die Melodien der Sarindos und zeigten alle Kunst auf den Saiten; dann, als sie die Saitenkünste beendet hatten, ließen sie ihre Stäbchen etwas ruhen und schärften sie, und schlugen die Saiten dann noch stärker, so daß mein Körper zu zittern begann. Als es Morgen wurde, da hat das Schwingen der Saiten mich so heftig berührt, daß ich außer mir geriet, in Ekstase fiel und zu schaukeln anfang, und während ich so schaukelte, erinnerte ich mich an meine majestätische Macht und wurde ganz in Entzücken aufgelöst. Die Sarindo-Spieler warteten, trieben mich mit ihren Schreien an, und schließlich flehten sie: ›Geh, laß doch die arme Tochter, trink den Becher, füge dich, komm doch bitte nicht wieder – der König beschwört dich!‹ Dann wieder entblöste ein Fakir den Kopf, das Haar öffnend, begann er den Kopf heftig zu bewegen. Während dieser Fakir seine Trommel schlug, begann er Schreie auszustoßen, Schrei über Schrei, springend und hüpfend

ging er auf mich zu und schlug die Prinzessin. Aber davor war ich schon wieder zu mir selbst gekommen. Endlich, mit viel Getöse und Lärm, gingen auch die Fakire weg. Jetzt, als es Abend wurde, habe ich meine eigene Gestalt angenommen und bin gerade zurück. Das ist alles, was passiert ist – so ist unser ganzer Tag hingegangen!«

Eine Weile war tiefes Schweigen. Dann nach einer kleinen Weile begann die Schlange wieder zu reden. Sie fragte den Dschinn: »O Dschinn, nun, was für ein Mittel gibt es denn, damit du dein Eintreten in die Prinzessin beendest? Und wird sie dann wieder ganz gesund?« Der Dschinn sagte: »Der Baum, auf dem ich sitze – dessen Blätter sollen mit dem Wasser des darunterliegenden Brunnens gewaschen werden; sieben Jungfrauen sollen der Prinzessin das Wasser zu trinken geben, und dann werde ich mich für immer von jenem Platz entfernen und fortgehen.« Dann wieder fragte der Dschinn die Schlange: »Kalandari, nun gib schon Kunde – wie wirst du denn von den Schätzen der sieben Könige fortgelockt, und wem fällt dieser Besitz zu?« Da antwortete die Schlange: »Bruder, das ist eine ganz einfache Sache: an einem mondhellen Montag nimmt man eine Gazelle aus dem Walde, die wird mit dem Wasser von sieben Brunnen gewaschen; dann da, wo ich wohne, genau über dem kleinen Erdhaufen, wird die Gazelle getötet und ihr Blut dort ausgegossen, so daß ich für immer jene Erde verlasse.« So redeten sie und redeten sie, und als lange Zeit vergangen war, schwiegen sie und schliefen ein. Der arme Gut, der in der Vertiefung des Brunnens versteckt war, begann Gott zu bedrängen: »O mein Herr! Rette mich vor dieser Schlange!« Gott hörte sein Seufzen, und bis zum Morgen saß er sicher im Brunnen. Bevor die Sonne aufging, sprachen die Schlange und der Dschinn noch einmal miteinander und gingen dann beide fort.

Nachdem die Schlange und der Dschinn fortgegangen waren, kam durch Gottes Macht ein Hochzeitszug und stieg unter jenem Baume ab. Ein Mann hatte einen Eimer und kam, um Wasser aus

dem Brunnen zu schöpfen. Als der erste Eimer in den Brunnen herunterkam, da ergriff Gut ihn und bat und flehte den Wasserschöpfer an: »Um Gottes willen, hol mich hier heraus!« Der Wasserschöpfer bekam erst einen Schreck: »Was ist das bloß für ein Unglücksding, o Gott!«, aber dann holte er Gut heraus und gab ihm seinen eigenen Ajrak, um seine Blöße zu bedecken. Gut erzählte dann allen Männern im Hochzeitszug die ganze Geschichte, und einer von ihnen gab ihm ein Hemd, einer einen Turban, einer Hosen und einer Schuhe, und wieder andere halfen ihm mit Geld aus. Kurz, was immer Böses ihm weggenommen hatte, doppelt soviel erhielt er von den Hochzeitsgästen. Endlich verabschiedete sich Gut von ihnen, pflückte Blätter von diesem Baum, machte sich auf und ging und ging weiter, und schließlich kam er zu jener Stadt, wo die Prinzessin krank war.

Als es Tag wurde, ließ der König mit Trommelschlag verkünden: »Welcher Arzt oder Weise meine Tochter von ihrer Krankheit befreit, dem gebe ich das halbe Königreich, die halbe Krone und die Hand der Prinzessin!« Als Gut diese Proklamation hörte, ging er sogleich zum Großwezir und, nachdem er ihn begrüßt hatte, sagte er zu ihm: »Ich werde die Prinzessin heilen, wenn erlaubt wird, daß ich mit der Behandlung beginne.« Der Wezir gab dies sofort an den König weiter, der Gut rief und ihm gestattete, mit der Behandlung zu beginnen. Gut befahl den Dienern: »Bringt sieben neue Eimer und sieben neue Stricke, füllt sie mit dem frischen Wasser von sieben Brunnen!« Als sein Befehl ausgeführt war, da nahm er die Blätter des Banyan-Baumes, in dem der Dschinn wohnte, legte sie in einen Mörser und zerstiess sie. Dann goß er das aus sieben Brunnen stammende Wasser darauf, filterte das Wasser und machte von dem Rest ein Glas Blätter-Saft zurecht, den er mit Milch und Honig und anderem mischte. Dann befahl er, sieben Jungfrauen herbeizubringen. Sofort erschienen auf seine Anordnung hin sieben Jungfrauen, die dieses siebenfache Wasser der sieben Brunnen zu der Prinzessin brachten. Die Prinzessin sagte »Im Namen Gottes«

und trank das Wasser. Daß sie das Wasser trank und gesund wurde, war eines – wohin gingen die Dschinnen und wohin gingen die Gespenster! Das Mädchen war ganz in Ordnung und in neuer Gesundheit und Frische! Am nächsten Tag erinnerte Gut den Wezir an das Wort des Königs. Als der Wezir dem König das sagte, sprach er: »Schön, laß nur die vierzehnte Nacht des Mondes vorbei sein, damit man sieht, ob die Krankheit sie ganz verlassen hat oder nicht – danach werden wir unser Wort einlösen.«

Worte gehen rasch, Tage gehen nach ihrem eigenen Maß dahin – schließlich war ein Monat vorbei, und der Prinzessin fehlte nichts mehr. Zwei Monde, drei Monde, und schließlich ging der vierte Mond vorüber, aber die Prinzessin wurde durch Gottes Güte immer gesünder und kräftiger. Da erinnerte Gut den Wezir an das Wort des Königs. Der Wezir ging sogleich hin und erzählte dem König die Sache. Da ging er in seinen Palast, besprach sich mit der Königin und ließ durch eine Dienerin die Zustimmung der Prinzessin holen. Dann rief der König den Wezir und befahl ihm: »Die Vorbereitungen für die Hochzeit sollen getroffen werden!« Sogleich wurden die Türen der Schatzhäuser geöffnet, und alle Leute wurden aus der Küche des Königs gespeist. Und nach sieben Tagen des Almosengebens wurde die Hochzeitszeremonie vollzogen; danach ließ der König neben seinem Palast einen besonderen Palast bauen, übergab ihn seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, und die beiden, Mann und Frau, begannen Tage in großem Genuß zu erleben.

Durch Gottes Macht tauchte nach einigen Tagen Bös, der bettelnd herumliefe, wieder am Palast von Gut auf. Als Gut ihn sah, umarmte er ihn, war sehr freundlich zu ihm, und nachdem er sich erkundigt hatte, wie es ihm ging, sagte er zu ihm: »Bravo, lieber Mann, bravo! Hast du seit jenem Tag gar keinen Versuch gemacht, herauszukriegen, was für Abenteuer dein Kamerad hatte, der in den Brunnen gefallen war – ob er noch lebte oder ob er tot war?« Bös schämte sich sehr und gestand seine Schuld ein. Gut, weil er an Gutes

gewöhnt war, erwies ihm schließlich viel Freundlichkeit und ließ ihn einen ganzen Monat bei sich wohnen. Dann gab er ihm sieben Garnituren Kleider, und als er wegging, füllte er ihm die Satteltaschen mit Schätzen.

Als Bös sich von Gut verabschiedet hatte und mit allem Geld und Gut in der Stadt ankam, da fing er an, zu den Leuten zu sagen: Wißt ihr denn auch, wer dieser Gut ist?« Da sagten die Leute zu ihm: »Er ist der Schwiegersohn des Königs und selbst ein König!« Da sagte Bös zu allen: »Mann! Woher sollte der ein König sein? Der ist der Schuster unseres Dorfes; der ist hierher gekommen und hat sich als Arztsohn ausgegeben und hat behauptet, auch ein König zu sein. Er hat mir all diese schönen Sachen deswegen gegeben, damit ich die Sache für mich behalte und dem König nicht die Wahrheit erzähle – schließlich habt ihr da ja so'nen richtigen Schuster ...!« Daraufhin verbreitete sich unter den Leuten das Gerücht, der Schwiegersohn des Königs sei ein Schuster. Schließlich kam dieses Gerede auch dem König zu Ohren, der sich mit seinen Weziren beriet und Gut kommen ließ, um ihn zu befragen. Gut erhob sich und sagte: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Ich bin seit sieben Generationen König – wenn Ihr das nicht glaubt, so bin ich bereit, das zu beweisen!« Da sagte der König zu ihm: »Wenn das wahr ist, dann gib uns also den Beweis!« Da sagte Gut: »Herr, eines möchte ich noch erbitten – daß man aus dem Walde eine lebende Gazelle bringe, damit ich euch den Beweis geben kann!« Der König befahl, und in ein paar Tagen wurden viele Gazellen gefangen und hergebracht. Schließlich gefiel ihm eine Gazelle; die ließ er mit dem Wasser von sieben Brunnen waschen. Dann brachte er sie zu dem Erdhaufen, von dem die Schlange gesprochen hatte, und tötete sie im Namen Gottes. Als die Gazelle getötet war, ließ er ihr Blut genau auf den Erdhaufen fließen, unter dem die Schätze verschlossen waren. Als das Blut darauf tropfte, spaltete sich der Boden, auf dem der Erdhaufen lag, und eine große Schlange kam fauchend heraus und lief irgendwohin. Danach be-

fahl Gut: »Jetzt soll hier gegraben werden!« Nachdem sie dort Tag und Nacht gegraben hatten, fielen ihnen die Schätze von sieben Königen in die Hand, die er in den Palast des Königs tragen und vor ihm aufhäufen ließ. Als die Prinzessin, der König und die anderen Leute diesen ganzen großen Schatz sahen, da schwand ihr Zweifel, ob er ein richtiger König war. Der König und die Prinzessin baten Gut um Verzeihung und sie lebten alle wieder innig vertraut miteinander.

Nach einer Reihe von Tagen kam auch Bös wieder in die Stadt und dachte sich: »Ich will doch sehen, was sie mit Gut angestellt haben!« und so wandte er sich geradewegs zu Guts Palast. Als er kam, was sah er – verflixt nochmal! – das war ja noch mehr als zuvor! Er sagte keinen Ton, ging geradewegs auf Gut zu, fiel ihm zu Füßen und jammerte und sagte: »Freund, ich habe dir lauter Böses getan und du tust mir immer nur Gutes. Vielleicht kannst du mir jetzt verzeihen und mir um Himmels willen sagen, woher dir dieser Überfluß gekommen ist?« Da sagte Gut zu ihm: Wenn du recht fragst, so ist mir all dieser Überfluß aus jenem Brunnen gekommen, in dem du mich gelassen hast und fortgegangen bist.« Und er erzählte ihm alles, was geschehen war.

Schließlich, was tat nun Bös? Als er Wegzehrung mit sich genommen hatte, ging er geradewegs zu jenem Brunnen, zog alle Kleider aus und ging hinein. Als die Sonne sank und der Dschinn und die Schlange bei ihren Wohnstätten ankamen, da begannen sie sich wie immer über die Ereignisse zu unterhalten. Zuerst rief die Schlange aus dem Brunnen und fragte den Dschinn: »Sag mir, in was lebst du jetzt?« Da sagte der Dschinn zu ihr: »Freund, letztes Mal, als wir miteinander hier über solche Sachen gesprochen haben, da muß doch ein Mensch hier versteckt gewesen sein, der unsere Unterhaltung gehört hat, und was für schreckliche Dinge wir dann erlebt haben, du und ich, das weißt du ja selbst! Deswegen untersuche heute erst einmal die ganze Umgebung, damit da kein Menschenkind sitzt!« Da sagte die Schlange zu ihm: »Untersuche du zuerst

einmal oben den Baum, dann will ich im Brunnen nachsehen!« Der Dschinn durchsuchte den ganzen Baum, aber er konnte nichts entdecken; da sagte er zu der Schlange: »Hier ist nichts, untersuch du mal den Brunnen!« Die Schlange holte Luft, drehte den Kopf und sah, daß da doch wirklich ein Mensch saß! Da machte sie ihn mit einem Schlag zu kleinen Stücken und fraß ihn auf.«

Als der Wezir diese Geschichte fertig erzählt hatte, sagte er zum König: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Immer gleich bleibt die Güte des Guten, das Böse des Bösen! Fahrt Ihr fort, Gutes zu tun, dann werden sie dem, der alle Absichten kennt, später selbst Rechenschaft ablegen.« Als der König das hörte, war er sehr erfreut und sagte zu dem Wezir: »Richtig, es steht nicht in unserer Macht, das Böse ganz und gar auszurotten; aber Widerstand dagegen ist und bleibt nötig. Darum gib mir die Namen der Übeltäter, und dann wird man sich um sie kümmern!«



### *3. Der Kaufmann Schönster Edelstein*



Es war einmal ein Kaufmann, der keinen Mangel an Geld und Gut hatte; aber ihm war Kindersegen versagt. Deswegen flehte er ständig zum Herrgott. Endlich wurde ihm ein Sohn geboren, dem er den Namen Schönster Edelstein gab und den er mit größter Liebe und Zärtlichkeit erzog. Einmal belud der Kaufmann wie üblich die Boote mit Gütern und reiste ins Ausland, als unterwegs ein Wirbelsturm die Boote überfiel. Sie versuchten alles mögliche, aber nichts half, und der Kaufmann ertrank mit all seinem Hab und Gut.

Als seine Frau von diesem Unglück erfuhr, da wurde sie zunächst einmal ohnmächtig – aber wer könnte sich der göttlichen Macht entgegenstellen? Schließlich fügte sie sich in Gottes Willen und sie begann ihren einzigen Sohn aufzuziehen. Sie sorgte, daß der Junge neben dem Schulwissen auch die Kunst des Handels perfekt lernte, und als er herangewachsen war, richtete sie ihm eine prunkvolle Hochzeit aus, und so war auch diese Hoffnung erfüllt. Obgleich der Kaufmann viel Geld und Gut hinterlassen hatte, war es doch langsam aufgezehrt worden. Schönster Edelstein dachte: »Das Goldarmband meines Vaters hat sich schon aufgelöst – wieviel wird man noch in Ruhe essen können! Ich muß mich etwas anstrengen und mit meinem väterlichen Beruf anfangen!«

Schließlich verabschiedete er sich von der Mutter, nahm 500 Goldstücke mit und ging ins Ausland. Er ging und ging, und als es Mitternacht wurde, hatte er einen Platz erreicht, der ganz und gar verödet war. Der Arme war völlig verstört – wohin sollte er sich denn wenden! Da er keinen Ausweg sah, ging er schließlich immer geradeaus. Nach einiger Zeit, was sollte er sehen? – Gegenüber saß unter einem grünen Baum ein Derwisch, ganz still in Meditation versunken. Als er den sah, bekam er ein bißchen mehr Hoffnung; er näherte sich dem Derwisch und versuchte ihn etwas zu fragen. Er gab sich gewaltige Mühe, aber der Derwisch sagte überhaupt nichts. Nach vielen Versuchen und Bitten sagte endlich der Derwisch: »Junger Mann – jeder meiner Aussprüche kostet 100 Goldstücke – wenn du die gibst, dann sage ich dir auch etwas!« Schönster Edelstein dachte: »Ein Rat des Weisen ist für 100 Goldstücke immer noch billigt, und so zog er sofort 100 Goldstücke aus der Gürteltasche und legte sie vor den Derwisch. Der Derwisch sagte zu ihm: Wer einen Gefährten hat, dem geht es gut.« Schönster Edelstein dachte bei sich: »Lieber Freund, der Derwisch hat da wirklich etwas Bewundernswertes gesagt – warum soll ich nicht von einem solchen Gottesmann noch ein paar Aussprüche hören?« So nahm er die übrigen 400 Goldstücke heraus und legte sie vor

ihn. Darauf sagte der Derwisch: »Wenn man in ein fremdes Haus geht, ist es gut, zu wachen. – Bevor man sich auf ein fremdes Bett setzt, ist es gut, es mit dem Fuß zu erkunden. – Auch ist es gut, sich nicht vom Reden Fremder betören zu lassen. – Besser als alles ist, seinen Zorn herunterzuschlucken.«

Als Schönster Edelstein diese Aussprüche gehört hatte, schüttelte er den Saum und verabschiedete sich von dem Derwisch. Er bedachte die Aussprüche des Derwischs in seinem Herzen, und wie er so dahinging, drang der erste Ausspruch tief in sein Herz: Wer einen Gefährten hat, dem geht es gut.« Er dachte: »In dieser Wüste und finsternen Nacht sollte ich irgendwie einen Gefährten suchen!« Da fiel sein Blick plötzlich auf einen Igel, und er sagte bei sich: »Gut genug – das ist heute mein Gefährte!« Was tat er – er nahm den Saum seines Turbans auseinander, legte das Tuch dem Igel als lange Leine an und band ihn so an einen Baumstamm, während er selbst auf den Baum kletterte. Da war einmal die finstere Nacht und zum anderen nur der Dschungel – und das Brüllen der wilden Tiere ließ ihm die Luft wegbleiben. Die ganze Nacht verbrachte er wach und bekümmert. Als es Tag wurde, kam er langsam wieder zu sich. Er kletterte herunter, und was sah er? Viele viele Schlangen lagen tot unter dem Baum, die alle dieser Igel getötet hatte! Darauf bekamen die Aussprüche des Derwischs für ihn einen ganz besonderen Wert, und er beschloß fest, ihnen gemäß zu handeln. Er band den Igel von dem Baum los und ging weiter. Er ging und ging, und es wurde Mittag, als zum einen die Hitze ihn fast umbrachte und zum anderen Hunger und Durst ihn schwächten. Da setzte er sich auf einen schattigen Platz. Als er dort wieder Kraft bekam, sah er – wie herrlich! – gegenüber eine Residenzstadt liegen. Da machte er sich auf und kam in die Stadt. Was sollte er sehen? – Die Leute waren alle ruhig, die Stadt wunderbar schön, die Straßen und Märkte großartig, und alle Art Handel und Gewerbe in voller Blüte! Aber er, der Arme, lief da herum, mit leeren Händen, ganz betrübt, und ihn sah keiner an. Er wanderte durch

alle Märkte und Winkel der ganzen Stadt, aber niemand gab ihm auch nur ein bißchen guten Rat. Schließlich gelangte er in einen Winkel, wo es Lärm von Trommeln und Pfeifen gab und wo alle Arten von Speisen bereitet und verteilt wurden. Viele Gäste hatten dort schon gegessen, sich amüsiert und gingen weg, andere kamen noch. Aber er streckte die Hand zu niemanden aus, dachte vielmehr an das Wort »Besser bleibt der Edle hungrig, als seine Ehre zu verlieren«, und schwieg. Er ging umher, und als er zur Tür des Hauses des Bräutigams kam, sah er die Herrin des gegenüberliegenden Hauses, eine alte Frau von siebzig. Sie lachte und weinte zugleich. Als er das sah, konnte er sich nicht halten, ging näher und fragte die Frau nach der Ursache dieses Verhaltens. Die Frau sträubte sich sehr, aber auf sein Drängen und Flehen hin sagte sie: »Junger Mann, du siehst aus wie ein Ausländer von draußen!« Schönster Edelstein sagte: »Ja, Mütterchen, genau so ist es. Jetzt seid so gütig und erzählt mir die ganze Geschichte!« Die Frau sagte zu ihm: »Junger Mann, wir sind Ärzte ... in dieser Stadt haben wir 70 Häuser. Hier hat der König eine Lieblingstochter, die seit vielen Tagen krank ist, und unsere Männer haben sie der Reihe nach behandelt. Aber wer die Art ihrer Krankheit nicht erkannt hat, dem hat der König nicht eine Stunde Aufschub vom Tode gegeben. So sind schon viele unserer Erben auf dem Galgen umgekommen, und bis heute hat noch kein Mann die Krankheit der Prinzessin herausfinden können. Morgen ist die Reihe an meinem Enkel, ein Heilmittel zu versuchen, und wenn er kein Mittel hat, dann wird der König ihn aufhängen lassen. Deswegen habe ich heute seine Hochzeit ausgerichtet, damit ich diesen meinen Wunsch noch freudig erfüllt sehe! Wenn ich nun diese Fröhlichkeit betrachte, dann lache ich, aber wenn mir sein Tod am Galgen vor Augen kommt, dann fließen mir die Tränen aus den Augen!« So sagte die Frau und begann zu schluchzen, und sie hörte gar nicht mehr auf zu weinen. Da fühlte Schönster Edelstein Mitleid und sagte zu der Frau: »Mütterlein, mach dir keine Sorgen! Anstelle deines Enkels werde ich an

den Galgen gehen!« Als die Frau das hörte, freute sie sich sehr, nahm ihn mit, ließ ihn sich im Haus niedersetzen und begann ihn auf alle Art zu verwöhnen. Alle Leute priesen seine Großmut und Güte und ehrten ihn aufs höchste. Dann kam der Tag, an dem der Enkel der alten Frau die Prinzessin behandeln sollte.

Früh am Morgen ließ der König befehlen: »Der Arzt soll kommen und sich am Hofe einfinden!« Da ging Schönster Edelstein anstelle des Enkels der Alten zum Hofe. Der König hatte auch versprochen, daß er demjenigen Arzt, der die Prinzessin von dieser Krankheit heilen würde, die Prinzessin, das halbe Reich und die halbe Krone verleihen würde. Schönster Edelstein kam zum Hofe, und der König ging mit ihm zum Palast. Als Schönster Edelstein die Prinzessin erblickte, da verließen ihn fast die Sinne – seine Haare sträubten sich vor Schrecken, weil die Prinzessin wegen der Schwere ihrer Krankheit kein Bewußtsein mehr hatte und ganz aufgebläht wie eine Trommel dalag. Wie sollte dieser arme Reisende wissen, welchen Namen die Krankheit hatte? Man hatte ihm nur eine Nacht Frist gegeben, damit er die Krankheit gut erkennen könne und dann nachdenke, welche Medizin anzuwenden sei; andernfalls würde der Galgen schon bereitstehen. Dann wurde er in dieselbe Kammer gesetzt, in der die Prinzessin lag. Erst überkam ihn der Schlaf; auf einmal aber fiel ihm das Wort des Derwischs ein: Wenn man in ein fremdes Haus geht, ist es gut, zu wachen.« Und so blieb er wach sitzen. Als Mitternacht vorüber war, was sah er da? Eine Ratte kam aus ihrem Loch und sagte: »Freund, so einen gibt es doch nicht, der die Schlangen des Bauches tötet!« Sprach's und ging wieder in ihr Loch zurück. Da kam gleich aus dem Mund der Prinzessin eine Schlange und sagte: »Diese verdammte Ratte gibt da Ratschläge, wie man uns umbringen soll, und dabei sitzt sie selbst auf Haufen von Perlen und Juwelen! Wenn nur jemand heißes Büffelfett nähme und in ihr Loch täte, dann würde sie verrecken!« Sprach's und verschwand. Als Schönster Edelstein das hörte, freute er sich sehr und sagte: »Bravo, Freunde! Mein Wachen hat

sich gelohnt, aber jetzt muß ich noch ein Rezept finden, um die Schlangen im Bauch zu töten!« Am nächsten Tag erklärte er dem König, was es für eine Krankheit sei und sagte: »Vertraut auf Gott – bis zum Abend werde ich ein solches Rezept bringen, daß die Prinzessin am Morgen heil und gesund ist, aber erlaubt mir nun, nach Hause zu gehen!« Er verabschiedete sich von dem König; dann ging er geradewegs zu der Alten und fragte sie: »Mütterchen, hast du vielleicht von den Alten von einem Heilmittel gehört, um Schlangen im Bauch umzubringen?« Die Alte sagte: »Junger Mann, es gibt viele Mittel, um Schlangen im Bauch umzubringen, aber hier ist ein ganz sicheres Rezept. Du nimmst Saft von Amomum anthorizum (Abführmittel), Kerne, schwarzen Pfeffer, Blätter vom Nim-Baum (Wurmmittel) und Asafoetida (Verdauungsmittel), stößt das ganz klein und gibst es ihr zu essen – dann wird das ganze Schlangengezücht in kleinen Stückchen herausfallen!« Schönster Edelstein ließ die Medizin bereiten, meldete sich beim König und ging dann, um sie der Prinzessin zu essen zu geben. Mit Gottes Macht – schon beim ersten Maßvoll fingen die Schlangen an, in kleinen Stücken aus dem Bauch der Prinzessin zu kommen, und allmählich, bis zum Abend, wurde sie wieder ganz gesund. Sofort gingen die Leute zum König. Der rannte, um seine Tochter zu sehen, und als er die Prinzessin gesund, heil und munter sah, war er sehr erfreut. Dann nahm er Schönster Edelstein mit an den Hof, wo er ihm hohe Belohnungen und Ehrungen gab, Ehrenkleider anlegte und dann, seinem Versprechen gemäß, die Hochzeit der Prinzessin ankündigte. Nachdem ein paar Tage verstrichen waren, richtete der König mit großem Gepränge die Hochzeit aus und setzte ihn neben sich auf den Thron. Dann begannen die Prinzessin und Schönster Edelstein glücklich miteinander zu leben. Und eines Tages holte er auch den Schatz der Ratte heraus und gewann ihn für sich. Als die früheren Emire und Wezire diese Macht und Pracht von Schönster Edelstein sahen, da erwachte Neid in ihren Herzen, und sie begannen heimlich Pläne zu schmieden, um ihn umzubringen.

Was taten sie – außerhalb der Stadt errichteten sie einen wunderschönen Palast, in dem sie an einer Stelle einen tiefen Brunnen gruben, in dessen Boden sie spitze Zacken steckten, und über die Brunnenöffnung stellten sie ein Bett so, daß jemand, der sich darauf setzte, in den Brunnen fallen und umkommen würde. Nachdem sie das vorbereitet hatten, luden sie eines Tages Schönster Edelstein zu diesem Palast ein. Er kam an diesem Tage zu dem Palast und freute sich, als er die Vorbereitungen der Emire und Wezire sah. Sie führten ihn überall herum und ließen ihn auf dem Bett über dem Brunnen Platz nehmen, als ihm das Wort des Derwischs einfiel: »Bevor man sich auf ein fremdes Bett setzt, ist es gut, es mit dem Fuß zu erkunden.« So stieß er das Bett mit seinem Fuß kräftig an, und da war das Bett auch schon in den Brunnen gefallen! Als er das sah, ging er sofort zurück und erzählte dem König alles. Wie der König das hörte, war er sehr ärgerlich und ließ all die Emire und Wezire, die an diesem Plan beteiligt waren, aus dem Land vertreiben. Schönster Edelstein lebte dann glücklich und zufrieden, freudig und fröhlich.

Eines Tages legte er dem König dar: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Erlaubt mir, in meine Heimat zu gehen, um meine Familie zu holen!« Der König gab ihm gern die Erlaubnis und befahl ihm, Vorbereitungen für die Reise zu treffen, aber Schönster Edelstein erklärte ihm: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Ich werde allein gehen und brauche nur ein Pferd. Ich hoffe zu Gott, daß ich schnell wieder hier bin!« Sprach's, verabschiedete sich, bestieg das Pferd und ritt auf sein Heimatland zu.

Er ging und ging, und eines Tages sprang unterwegs vor ihm eine junge, sehr schöne Frau auf und sagte zu ihm: »Ich bin dein Weib, du bist mein Mann – sei so gut und nimm mich mit dir!« Er war höchst verwirrt und begann ein bißchen zu überlegen, als ihm das Wort des Derwischs einfiel: »Es ist gut, sich nicht vom Reden Fremder betören zu lassen.« Und so kümmerte er sich nicht um sie, wandte sich schweigend von ihr ab und ritt weiter. Als er etwas

weitergeritten war und sich umschaute, sprach die Frau gerade mit einem anderen Reisenden, und der, ohne irgendwelche weitere Prüfung, nahm sie und setzte sie zu sich aufs Pferd. In diesem Augenblick stürmte von hinten eine wilde Reiterschar auf sie zu; sie sagten keinen Ton, hieben den Reisenden mit dem Schwert in Stücke, ergriffen diese Frau und gingen dorthin, wo sie hergekommen waren. Auf sein Befragen erfuhr er dann, daß diese Frau eine Fürstentochter war, die man mit Gewalt verheiratet hatte und die, um sich zu befreien, aus dem Hause geflohen war. Als er das hörte, da dankte er Gott: »Gut, daß ich meines Weges gegangen bin und mich nicht von dem Wort einer Unbekannten, Fremden habe betören lassen – sonst wäre es mir wie diesem Reisenden ergangen!«

So ging er und ging, und als er sein Dorf erreichte, da war es Mitternacht. Er band sein Pferd an seinem Tor an, ging gleich hinein und sah im Hofe des Hauses, daß seine Mutter allein auf einem Bett für sich schlief, während seine Frau mit einem hübschen jungen Mann zusammen schlief. Als er das sah, wunderte er sich sehr und dachte sich: ›Wer ist dieser Niedrige, der so frech ist, in mein Haus zu kommen und dort zu schlafen?‹ Zweifel über seine Frau erwachten in ihm, und er zog das Schwert mit der Absicht, zuzuschlagen und sie beide fertigmachen. Aber da fiel ihm das Wort des Derwischs ein: ›Gut ist es, seinen Zorn herunterzuschlucken!‹ So steckte er sofort das Schwert wieder in die Scheide, weckte seine Mutter und fragte sie: »Wer ist das?« Seine Mutter sagte zu ihm: »Junge, das ist dein Sohn, der geboren ist, nachdem du weggegangen warst – Mutter und Sohn schlafen so zusammen!« Als Schönster Edelstein das hörte, freute er sich sehr. Sofort wurden alle Hausbewohner geweckt, und sie waren glücklich, wieder beisammen zu sein.

Nach ein paar Tagen nahm er alle Hausbewohner mit sich, ging zurück und wurde zum Mitregenten des Königs, und nachdem sein Schwiegervater gestorben war, erhielt er den ganzen Thron und die ganze Krone und regierte mit großer Gerechtigkeit.

#### 4. Der Teller, die Melone und das Messer



er eigentliche König ist ja Gott, aber auf dieser lügenhaften Welt gab es auch einen König. Als die Audienz im Gange war, sagte dieser König zu seinem Wezir: »Wezir! Unten ein Teller, darauf eine Melone, darauf ein Messer – sag mir, wird die Melone zerschnitten werden oder nicht?« Der Wezir, verwirrt über diese plötzliche Frage, senkte den Kopf, schwieg einige Zeit und sprach zu dem König dann: Weltenschützer! Gebt mir etwas Zeit, damit ich Euch die Antwort bringen kann!« Der König fragte: Wieviel Frist willst du haben?« Der Wezir sagte höflich: »Drei Monde.« Der König sagte zu ihm: »Wezir, du hast drei Monde Frist; aber wenn du innerhalb dieser Frist nicht die richtige Antwort gibst, dann werde ich dich hängen lassen!« Der Wezir ging nach Hause und setzte sich niedergeschlagen auf das Bett. Er aß nicht und er trank nicht, und im ganzen Hause wanderte er wie ein Unhold umher. Die Frau des Wezirs bemühte sich sehr, herauszubekommen, was los war, aber der Wezir brachte sie zum Schweigen, indem er sagte: »Diese Angelegenheit hat mit meinem Leben zu tun!«

Die Tochter des Wezirs war sehr gescheit; die kam nun zu ihrem Vater, und, ihn liebevoll umarmend, sagte sie zu ihm: Verehrter Vater, ein Wort wird durch ein anderes Wort gelöst, und ein Gedanke klärt des Gedankens Weg. Nun, Ihr habt Essen und Trinken, Reden und Sprechen ganz aufgegeben, aber auf diese Art wird kein Problem gelöst. Die Prinzessin ist meine Freundin, die ist noch gescheiter als ich. Wenn Ihr etwas habt, was Euch bekümmert, dann laßt es mich wissen, so daß ich sie fragen kann – in der Art, daß niemand etwas erfährt.« Dem Wezir gefiel der Rat seiner Tochter, und sein betrübter Geist fand etwas Trost. Dann erzählte er seiner Tochter die ganze Geschichte, und als sie wegging, trug er ihr auf: »Hole dir die Antwort von der Prinzessin auf solche Art,

daß sie selbst nicht erfährt, daß ein König einen Wezir danach gefragt hat!« Die Tochter des Wezirs tröstete ihren Vater: »Väterchen, Gott gebe, daß ich eine Antwort auf solche Art erhalte, daß selbst die Prinzessin es nicht merkt!«

Der Tag neigte sich, als die Wezirstochter sich fertig machte und zu der Königstochter ging. Die beiden Freundinnen freuten sich, zusammenzukommen; sie plauderten und schwatzten über dieses und jenes; da sagte die Prinzessin: »Im Regierungsgebiet meines verehrten Vaters gibt es östlich seiner Stadt ein Dorf, in dem alle, groß und klein, klug und gescheit sind. Ihr Reden und Sprechen, ihr Stehen und Gehen, ihr Handel und Wandel – alles geht mit Klugheit vor sich.« Die Wezirstochter dachte bei sich: »Sollte ich nicht Väterchen diese Adresse geben, damit er zu diesen klugen Leuten geht und von dort eine Antwort bringt?« Dies überlegend ging die Wezirstochter nach Hause und gab dem Vater die Adresse der klugen Leute. Der Wezir traf am nächsten Tage Vorbereitungen, füllte die Satteltaschen mit Schätzen, lud sie aufs Pferd und machte sich zu dem Dorf der klugen Leute auf. Fragend und weiter fragend kam er nach sechs Stunden dort an. Zu dieser Zeit waren alle Männer des Dorfes zu ihrer Arbeit fortgegangen. Plötzlich kam ein Junge aus dem Dorf, den fragte der Wezir nach dem Namen des Wadéro, des Dorfvorstehers, und der Adresse seines Hauses, und dann klopfte er am Hause des Wadéro an. In diesem Augenblick war der Wadéro nicht zu Hause, aber nach kurzer Zeit kam eine Stimme von innen: Wer ist da?« Er antwortete: »Ich bin der Wezir des Königs.« Und dann fragte er: »Wo ist der Wadéro hingegangen?« Von innen kam die Antwort: »Vater ist gegangen, Erde mit Erde zu mischen.« Der Wezir begriff, daß die Redende die Tochter des Wadéro war. Er fragte sie wieder: »Gut, und wo ist deine Mutter hingegangen?« Von drinnen kam die Antwort: »Sie ist gegangen, Erde von Erde zu trennen.« Der Wezir war verblüfft über diese Antwort, als von drinnen eine Stimme kam: »Unser Gästeraum ist an der Nordseite; geht dorthin und setzt Euch, es

wird gleich jemand zu Euch kommen.« Die Tochter des Dorfvorstehers suchte in der Nachbarschaft und fand bald einen Nachbarn, dem sagte sie: »Im Gästeraum sitzt der Wezir des Königs; geh und nimm sein Pferd, und setz dich eine Weile zu ihm, bis Vater kommt.«

Der Wezir war noch kaum im Gästeraum angekommen, als ein Mann erschien, der sein Pferd nahm und anband, auf die Bettstelle eine Decke breitete und ihn sich dort setzen ließ. Der Wezir sagte bei sich: »Ja lieber Freund, die sind genau so gescheit wie ich es gehört habe! Die Tochter des Dorfvorstehers scheint auch sehr klug zu sein, von der kann ich wohl eine Antwort auf meine Frage erhalten. Jetzt soll nur der Wadéro kommen, dann werde ich ihn unbedingt um ihre Hand bitten.« Als die Sonne unterging, kam der Wadéro, und seine Tochter sagte zu ihm: »Im Gästeraum sitzt der Wezir des Königs.« Er ging sofort in den Gästeraum, begrüßte den Wezir, und sie fragten sich: »Wie geht's wie steht's« und unterhielten sich. Der Wezir trug ihm seine Absicht vor und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Der Wadéro machte allerlei Ausflüchte, um den Wezir davon abzubringen, aber der ging nicht darauf ein und redete mit dem Wadéro immer weiter. Der Wadéro überlegte ein wenig und sagte dann zu dem Wezir: »Ich werde mich mit meiner Frau und meinen Leuten beratschlagen, dann werde ich Euch Antwort geben.« Sprach's, erhob sich, ließ den Wezir allein, ging in sein Haus und lud alle seine Leute ein.

Zur Nacht, als alle seine Leute, groß und klein, versammelt waren, sagte der Wadéro zu ihnen: »Brüder, wenn ihr alle mir Ehre erweist, dann erweisen mir auch andere Ehre. Nach der Sitte und Regel der Bruderschaft gehört das, was mir gehört, auch euch, und was euch gehört, gehört mir. Die Sache ist die, daß der Wezir des Königs zu mir gekommen ist, um um die Hand meiner Tochter zu bitten – was denkt ihr darüber? Meine Ehre ist eure Ehre, und eure Ehre ist meine Ehre. Meine Tochter ist eure Tochter. Was ihr Brüder in dieser Sache für eine Entscheidung fällen werdet, die

werde ich annehmen.« Ein paar jüngere Leute antworteten sofort: »Was man nicht gesehen oder gehört hat, mit dem kann man weder Hochzeit noch Trauerfeiern halten (d. h. keine familiären Bindungen eingehen) und nicht verkehren; mit einem solchen den Ehevertrag abzuschließen – so was gefällt uns nicht. Diese Antwort muß man dem Wezir geben. Wenn der König dann zürnt, dann soll er eben zürnen, und wenn der König uns unterdrückt, dann gehen wir eben und wandern aus, um in einem anderen Reich zu wohnen.« Aber ein paar Ältere rieten: »Binden und Trennen werden vom Geschick besiegelt. Nicht die, um die angehalten wird, werden verlobt, sondern die, für die es das Schicksal bestimmt hat. Gott, der das Unsichtbare kennt, weiß das Verborgene. Da der Wezir gekommen ist, muß man ihn auch ehren – einmal wird man dadurch auch bis zum König gelangen, und zum anderen ist es auch eine Ehre für die Leute des Dorfes.« Danach blickte der Wadéro wiederum zu seiner Frau und sagte zu ihr: »Der Mann ist der König und die Frau ist sein Wezir – nun, was denkst du?« Die Frau antwortete: »Das Haus ist schön; Kummer und Freude werden vom Schicksal verteilt; wenn man auf das Äußere sieht, dann wird die Tochter keinen Kummer haben. Deshalb ist mein Rat, daß man dem Wezir ihre Hand gibt. Wenn man den Ehevertrag nicht macht und der König zürnt, was für Gewalt wird er dann anwenden? Dann müssen wir bestimmt das Land verlassen und in ein anderes Reich ziehen, um uns dort niederzulassen. Und der König ist des Königs Bruder – was wissen wir, ob der König dieses Landes dem König jenes Landes nicht einen Brief schickt, er solle ein Auge auf diese Leute werfen, die sind so und so – was können wir dann machen? Man wird keine Stelle haben, wo man seinen Kopf in Ruhe verstecken kann. Deswegen ist mein Rat, daß man den Wezir beglückwünscht, und die Bettstätten der Tochter seien glücklich!« Dieses Wort gefiel allen. Dann wurden vier Ältere gerufen, um den Wezir zu beglückwünschen. Der Wezir wurde beglückwünscht, Süßigkeiten wurden verteilt,

und der Wezir sagte: »Ich habe ein Pferd mit Schätzen gebracht – nun richtet mir auch die Hochzeit aus!« Wenn ein Schatz da ist, was ist da unmöglich? Man bereitete alles vor, und der Wezir heiratete das Mädchen und brachte sie nach Hause.

In der ersten Nacht legte der Wezir ein Schwert zwischen sie, um sie zu prüfen, und schlief so. Die Frau sagte gar nichts; dann wurde es Morgen. Der ganze Tag ging mit Reden und Spiel vorüber. In der Nacht legte der Wezir wiederum das Schwert hin und schlief. Auf diese Weise gingen zwei Nächte vorüber. Als der Wezir in der dritten Nacht wieder das Schwert hinlegte und schlief, da nahm das Mädchen das Schwert fort und sagte: Wenn in deinem Herzen jemand anderes ist, warum hast du mich dann geheiratet?« Der Wezir fragte sie: Warum hast du das Schwert in der ersten Nacht nicht weggenommen?« Die Frau antwortete ihm: »Ich habe gemeint, dies sei vielleicht bei euch Sitte.« Der Wezir fragte sie: »Als ich an deine Tür geklopft habe, da hast du gesagt: Vater ist gegangen, Erde mit Erde zu verbinden, und Mutter ist gegangen, Erde von Erde zu trennen – was hast du damit gemeint?« Die Frau antwortete: »In unserem Dorf war an jenem Tage ein Mann gestorben, und Vater war zu dessen Platz gegangen – der Mensch ist aus Erde geschaffen, deshalb habe ich gesagt, daß Vater gegangen ist, Erde mit Erde zu verbinden. Und an jenem Tage ist im Dorf auch ein Frau in die Wehen gekommen, und Mutter ist gegangen, um ihr Geburtshilfe zu leisten, das ist, Erde von Erde zu trennen.«

Kaum waren ein paar Tage nach der Heirat verstrichen, da sagte er eines Tages zu seiner Frau: »Der König hat mich gefragt: ›Unten ein Teller, darauf eine Melone, darauf ein Messer – wird die Melone zerschnitten werden oder nicht?‹ Ich habe drei Monate Frist bekommen, und wenn ich dann keine Antwort gebe, wird mich der König aufhängen lassen. Sag du mir doch bitte die Antwort auf diese Frage, damit ich mein Leben vor dem König rette.« Die Frau sagte zu ihm: »Gib dem König diese Antwort: ›Heute wird sie nicht zerschnitten, aber morgen.«« Der Wezir fragte sie: »Ja und

wieso?« Die Frau sagte zu ihm: »Denk doch selbst mal ein bißchen nach! ... Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich es dir schon erzählen.« Der Wezir dachte: ›Warum soll ich eigentlich für so eine gescheite Frau nicht ein eigenes Wohnhaus bauen?‹ So ließ er Architekten und Maurer Tag und Nacht arbeiten und ein neues Haus bauen, und er brachte seine neue Frau dorthin, um da zu wohnen. Als die anderen Emire und Wezire hörten, daß der Wezir ganz plötzlich geheiratet hatte, da wußten sie nicht, was sie sagen sollten: In drei Monaten soll der Wezir hängen; was ist ihm denn da jetzt eingefallen, daß er geheiratet hat – lieber Gott, was steckt bloß dahinter?

Die Tage vergingen, und es war kein Aufschub möglich. Als noch drei Tage übrig waren, bevor die Frist abgelaufen war, fragte der Wezir seine Frau: »Nun sag mir einmal, was das bedeutet: wenn sie heute nicht zerschnitten wird, dann wird sie morgen zerschnitten?« Die Frau antwortete ihm: »Der Teller ist die Welt, die Melone ist der Mensch, und das Messer ist der Tod – wenn der heute nicht kommt, so wird er morgen doch bestimmt kommen.« Nach drei Tagen machte sich der Wezir bereit und setzte sich in die Versammlung. Der König fragte den Wezir: »Unten ein Teller, darauf eine Melone, und darauf ein Messer – sag, ob die Melone zerschnitten wird oder nicht!« Der Wezir sagte höflich: »Majestät, wenn sie heute nicht zerschnitten wird, dann morgen.« Darauf fragte der König ihn: »Schön, und wieso?« Der Wezir antwortete ihm: »Herr, der Teller ist die Welt, die Melone ist der Mensch und das Messer ist der Tod – wenn der nicht heute zu dem Menschen kommt, wird er doch morgen kommen!« Dem König gefiel diese Antwort sehr, und er gab dem Wezir viele Belohnungen und Ehrungen.

Die anderen Emire und Wezire, die mit diesem Wezir nicht gut auskamen, als sie eine solche Zuneigung des Königs zu diesem Wezir sahen, entbrannten in Zorn und berieten sich schließlich: »Diese Antwort kam sicher nicht von dem Wezir; aber er hat eine

neue Frau mitgebracht, deren Verstand ist es. Jetzt wollen wir auf irgendeine Weise dem König die Ohren vollblasen und diese Frau von dem Wezir abbringen.« So begannen sie, den König falsche und bösgemeinte Worte hören zu lassen: »Die Frau, die der Wezir mitgebracht hat, die ist ebenso intelligent wie sie schön ist ... die würde gut in Euren Palast passen, nicht ins Haus des Wezirs!« Der König ermahnte die Emire: »Der Wezir ist mein Sohn; redet in Zukunft solches Zeug nicht mehr in meiner Gegenwart!« Die Ermahnung des Königs entflammte die Böswilligen aber noch mehr. Mit großem Geschick erzählten sie dem König immer neue Geschichten und begannen den Wezir zu verleumden. Nun, wenn Feuer unter einem Topf gemacht wird, was soll er dann tun als warm werden! So wurde denn schließlich eines Tages der König ihrem Plan geneigt und fragte: »Gut, aber auf welche Art bekomme ich die Sklavin?« Was die Emire brauchten, war eben dies, und sie sagten: »Herr, das ist ganz einfach! Macht es so, daß Ihr dem Wezir befiehlt: ›Morgen werden wir eine Flußfahrt machen, deswegen befiehlt allen Schiffern, die es in unserem Reiche gibt, sie sollten morgen vor Sonnenaufgang am Hafen bereitstehen. Dann laßt den Wezir in dem Boot mitfahren, in dem Ihr selbst fahren werdet, und wenn das Boot mitten in Fahrt ist, dann laßt Ihr von Eurem Finger den Ring mit dem königlichen Siegel so ins Wasser fallen, daß niemand es sieht; dann befiehlt Ihr den Booten, Anker zu werfen, und die Taucher sollen nach dem Ring suchen. Der gnädige Herr wird dann die Suche dem Wezir übergeben und ans Ufer zurückkehren, und Ihr werdet ihm befehlen: ›Such den Siegelring und bring ihn mir – sonst werde ich dich aufhängen!‹ Den Siegelring kann man wohl nicht im Fluß finden, und so wird der Wezir gehängt werden. Auf diese Weise wird die Schlange sterben und der Stock nicht zerbrechen. Und dann nehmt Ihr seine Frau und macht Hochzeit mit ihr!« Dieser Rat gefiel dem König sehr. Kurz darauf kam der Wezir zur Audienz. Der König befahl ihm: »Allen Bootsleuten, die es in unserem Reich gibt, gib Befehl, daß

sie sich morgen vor Sonnenaufgang mit ihren Booten am Hafen einfinden, denn wir werden mit unseren Männern eine Flußfahrt unternehmen.« Der Wezir hörte den Auftrag, sagte »Jawohl, Herr!«, bestieg sein Pferd und begab sich zum Hafen. Er befahl allen Bootsleuten: »Morgen vor Sonnenaufgang findet euch mit euren Booten am Hafen ein, denn Majestät wird mit seinen Männern eine Flußfahrt unternehmen. An diejenigen, die nicht hier sind, gebt selbst mitten in der Nacht diesen Befehl weiter. Wenn jemand den königlichen Auftrag nicht erfüllt, der wird des Landes verwiesen.« Durch diesen Befehl des Befehlenden und die Tyrannei des Tyrannen kam alle das Zittern an. Die Schiffer ließen zur gleichen Stunde Boten zu ihren Gefährten laufen, und am nächsten Tag lagen große Scharen von Booten im Hafen. Der König und sein Gefolge bestiegen die Boote, die auserwählten Hofemire und der Wezir bestiegen das Boot des Königs. Während der Reise tauchte er seine Hand ins Wasser und ließ die Tropfen darüberfließen. Als die Boote in voller Fahrt waren, da befahl er plötzlich: »Laßt die Boote hier ankern – mein Siegelring ist mir von der Hand gefallen! Bringt sofort Taucher, um den Ring zu suchen!«

Kaum war der Befehl gegeben, da tauchten die Taucher schon. Sie tauchten und tauchten, aber den Ring fanden sie nicht. Der König wartete ein wenig, kehrte dann ans Ufer zurück und befahl dem Wezir: »Warte du hier, laß den Ring suchen und bring ihn mir. Was immer für Ausgaben nötig sind, die werden aus dem königlichen Schatz bezahlt. Wenn du den Ring nicht auffindest und mir bringst, dann wirst du an den Galgen gehängt werden!«

Dann fuhr der König mit den anderen Emiren und Weziren zurück. Auf dem Weg rieten ihm die Emire: »Der Wezir wird nun heute bestimmt gehenkt, deshalb geht zu seinem Wohnhause und seht Euch jene Frau gut an, macht Euch mit ihr bekannt!« Der König folgte den Worten der Emire und kam zum Wohnhause des Wezirs. Als er ans Tor kam, da tadelte ihn sein Gewissen: »Der König ist der Vater und Hirt seiner Untertanen. Die anderen Leute

werden meinen, daß der Wezir um einer Schuld willen gehängt wird, aber dir und Gott ist es bekannt, daß du den Wezir mit eigener Hand getötet hast. Am Ende mußt du noch weiter vorangehen – und was wirst du dort für eine Antwort geben?« Da wandte der König augenblicklich sein Pferd um und dachte: »Der Wezir ist mein Sohn und seine Gemahlin ist meine Tochter. Wenn ich etwas ausgeruht habe, will ich dem Polizeichef Nachricht schicken, daß er den Wezir vom Fluß rufen soll ... man kann ja auch einen zweiten solchen Siegelring machen lassen.« Mit solchen Überlegungen gelangte er an sein Haus und legte sich schlafen.

Dort am Fluß aber tauchten und tauchten die armen Taucher und wurden schließlich müde. Wäre der Ring nur dort, dann hätten sie ihn gefunden! Gott, wo konnte der König seinen Ring nur abgeworfen haben! Da sagten sie höflich zum Wezir: »Herr, wir sind jetzt ganz hungrig und erschöpft; erlaube uns, etwas zu essen, dann wollen wir wieder nach dem Siegelring suchen.« Der Wezir überredete sie mit etwas Drohung und etwas Belohnung und flehte sie an, doch schließlich gestattete er den Tauchern, zu essen. Die Taucher bereiteten Essen, aber das Essen war trocken; deswegen warfen sie das Netz aus, um einen frischen Fisch im Fluß zu fangen. Dank Gottes Macht – beim ersten Zug kam ihnen ein fetter Hecht ins Netz. Sie schnitten ihn auf, und da kam der Siegelring aus seinem Bauch! Sofort beglückwünschten sie den Wezir. Als dieser den Ring sah, freute er sich sehr und dankte Gott dem Erhabenen, und was immer er bei sich hatte, gab er den Tauchern. Dann im Nu – heißen Wind für kühle Brise, Mittagsglut für Wolken haltend – trieb er das Pferd an und kam in höchster Freude in äußerster Eile endlich an das Tor seines Wohnhauses.

Als der Wezir an der Tür seines Wohnhauses die Fußspur vom Pferd des Königs sah, da stand er, von Kummer und Eifersucht ganz gebrochen, und der Gedanke kam ihm: »Meine Frau steckt mit dem König in einem Komplott; und vielleicht hat sogar meine Frau dem König den Plan eingegeben, mich umzubringen – nie-

mand sonst hätte dafür den Verstand!« So bekümmert kam der Wezir in sein Wohnhaus. Der Vogel der Freude war aus seinem Herzen entfliegen, und die Bissen der Speise kamen ihm wie Giftbrocken vor. Gerade nur schluckte er ein paar Bissen, um das Feuer des Hungers zu löschen; dann nahm er den Siegelring, ging zum König und legte ihn vor ihn.

Als der König den Siegelring sah, freute er sich über die Maßen, lobte den Wezir und gab ihm reiche Belohnung. Von diesem Tage an liebte der König den Wezir noch mehr. Aber in dem Wezir war Zweifel erwacht; er dachte: »Jetzt streichelt der König mich, aber eines Tages wird er mich bestimmt umbringen lassen!« und deswegen war er nun immer betrübt. Im Hause redete er nicht richtig, noch zeigte er Liebe wie früher. Seine kluge Frau verstand, daß der Wezir einem Zweifel anheim gefallen war, aber die Arme, da sie sich keinerlei Fehltritt hatte zuschulden kommen lassen, war selbst verwirrt und wußte nicht, was die Ursache für den Unmut des Wezirs sein möchte. Sie sah, daß es kein Mittel als Schweigen gab, verließ sich in allem auf Gott und saß stumm da.

Seit der Hochzeit des Wezirs waren etwa sechs Monate vergangen, aber in dieser Zeit war es nicht vorgekommen, daß irgendeiner von den Verwandten des Mädchens zu ihnen gekommen war, noch war das Mädchen zu seinen Verwandten gegangen. Eines Tages sagte die Frau des Wadéro zu diesem: »Ist denn das recht – die Tochter ist verheiratet worden, aber sie ist doch kein Kalb oder ein Büffel, daß wir sie dem Wezir für immer verkauft haben und nicht mehr nach ihr fragen. Jetzt sind es gut sechs Monate her, daß die Tochter gegangen ist, aber es ist keine Nachricht von ihr gekommen, ob sie glücklich ist oder unglücklich.« Der Wadéro antwortete: »Man braucht sich bestimmt keine Sorge zu machen; es ist sicher, daß sie ins Haus des Wezirs gekommen ist, und da ist sie bestimmt glücklich. Außerdem ist sie selbst gescheit genug, um auch aus Kummer Freude machen zu können. Dann bleibt noch die Frage des Hingehens. Sie ist ja unser Kind und jemand muß unbedingt zu ihr gehen,

aber jetzt gibt es gerade Feldarbeit, deswegen kann ich nicht fortgehen. Ich schicke aber den Jungen, der soll gehen und bei seiner Schwester einen Besuch machen.« Nachdem sie sich so beraten hatten, trafen sie am nächsten Tag Vorbereitungen für den Jungen, gaben ihm Geschenke und Gaben und schickten ihn auf den Weg. Der Junge fragte und fragte und gelangte so zum Haus des Wezirs. Er klopfte an die Tür; eine Dienerin kam heraus, zu der sagte er: »Mein Name ist So-und-so, ich möchte den Wezir treffen.« Der Wezir war zu jener Zeit am Hofe. Die Dienerin ging hinein und berichtete. Die Frau des Wezirs sagte: »Das sieht nach meinem Bruder aus; jetzt will ich mich mal an die Türöffnung stellen, und du sprichst mit ihm – ich erkenne ihn an der Stimme!« Die Dienerin redete, wie es ihr befohlen war, das Mädchen erkannte die Stimme und rief ihren Bruder herein. Bruder und Schwester freuten sich sehr über das Wiedersehen. Sie schickten sofort einen Mann zum Wezir. Die Frau des Wezirs befahl der Dienerin: »Mach ganz besonders gutes Essen für meinen Bruder, aber tu überhaupt kein Salz hinein, denn in unserem Lande ist Salz nicht üblich. Als ich mich verheiratete und hierherkam, da hat mir das Essen erst gar nicht gefallen, aber nun habe ich mich schließlich daran gewöhnt.« Die Dienerin bereitete das Essen, wie es ihr befohlen war. Der Wezir kam von der Sitzung und freute sich, seinen Schwager zu treffen. Zusammen aßen sie das Mahl, aber der Junge bekam ein besonderes Essen. Da in diesem Essen keinerlei Salz war, schmeckte es ihm nicht. Zwei Bissen waren nicht wert, gegessen zu werden; so zog er die Hand zurück und verbarg seinen Kummer im Herzen. Er meinte, vielleicht sei hier kein Salz üblich. Am anderen Tag blieb er noch, aber er war unzufrieden. Deswegen nahm er ganz schnell Abschied von seiner Schwester, nahm Geschenke und Gaben mit und begab sich wieder zum Dorf zurück. Als er ins Dorf kam, gab er Vater und Mutter die Geschenke und sagte: »Die Schwester war sehr glücklich, sie befiehlt über Diener und Dienerinnen; was immer man Glück nennen kann, das alles hat die

Schwester. Aber etwas will ich euch sagen: Wenn ich nochmals dorthin gehe, dann gebt mir bitte Salz mit, denn dort salzen sie das Essen nicht!« Die Frau sagte zum Wadéro: »Siehst du! Da hat meine Tochter Nachricht geschickt: Ich bin glücklich genug, ich habe zu essen und zu trinken, aber ohne Salz. Also ist in den Häusern der Großen und Mächtigen nicht eitel Freude! Jetzt geh du mal dorthin und finde heraus, was los ist!« Der Wadéro sagte: Wenn ich jetzt sofort gehe, dann wird der Wezir Verdacht schöpfen, daß sie vielleicht ihren Bruder enttäuscht weggeschickt hat, und als der gegangen ist, hat er seinen Vater geschickt. So wird der Wezir noch mehr gekränkt sein; deswegen will ich erst nach ein paar Tagen gehen.«

Ein paar Tage waren gut vorübergegangen; da macht sich der Wadéro auf und gelangte zum Wohnhaus des Wezirs. Der verwöhnte seinen Schwiegervater sehr und ließ ihn mit sich essen. Als Vater und Tochter alleine waren, da fragte er seine Tochter: »Geht der Wezir richtig mit dir um oder nicht?« Die Tochter antwortete: »Ich habe keine Ahnung, weshalb er so anders geworden ist; seine frühere Liebe ist nicht mehr da, und alles geht ganz förmlich zu. Ich verstehe, daß er etwas auf dem Herzen hat, aber weder kann ich ihn fragen noch sagt er selbst es offen.« Der Vater sagte zu ihr: »Ich bin gekommen, um einen Schiedsspruch zu fällen – sieh zu, daß du nicht in Sünde fällst!« Die Tochter antwortete: Väterchen, ich bin gewiß, daß von mir keinerlei Sünde gekommen ist.« Der Wadéro wusch sich die Hände und legte die Sache in sein Herz.

Am nächsten Tag ließ der Wezir seinem Schwiegervater das Frühstück bereiten und begab sich dann zur Audienz. An diesem Tag war der Wezir darum verspätet, und der König fragte ihn: »Warum bist du zu spät gekommen?« Der Wezir antwortete: »Herr, mein Schwiegervater ist gekommen, und in dessen Dienst habe ich mich verspätet.« Der König sagte zu ihm: »Hast du ihn denn nicht mitgebracht? Geh jetzt und bring ihn her!« Der Wezir sagte: »Zu Befehl, Herr!« und ging hinaus; aber noch mehr Zweifel erwachte

in ihm: Schwiegervater, Frau und König sind alle drei zusammen – jetzt wird sich also dein Schicksal entscheiden^ Der Wezir dachte sich unterwegs alles mögliche aus, kam zu Hause an und sagte zu seinem Schwiegervater: »Majestät hat nach dir geschickt.« Der Wadéro war schon bereit; so stand er auf und ging mit ihm. Der Wezir hatte allerlei Sorgen, die ihm der Wadéro vom Gesicht ablas. Kurz, sie kamen an den Hof ... und der König war besonders freundlich zu dem Wadéro; aber es heißt ja ›Zweifel ist Unglauben‹, und dem Wezir kam die ganze Welt wie sein Feind vor.

Der Wadéro war besonders intelligent, und was er in der Versammlung gesagt hatte, das gefiel dem König. Dann, als die Zeit für die Ratsversammlung zu Ende war, verabschiedeten sich alle anderen, Emire und Wezire, und nur der König, der Wezir und der Wadéro blieben zurück. Der Wadéro sagte zu dem König: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Ich bin ein guter Mann meiner Gemeinde; Gott sei Dank, ich habe genug zu essen. Ich habe auf meinem Landstückchen einen Garten angelegt. Darin habe ich Blumen aller Art gepflanzt, deren Düfte man in einem königlichen Garten suchen würde. Der Wezir hat auch einmal daran gerochen.« Bei diesen Worten sah er den Wezir an. Der König verstand auch die Sache, und um gewiß zu sein, blickte er auf den Wezir. Der neigte den Kopf und sagte: »Ja, Herr!« Da begann der Wadéro wieder zu sprechen: »Lang möget Ihr leben, Verehrungs würdiger! Dann hat der Wezir von mir einen Zweig erbeten, den ich ihm gegeben habe.« Bei diesen Worten blickte er zu dem Wezir. Der sagte: »Jawohl, Herr.« Dann sprach der Wadéro weiter: »Großmächtiger König, der Wezir hat diesen Zweig in sein Haus gebracht, und als es Zeit war, daß dieser Zweig Blüten treiben sollte, da hat er ihm kein Wasser mehr gegeben. Deswegen klage ich.« Der König blickte auf den Wezir. Der Wezir senkte wieder den Kopf und sagte zornig: »Herr, was dieser Mann gesagt hat, das ist wahr. Aber als ich unter dem Baum den Fuß eines Löwen gesehen habe, da habe ich Angst bekommen und habe dann gleich dem Baum kein

Wasser mehr gegeben, und nun gut, deswegen vertrocknet dieser Baum.«

Der König verstand die Andeutung des Wezirs. Nun, auf welche Weise könnte er den Zweifel aus dem Herzen des Wezirs nehmen? Nachdem er noch eine kleine Weile gewartet hatte, sagte er endlich zu dem Wadéro: »Heute ißt du dein Mittagmahl bei uns, aber bis das Essen fertig ist, wollen wir Chaupar spielen!« Der Wadéro sagte höflich: »Herr, für das Chaupar-Würfelspiel sind vier Personen erforderlich. Deswegen schlage ich vor, daß wir das Spiel im Hause des Wezirs spielen.« Der König stimmte diesem Vorschlag zu, stand auf und machte sich bereit. Der Wadéro gab dem Wezir ein Zeichen: »Geh du voran und bereite alles vor!« Der Wezir ging voran, bereitete alles gut vor und rief seiner Frau zu: »Der König kommt hierher, um Chaupar zu spielen!« Die Frau des Wezirs schmückte sich sogleich und setzte sich hin. Der Wezir geriet beim Anblick des Schmucks noch mehr in Zweifel, so daß er aus Eifersucht seine Frau gerade schlagen wollte, als der König und der Wadéro ins Haus kamen. Der Wezir war ganz in seinem Gedanken gefangen: »Heute sind diese drei Leute da, und ich bin einer – jetzt hängt der Tod gewiß über mir!«

Der Wadéro sagte zu seiner Tochter: »Mädchen, bring die Würfel, damit wir spielen!« Das Mädchen brachte die Würfelmatte und legte sie in die Mitte. Der Wadéro und seine Tochter saßen einander gegenüber, und der König und der Wezir saßen sich auch gegenüber. Das Mädchen breitete das Würfeltuch aus, und der Wadéro nahm sofort den Würfel in die Hand und sagte:

»Ich hab' etwas gegeben,  
doch wurden Zweifel wach –  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel fiel leicht; alle Steine waren frei, und der Wadéro konnte sie weiter ziehen. Nach ihm nahm der Wezir den Würfel und sagte:

»In einem Wald zwei Löwen,  
das ist ja ausweglos!  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel fiel nicht um, und alle Steine blieben stehen. Der Wezir knirschte mit den Zähnen. Danach nahm seine Frau den Würfel und sagte:

»Sei Wasser auch im Zimmer,  
Frau, wasch dir nicht den Kopf!  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel fiel leicht, alle Steine wurden frei, und es ging weiter. Nach dem Mädchen nahm der König den Würfel und sagte:

»Unschuldig sind die Brüder,  
die Schwägerinnen keusch.  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Auch der Würfel des Königs fiel leicht, und alle Steine waren frei. Der Wezir sagte bei sich: »Der König hat gelogen.« Der Wadéro sah, wie der Wezir rot und blaß wurde und begriff, daß sein Herz noch nicht frei war; deshalb ergriff er wieder den Würfel und sagte:

»Ich hab' etwas gegeben,  
doch Zweifel wurden wach,  
Manch Wanderer versteht dies,  
ob's Lüge ist, ob wahr!  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel des Wadéro fiel leicht, und alle gingen voran. Wiederum nahm der Wezir die Würfel und sagte:

»In einem Wald zwei Löwen,  
das ist ja ausweglos!  
Höb' der Gepard die Klaue  
dort, wo der Leu stolziert?  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel des Wezirs fiel wieder nicht richtig, und er saß schweigend da. In seinem Herzen fühlte er, daß etwas an der Geschichte nicht stimmte. Nun nahm seine Frau den Würfel und sagte:

»Sei Wasser auch im Zimmer,  
Frau, wasch dir nicht den Kopf!  
Dies Wort ist rätselhaft, doch  
gibt's solche, die's verstehn.  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel der Wezirsfrau fiel leicht, und alle Steine gingen voran. Danach nahm der König den Würfel. Er verstand die Angelegenheit des Wezirs: »Jetzt ist die ganze Last von seinem Haupt; aber der Zweifel des Wezirs war berechtigt – das ganze Unglück ist von der Hufspur meines Pferdes gekommen ...!« Und deshalb sagte er, als er den Würfel hob:

»Unschuldig sind die Brüder,  
die Schwägerinnen keusch,  
War' Milch noch in den Zitzen,  
ich tränke lächelnd sie!  
Halt, o Würfel, sag die Wahrheit!«

Der Würfel des Königs fiel leicht, und alle seine Steine gingen voran. Da nahm der Wadéro das Chaupar-Spiel und drehte es um, blickte dem Wezir ins Gesicht und fragte: »Na, und wie ist es jetzt?« Da erzählte der Wezir die ganze Geschichte von dem Siegel-

ring an, und wie er an der Tür seines Wohnhauses die Hufspur des Pferdes gesehen hatte. Schließlich erzählte der König den Rest der Geschichte ganz offen. Nun war die Sache klar, der Zweifel des Wezirs war behoben, und Mann und Frau waren wieder so innig vereint wie zuvor. Dann aßen sie alle zusammen ein Mahl. Der König beglückwünschte ihn und ging fort. Der Wadéro blieb noch ein paar Tage bei ihnen; dann verabschiedete er sich zufrieden und kehrte zurück in sein Dorf.



### 5. Liebe für einen Groschen

n einer Stadt lebte einmal ein armer Bursche, dessen Vater starb, als er noch klein war. Der sagte eines Tages zu seiner Mutter: »Mama, gib mir einen Groschen, damit ich Liebe erwerben kann!« Die Mutter sagte zu ihm: »Junge, wir sind arm, woher soll denn jetzt ein Groschen kommen? Geh und hol einen Groschen vom König!« Der Bursche ging geradewegs zum König und sagte zu ihm: »Majestät, gebt mir einen Groschen!« Der König fragte ihn verwundert: »Junger Mann, was willst du denn mit dem Groschen machen?« Er antwortete ihm: »Herr, ich will Liebe erwerben.« Der König sagte lächelnd: »Für einen Groschen willst du Liebe erwerben?« Er sagte: »Ja, Herr, für 'nen Groschen!« Der König wunderte sich über die Kühnheit des Burschen und dachte, wie will der für einen Groschen Liebe erwerben? So gab er ihm den Groschen und schickte Männer hinter ihm her, die dann zu ihm kommen und

berichten sollten, wie der Bursche für einen Groschen Liebe erworben hatte.

Der Bursche kaufte für einen Pfennig von dem Groschen Reinigungsmittel, für einen Pfennig Wäscheblau, für zwei Pfennig Seife, steckte das restliche Geld in die Tasche und ging und wusch seine Kleider. Am Abend zog er die gewaschenen Kleider an und kreiste, schmuck angetan, in der Stadt. Nachdem er zu Abend gegessen hatte, spazierte er herum und blieb unter dem Obergeschoß eines Kaufmanns stehen. Nachdem er eine kleine Weile dort gestanden und hin und her geblickt hatte, war er sicher, daß niemand ihn sah; dann sprang er auf die Mauer und kletterte zum Obergemach herauf. Den König informierten seine Männer, und er kam sogleich, stellte sich unter das Obergemach und wollte die Rückkehr des Jungen abwarten.

In dem Obergeschoß lebte die Frau eines Kaufmanns mit ihrer Dienerin. Der Kaufmann war grausam zu seiner Frau. Als der Blick der Dienerin auf den Burschen fiel, informierte sie ihre Herrin. Die sagte zu der Dienerin: »Bediene den Gast!« Die Dienerin kam zu dem Burschen und sagte zu ihm: »Leg doch mal Hand an dieses Sofa, damit wir es etwas vorschieben!« Der Bursche sagte zu ihr: »Ruf deine Herrin, das ist ihre Sache.« Die Dienerin kam zurück und sagte der Herrin: »Gnädige Frau, dieser Junge scheint sehr gescheit zu sein. Er hat das Sofa nicht angerührt, sondern mit großer Unverfrorenheit gesagt: ›Ruf deine Herrin!‹« Als sie das hörte, sagte sie zu der Dienerin: »Gut, gib ihm warmes und kaltes Wasser, damit er sich Mund und Hände wäscht.« Die Dienerin handelte nach dem Befehl. Da sah sie, daß der Bursche seelenruhig auf dem Sofa saß. Sie ließ das Wasser dort und ging weg. Nach einiger Zeit kam sie und sah, daß das Wasser noch genauso war wie zuvor. Sie fragte ihn: »Du hast dir wohl bis jetzt Gesicht und Hände noch nicht gewaschen?« Der Bursche sagte zu ihr: »Misch du das Wasser, damit ich Gesicht und Hände wasche!« Als die Dienerin das hörte, mischte sie sofort das kalte und warme Wasser; da stand er

auf und wusch sich Gesicht und Hände. Die Herrin sagte wiederum zu der Dienerin: »Nimm diese Parfümflasche, gib sie ihm und sieh, was er damit macht!« Die Dienerin gab dem Burschen die Parfümflasche. Was tat er – er nahm sie, goß sie unter die vier Füße des Sofas aus und setzte sich dann auf das Sofa. Etwas später brachte ihm die Dienerin eine Melone und ein Messer und ging zurück. Was tat er – er schälte die Melone, schnitt sie in kleine Stücke und legte diese auf den Teller, und als die Dienerin kam, schickte er den Teller mit den Stückchen zurück. Die Dienerin nahm den Teller und kam zu ihrer Herrin, die dem Jungen nun eine Zitrone und eine Nadel geben ließ. Als die Dienerin diese Dinge brachte, was tat er da – er steckte die Nadel in die Zitrone und steckte dann die Nadel in den vorderen Fuß des Sofas. Als die Dienerin das sah, sagte sie zu ihrer Herrin: »Der sieht aus wie ein Knabe, aber dem Verstande nach ist er ein Mann!« Die Frau des Kaufmanns, die ihn mit all diesen Dingen geprüft hatte, legte nun ihren Schmuck an und kam zu ihm, und sie verbrachten die ganze Nacht in vertraulicher Unterhaltung.

Schließlich, am Ende der Nacht, stieg der Junge aus dem Obergeschoß herab. Der König erwartete unten versteckt sein Kommen, und als er ihn sah, kehrte er um. Der Junge ging nach Hause, aber der König war äußerst verwirrt. Er konnte einfach nicht begreifen, wie der Bursche die ganze Nacht in dem Obergemach geblieben war. So kehrte der König in seinen Palast zurück. Den ganzen Tag verbrachte er mit Grübeln, nichts von Hofhaltung sagend, nicht nach Königtum fragend. Schließlich wurde es Nacht. Als es dunkel geworden war und alle Menschen zur Ruhe gegangen, da legte der König eine Verkleidung an und ging zu dem Haus des Kaufmanns. Die Nägel, die der Junge angebracht hatte, waren noch an der Mauer. Der König stieg daran empor und kam zu dem Obergeschoß. Bei dem Geräusch der Schritte wurde die Dienerin wach. Als sie den König sah, informierte sie ihre Herrin. Die sagte: »Bediene den Gast gut!« Die Dienerin kam zum König und sagte zu

ihm: »Leg bei diesem Sofa Hand an, damit es etwas zur Seite gerückt wird!« Der König streckte sofort die Hand nach dem Sofa aus und ergriff es von unten und schob es anderswohin. Die Dienerin ging und erzählte das der Kaufmannsfrau, die ihr wiederum auftrag, Wasser zu bringen. Die Dienerin brachte das warme und kalte Wasser getrennt und stellte es vor den König. Der König stand sogleich auf, mischte kaltes und heißes Wasser, wusch sich Gesicht und Hände und setzte sich auf das Sofa. In diesem Augenblick brachte die Dienerin die Parfümflasche. Der König nahm ein Tröpfchen daraus, strich es ans Ohr, etwas spritzte er auf die Kleider und etwas auf den Sitzplatz. Die Dienerin erzählte die ganze Sache der Kaufmannsfrau, die ihr wiederum eine Melone und ein Messer gab und sie zum König schickte. Der zerschnitt die Melone; eine Hälfte aß er selbst, und die andere Hälfte hob er auf und legte sie für die Kaufmannsfrau hin. Die Dienerin brachte wiederum Zitrone und Nadel. Der König dachte bei sich: »Was sind die aber blöd ...! Was braucht man denn jetzt eine Zitrone und eine Nadel?« Was tat er – er machte mit der Nadel ein Loch in die Zitrone und begann ihren Saft auszupressen. Die Dienerin kam zu ihrer Herrin und sagte: »So'n Idioten hab ich noch nie gesehen! -Was möchtest du tun?« Da gingen die Kaufmannsfrau und ihre Dienerin zum König. Als der König sie sah, lächelte er: »Jetzt kommt also die Kaufmannsfrau und wird mir ganz nahe sitzen!«, aber die beiden waren kaum da, als sie ihn tüchtig mit den Schuhen verprügelten. Nun – wenn Frauen prügeln, wer kann sie zügeln! – der arme König wurde durchgewalkt, und woher er gekommen war, dorthin ging er wieder und verbrachte die ganze Nacht schlaflos. Nun wurde es Morgen, und der König schickte sogleich Männer, um den Burschen zu holen. Die Soldaten packten den Burschen im Nu und stellten ihn dem König gegenüber. Der König ließ ihn frei sitzen und fragte ihn: »Hallo Junge! Du hattest von mir einen Groschen bekommen, um Liebe zu erwerben. Hast du das getan?« Der Bursche antwortete: »Jawohl, Herr!« Der König fragte ihn:

»Sag mir, wie!« Der Bursche antwortete: »Herr, das werde ich nie und nimmer sagen.« Der König sagte zu ihm: »Junge, vor mir bleibt nichts verborgen, und wenn du es nicht erzählst, dann werden wir dich an den Galgen hängen.« Der Bursche sagte zu ihm: »Herr, wenn dir das recht ist, schön; dann hängst du mich eben an den Galgen, gut so, aber sagen werde ich niemals etwas!« Der König sagte zu ihm: »Soviel habe ich gehört, daß du nachts in das Obergemach von der und der Kaufmannsfrau gekommen bist und dort die ganze Nacht verbracht hast. Und jetzt belügst du mich hier so! Sei gescheit und sag die Wahrheit: wie die Sache ist und auf welche Art du Liebe erworben hast!« Der Junge antwortete ihm: »Majestät, was um Himmelswillen sagt Ihr da! Was habe ich mit dem Wohngemach eines Kaufmanns zu schaffen! Glaubt doch den Worten der Leute nicht! Ich habe keine Ahnung von dieser Geschichte!« Der König geriet in Zorn. Die Prügel der letzten Nacht kamen ihm in den Sinn, und er brannte innerlich und wollte auf irgendeine Weise dieses Geheimnis herausbekommen: »Wie hat so ein Waisenknabe – in dessen Haus es noch nicht mal einen Flickenteppich gab – wie hat der die ganze Nacht mit der Kaufmannsfrau verbracht und ich, der König der Stadt, bin am gleichen Ort mit Schuhen verprügelt worden! Also was ist das nur?« Er begann dem Burschen wieder mit Schmeichelei und Freundlichkeit klarzumachen, daß er auf irgendeine Art diese Geschichte offenkundig machen sollte. Aber der Junge sagte immer nur Nein, nie sprach er das Wort Ja aus. Da befahl der König seinen Männern: »Sperrt ihn eine Woche lang ins Gefängnis! Wenn er dann die ganze Wahrheit erzählt, gut; sonst wird er gehenkt!« Die Soldaten warfen daraufhin den Jungen ins Gefängnis.

Ihrerseits erfuhr die Kaufmannsfrau die ganze Geschichte, wie der Bursche ins Gefängnis geworfen worden war. Schließlich war die Woche um, aber der Junge sagte die Wahrheit nicht. Daraufhin befahl der König: »Hängt diesen Burschen an den Galgen!« Als diese Nachricht kam, wurde die Kaufmannsfrau sehr bekümmert.

Nicht Essen schmeckte ihr mehr und nicht Brot. Sie schickte ihre Dienerin, um Nachrichten zu holen: »Geh in die Stadt und erfahre die ganze Sache, und wann er gehängt werden soll!« Die Dienerin brachte alle Nachrichten, auch daß der Junge gerade gehängt werden sollte. Der König hatte dem Jungen beim Weggehen immer wieder gesagt: Warum verdirbst du dein junges Leben! Nun sag schon die Wahrheit!« Aber die Antwort des Burschen war immer: »Majestät, was für eine Wahrheit soll ich sagen? Wenn ich irgend etwas wüßte, so hätte ich das gleich zu Anfang erzählt. Also macht nicht so lange, laßt mich schon an den Galgen hängen!« Da befahl der König seinen Männern: »Hängt ihn an den Galgen, aber wenn er einen Aufschub verlangt, dann hängt ihn nicht, sondern bringt ihn dann zu mir zurück!«

Sie brachten den Jungen gerade zu dem Platz, wo der Galgen stand, als die Kaufmannsfrau das erfuhr. Was tat sie – sie nahm eine Schale Milch und eine Handvoll Hülsenfrüchte und gab sie der Dienerin mit den Worten: »Der Junge wird unschuldig gehenkt, deshalb rette ihn jetzt bitte! Mach es so, daß du die Hülsenfrüchte vor ihn wirfst und die Milch vor ihm ausgießt, und dann geh weg. Wenn er dann noch lebendig ist, wird er gerettet werden!« Die Dienerin kam in Windeseile und sah, daß der arme Junge auf die Fußleiste des Galgens gestellt war und sie sich gerade bemühten, ihn aufzuhängen. Sie rannte und erreichte ihn gerade noch. Kaum war sie da, warf sie ihm die Handvoll Hülsenfrüchte vor die Füße und goß die Milchschale aus und lief dann wieder weg. Der Junge erkannte die Dienerin und sagte zu den Henkern: »Bringt mich zum König, damit ich ihm die Sache erzähle!« Die Henker nahmen ihn und brachten ihn in die Nähe des Königs.

Als der König den Burschen sah, sagte er: »He, Junge, hast du dich etwa doch schließlich vorm Sterben gefürchtet? – Schon gut, jetzt erzähl mal die ganze Wahrheit!« Der Junge sagte: »Herr, wenn ich nicht die Erlaubnis bekommen hätte, dann hätte ich es niemals erzählt. Da aber von der wahren Herrin die Erlaubnis gekommen

ist, kann ich es erzählen. Also hört: Ihr habt einen Groschen gegeben; ich habe davon Seife, Reinigungsmittel und Wäscheblau gekauft und bin zur Nacht in das Obergeschoß einer Kaufmannsfrau auf Nägeln heraufgestiegen. Nachdem ich in das Obergeschoß gekommen war, kam eine Dienerin zu mir, die hat mir gesagt, ich solle ein Sofa, was da stand, von einer Stelle auf die andere rücken. Ich habe mich geweigert und habe zu ihr gesagt: ›Ruf deine Herrin!‹« Der König fragte ihn: Warum hast du es nicht weggerückt?« Der Junge antwortete: »Die Frau des Kaufmanns wollte mich auf diese Weise prüfen, ob ich aus einer adligen Familie stamme oder ein niedriger Mensch bin. Deswegen habe ich mich geweigert, das Sofa wegzurücken. Dann hat die Dienerin heißes und kaltes Wasser gebracht und gesagt: ›Wasch dir Mund und Hände und ruh dich aus!‹ Aber ich habe dieses Wasser aus dem Grunde nicht berührt, weil die Frau des Kaufmanns auf diese Weise gefragt hat: ›Wenn Hitze und Kälte über dein Haupt kommen, kannst du das ertragen oder nicht?‹ Ich habe diesen Wink verstanden und es der Dienerin überlassen, das Wasser zu mischen. Dann habe ich Hände und Gesicht gewaschen und mich bequem hingesetzt. Das heißt, ich habe akzeptiert, daß, was immer für Schwierigkeiten vorkommen mögen, ich sie auf mich nehmen werde. Nun war erst ganz kurze Zeit vergangen, als die Dienerin wieder mit einer Parfümflasche kam. Ich habe diese Flasche aufgemacht und unter die vier Füße des Sofas gegossen.« Der König fragte ihn: »Schön, warum hast du das Parfüm denn da unten hingegossen?« Er antwortete: »Die Frau des Kaufmanns hatte angedeutet: ›Wenn du heiße und kalte Dinge gleichermaßen ertragen kannst ... aber da ist so eine Sache, die sich wie der Duft von Parfüm überall verbreiten wird.‹ Ich habe ihr die Antwort gegeben: ›Diese Sache wird in meinem Herzen so verschlossen bleiben, daß kein Hauch nach draußen dringt.‹« Der König fragte ihn: »Na schön, und dann, was passierte dann?« Der Bursche sagte: »Nach kurzer Zeit hat diese Dienerin wieder auf einem Teller eine Melone

und ein Messer gebracht und mir in die Hand gegeben. Die Frau des Kaufmanns hat sich mit dieser Frage vergewissern wollen: ›Du kannst es verbergen, aber wenn dir das Messer an die Kehle gesetzt wird, was kannst du dann machen?‹ Da habe ich ihr als Antwort die Melone geschält, das Fruchtfleisch in Stückchen geschnitten und es in den Teller gelegt und zurückgeschickt ... das bedeutet: ›Wenn mir die Haut vom Leibe gezogen wird und ich in Stückchen gehauen werde, werde ich doch absolut keinen Ton sagen.‹ Und danach hat sie mir eine Zitrone und eine Nadel gegen lassen. Damit hat sie gefragt: ›Wenn du an den Galgen gehängt wirst, was dann?‹ Und ich habe als Antwort die Zitrone mit der Nadel in den Fuß des Bettes gesteckt, was bedeutet: ›Du wirst mich auf dem Galgen festhalten.‹ Majestät, nachdem dies alles festgemacht war, hat sich die Frau des Kaufmanns geschmückt und ist gekommen, und wir beide haben die ganze Nacht in vertrauter Unterhaltung zugebracht.« Der König fragte ihn: »Nun, warum hast du mir das jetzt erzählt?« Der Junge gab zur Antwort: »Ja, Herr, als deine Männer dabei waren, mich an den Galgen zu hängen, da kam plötzlich eben jene Dienerin angerannt, warf mir eine Handvoll Hülsenfrüchte vor die Füße und goß eine Schale Milch vor mir aus; das bedeutet: die Frau des Kaufmanns ließ mir sagen: ›Warum sind dir Hülsenfrüchte im Mund steckengeblieben? Geh und rede fließend wie Milch!‹ Dies, Majestät – wenn sie nicht selbst die Erlaubnis gegeben hätte, dann hätte ich Euch niemals die Geschichte erzählt ... ich hätte mich hängen lassen, aber die Sache wäre in meinem Inneren verschlossen geblieben.«

Der König fragte seine Soldaten nach der Sache mit den Hülsenfrüchten und der Milch, und sie bezeugten das. Dann sagte der König zu dem Burschen: »Junge, du hast also richtig mit einem Groschen Liebe erworben, und du bist wirklich gescheit! Vom heutigen Tage an gehörst du zu meinen speziellen Vertrauten!« Sprach's und schickte ihn mit vielen Geschenken fort.

## 6. Der Maulwi und der Eseltreiber



in Maulwi Sahib mußte zu einem weit abgelegenen Dorf gehen. Die Strecke war ein bißchen lang, deswegen mietete er von einem Eseltreiber einen Esel für zwölf Annas für einen Weg. Der Eseltreiber hatte den Esel gesattelt, und der Maulwi Sahib verabschiedete sich lang und breit von seinen Hausgenossen und ging los. Da der Esel nur für eine Strecke vermietet war, mußte der Eseltreiber, nachdem er den Maulwi in dem anderen Dorf gelassen hatte, wieder den Esel in den Wohnort des Maulwis zurückbringen. Der Maulwi Sahib setzte sich auf den Esel, und der Eseltreiber ergriff die Zügel und ging zu Fuß dahin.

Der Weg ist der Feind des Einsamen, aber Freundlichkeit schmückt den Weg sehr ... und der Eseltreiber, der da ging und ging, sagte zu dem Maulwi Sahib: »Herr, der Weg zieht sich so schrecklich lang hin – seid doch so gut und sagt irgend etwas, damit der Weg kürzer wird!« Der Maulwi Sahib sagte zu ihm: »Guter Mann, du sagst die Wahrheit, aber meine Worte sind wertvoll, die lasse ich dich nicht umsonst hören, sondern für einen Satz mußt du vier Anna bezahlen.« Der Eseltreiber, etwas überrascht, dachte nach und fand den Dorn besser als den Galgen; er sagte Ja und sprach: »Herr, zieht vier Anna von der Mietgebühr ab und laßt mich jetzt etwas hören!« Der Maulwi sagte zu ihm: »Guter Mann, sperr die Ohren auf und lege meine Worte gut in dein Herz, und was ich dir sage, dem höre gut zu. Wie dir viele sagen, so mache es.« Der Eseltreiber sagte: »Ja, Herr!« Der Maulwi sagte: »Jetzt bin ich fertig mit meiner Rede.« Nun, der Tag und der Weg zogen sich immer länger hin, und dem Eseltreiber, der ging und ging, erschien der Weg endlos. Da sagte er zu dem Maulwi Sahib: »Herr, laß mich doch noch mal was hören!« Der Maulwi Sahib sagte zu ihm: »Aber der Satz kostet dich vier Anna!« Der Eseltreiber war einverstanden. Der Maulwi

Sahib sagte zu ihm: »Guter Mann, erzähle niemals das Geheimnis, das du im Herzen hast, deiner Ehefrau! Ich bin fertig mit meinem Satz.« Der Eseltreiber ging weiter und weiter, während er an die Worte des Maulwis und die verlorenen acht Anna dachte. Der Weg war schließlich etwas leichter, aber der Eseltreiber war müde geworden; dem kam jeder Stein wie ein Berg vor. Er ging und ging und sagte dann höflich zu dem Maulwi Sahib: »Herr, laß mich noch irgend etwas hören!« Der Maulwi Sahib sagte zu ihm: »Die vier Annas, die noch von der Miete übrig sind, liegen bei mir – die sind weg, wenn du diesen Satz gehört hast!« Dem Eseltreiber war das recht. Der Maulwi Sahib sagte zu ihm: »Guter Mann, bei einem gerechten König irre dich nicht und sag niemals eine Lüge!« Die zwölf Annas des Eseltreibers waren nun für diese drei Sätze aufgebraucht. Und schließlich war auch der Weg zu Ende, und sie hatten das Dorf erreicht. Dort ließ er den Maulwi Sahib; der Tag wurde kühler, der Eseltreiber bestieg seinen Esel und machte sich zu seinem Dorf auf.

Als der Eseltreiber zurückritt, traf er auf dem Wege eine Gruppe Hindus, deren Guru gestorben war. Sie hatten den Leichnam des Gurus auf eine Bahre gelegt und hergebracht, um ihn im Strom zu versenken. Als sie den Eseltreiber unterwegs sahen, sagten sie alle zusammen zu ihm: »Du gehst doch gerade in diese Richtung, wir geben dir deinen Lohn, sei doch so gut und versenke den Leichnam unseres Gurus in dem Strom.« Der Eseltreiber weigerte sich erst, aber als die Hindus ihn so drängten, fiel ihm das Wort des Maulwis ein: Wie viele dir sagen, so mache es.« So freute er sich innerlich, aber äußerlich hielt er sich zurück und gab seine Zusage mit Hängen und Würgen. Die Hindus gaben ihm reichlich Geld, und er lud die Bahre auf den Esel und ging auf den Fluß zu. Als er am Fluß ankam, nahm er die Bahre vom Esel und stellte sie am Ufer ab. Dann krepelte er die Hosen auf und machte sich bereit, sie zu versenken, als ihm plötzlich der Gedanke kam: »All die Kleider und Tücher, die dieser Leichnam trägt – warum soll ich die nicht mit-

nehmen? Die Lebendigen brauchen Kleider nötiger als die Toten! Als er mit solchen Gedanken das Lendentuch des Verstorbenen losmachte, sah er an dessen Gürtel einen Beutel mit Rupies gebunden. Der Eseltreiber griff zu, löste ihn los und band ihn an seinen eigenen Gürtel, hob die anderen Kleider auf und bündelte sie. Dann legte er den Leichnam ins Wasser und stieß ihn an, so daß er schwamm und dann im strömenden Wasser unterging. Er stand auf und ging wieder seines Weges, im Herzen den Maulwi Sahib segnend, und es wurde ihm klar: »Die drei Sätze, die mir der Maulwi Sahib gesagt hatte, sind alle wahr und richtig und werden mir nützlich sein. Ich werde jetzt den dreien entsprechend handeln!« So überlegend, erreichte er schließlich sein Haus.

Es entsprach der Natur der armen Tagelöhner, daß sie an dem Tag, wo ihnen mal vier Paisa in die Hand fallen, alle ganz schön kochten. Dem Eseltreiber war nun ein ganzer Beutel mit Rupies in die Hand gefallen, und da waren auch seine Gedanken anders geworden. Zunächst fing er an, weniger als früher zu arbeiten, und er gewöhnte sich daran, morgens früh aus dem Hause in den Wald zu gehen. Dort nahm er eine Rupie aus dem Geldbeutel und gab sie seiner Frau in die Hand und trug ihr auf, allerlei Zukost zum Brot zu besorgen. Frauen sind schnell, Feuer für Gebratenes zu machen – und nun hatte diese vor der ganzen Nachbarschaft schon Essen bereitet, wann es ihr paßte, und saß da. Und der Duft ihres guten Gebratenen hatte die ganze Nachbarschaft beeindruckt, und überall in der Nachbarschaft wurde über ihr Essen geklatscht. Wo sich vier Eseltreibersfrauen trafen, da redeten sie bestimmt darüber! Sie sagten: »Schwestern – hat die Soundso um Himmelswillen einen Wundertopf, oder hat sie einen Brunnen mit Schätzen aufgetan? Denn vorher, da hat sie hin und wieder, ja vielleicht an einem Freitag zu Vollmond, 'n paar Zwiebeln aufgesetzt, und woher hat sie die Holzscheite gekriegt, und Pfeffer hat sie doch von anderen geholt und kleingestoßen, und dann ist sie gegangen und hat gekocht. Und da war weder Butter drin noch gab's Soße, einfach rohe

Zwiebeln! Und nu is'se steinreich geworden und macht sich 'n gutes Leben!« Dann sagte wieder eine andere: »Mutter, Gottes Wege sind sonderbar – jetzt habense abends und morgens immer nur Fleisch. Wenn wir noch das Frühstücksbrot kneten, dann is bei denen schon der Mörser fürs Mittagessen im Gange. Was meinste, Schwester, kann mer das irgendwie rauskriegen?« In der ganzen Nachbarschaft, wo man stand und wo man ging, hörte man dies Geplapper und Geklatsch. Schließlich – so sind die Frauen! – fingen sie an, ihre Männer auszuschimpfen: »Ihr Dreckskerle! Was ihr verdient, damit habt ihr euch wohl irgendwo draußen amüsiert und das Geld kleingemacht, so daß nicht mal das kleinste Zubrot ins Haus gekommen ist! Der Soundso ist genauso wie ihr und arbeitet mit euch zusammen, und bei dem zu Hause gibts alle Tage Butterreis und Braten, und wir essen hier dreißig Tage Linsen und verderben uns den Magen damit!« Die armen Männer sannern auf einen Ausweg. Sie waren selbst verwundert: »Dieser blöde Kerl arbeitet weniger als wir, und dann isst er roten Brei – lieber Gott, wie kommt das bloß?« So beschwichtigten sie ihre Frauen wieder: »Wir schufteten den ganzen Tag mit unseren Eseln; ihr seht doch selbst, wie wir arbeiten – und was wir kriegen, legen wir vor euch hin; aber der da, was der tut, das hat man schon ganz vergessen. Nu, vielleicht hat er irgend'n Loch gefunden, oder er ist 'n Zauberer geworden – das weiß der liebe Himmel. Nu geht ihr doch mal hin und fragt seine Frau, was das für'n Geheimnis ist, damit wir auch so was wie der herbringen! Vielleicht haben wir dann auch so'n Glück und können dreißig Tage Braten machen!«

Die vier Weiber, die mit der Eseltreiberfrau am engsten befreundet waren, hörten und bedachten diesen Rat und gingen zu ihr. Sie redeten von diesem und von jenem, und eine fragte die andere: »Sag mal, Schwester, was für 'nen Topf haste denn heute aufgestellt?« Die erste antwortete: »Na meine Gute, dieser verdammte Bauch, den kriegen wir nie im Leben voll. Mein Mann schuftet sich den ganzen Tag ab, aber reichen tut's nie. Heute gab's keinen Pfennig,

und da hab ich vier Zwiebelknollen kleingehackt und zu Chutney gemacht; so ganz klein haben wir's geschnitten; sonst kann mer ja an nichts denken. Nur elendes trockenes Brot!« Daraufhin fragte die zweite die dritte: »Sag mal, meine Gute, ich habe doch heute eine Schale für Brei geschickt, hast du die leer zurückgegeben?« Daraufhin sagte die: »Meine Liebe – ich will blind sein, wenn ich's dir verheimliche! Vor Schwestern hat man ja kein Geheimnis, und vor der Tante verbirgt man nichts; 'n Stückchen gesalzener Pallafisch war zufällig noch im Hause, den hab ich in den Ofen getan und dann in Stückchen geschnitten, und das ist nun unser Abendessen.« Da warf die Frau des Eseltreibers mit dem Geldbeutel ein: »Schwestern, hättet ihr doch 'nen Jungen zu mir geschickt, daß ich ihm ein bißchen Fleisch gegeben hätte!« Kaum hatte sie das gesagt, da setzten sich die vier anderen Weiber hin, und unter einem Vorwand fragten sie nun frech, damit sie – hoffentlich! – die Wahrheit über das viele Geld erführen. Aber die Arme wußte ja selber nichts – was sollte sie ihnen erzählen? Sie sagte: »Gut, liebe Schwestern, mein Mann soll kommen, dann frag ich ihn und erzähl es euch.« Nachdem sie das fest zugesagt hatte, standen die vier auf, verabschiedeten sich und gingen fort.

Es war Nacht, als die Frau des Eseltreibers ihren Mann fragte: »Mann, was machst du eigentlich in diesen Tagen?« Der Mann antwortete ihr: »Wo Arbeit ist – ich lade ein paar Säcke mit Erde auf und treibe den Esel, manchmal gibt's auch Häcksel für die Tiere.« Daraufhin sagte die Frau: »Na und diese Rupie, die du mir jeden Tag gibst, wo hast du die her? Du hast doch nicht etwa was geklaut oder einen ausgeraubt?« Der Mann sagte zu ihr: »Nein, Frau, Gott hat sie gegeben, und wir essen.« Die Frau sagte: »Gott wirft's doch nicht so vor einen hin! Die anderen arbeiten doch genauso wie du oder noch mehr, und die haben noch nicht mal Salz fürs Brot, und außerdem hast du früher doch auch gearbeitet, und da haben wir doch so schrecklich hungrig hier gegessen. Da steckt doch was anderes dahinter. Nun sag mir schon ehrlich, wo du diese

Rupie jeden Tag herbringst? Ich bin doch nicht dein Feind ... aber vielleicht hast du mich gar nicht mehr lieb, daß du so häßlich zu mir bist, als ob du 'ne Schlange vor dir hättest!« Sprach's, und Tränen rannen ihr aus den Augen. Dann – Gott gibt und der Mensch trägt's – fing die Frau wieder andersherum an: »Ich bin doch schließlich kein Kind mehr, ich verstehe doch alles – daß du jetzt mit mir überhaupt keinen Ton redest; ich werde weglaufen, zu meiner Verwandtschaft, dann kannst dich ja mit dem Gesicht an die Wand stellen!« Der arme Mann überlegte, denn vor den Tränen des Weibergeschlechtes haben schon gewaltige Helden und Könige ihre Waffen gestreckt. Doch dieser arme Eseltreiber blieb stumm, aber er hatte begriffen, daß, wenn sein Weib auf ihrem Willen beharrte, sie keinesfalls aufgeben würde. Diesen Weibern möge Gott Verstand geben, sonst kommt man nie zu Ende! Dann dachte er, vielleicht sollte ich ihr die ganze Geschichte erzählen. Aber da fiel ihm der Rat des Maulwi Sahib ein: »Sage das Geheimnis deines Herzens nicht deiner Ehefrau!« Und was tat er – er verbarg die richtige Geschichte, aber um seine Frau zufriedenzustellen, fing er an zu erzählen: »Du siehst doch jeden Tag, daß ich morgens früh immer in den Wald gehe. Wenn ich da hinkomme, esse ich zuerst immer ganz unreife Blätter von der Schwalbenwurz (Brechmittel), und dann kommt aus meinem Bauch so eine runde Rupie heraus, die wasche und reinige ich und gebe sie dir. Meine Liebe, das habe ich dir nun verraten, aber sei so gut und erzähle ja niemandem diese Geschichte!« Die Frau sagte zu ihm: Wie könnte ich das tun! Lieber Gott, was habe ich da zu hören gekriegt! Bin ich etwa so leichtfertig und kleinherzig?«

Die Nacht ging gut vorüber, und am Morgen ging der Eseltreiber wieder wie üblich, brachte die Rupie, legte sie seiner Frau in die Hand und trieb die Esel zur Arbeit auf den Weg. Nach einer Zeit kamen jene vier Nachbarsfrauen unter dem Vorwand, Brennholz und Holzkohle zu brauchen, zusammen und schwatzten und redeten, und die Frau des Eseltreibers erzählte ihnen die ganze Ge-

schichte, die ihr Mann ihr in der Nacht offenbart hatte, und ermahnte alle vier: »Schwestern, erzählt diese Geschichte bloß keinem, sonst schlägt mein Mann mich tot!« Sie versicherten ihr: Warum regst dich denn so auf – wie kannst du überhaupt sowas denken!« Sprachen's und gingen davon, jede in ihr Haus.

Man sagt, ein Wort, das von einem kommt und zu einem zweiten gelangt, das gelangt bald zu allen, und so war auch diese Kunde im Nu in der Nachbarschaft des Eseltreibers verbreitet. Noch war der Morgenstern nicht aufgegangen, als jede Eseltreibersfrau ihren Mann aufstehen hieß und sagte: »Nu mach mal schnell! Die Sonne geht schon auf! Lauf mal gleich in den Wald und iß vier, fünf ganz unreife Schwalbenwurzblätter, und dann denk nicht mehr an die Welt und komm heim! Aber hör zu! Denk dran, daß dir zwei Rupies aus dem Bauch kommen, wenn du die Blätter gegessen hast, die heb schön auf und komm!« Begierig auf das Geld, rannten alle zu einem abgelegenen Ort. – Dann schien schon die Sonne auf den Ort, aber von den Eseltreibern war noch keiner zurückgekommen. Da hatten die Weiber den Verdacht, daß sie vielleicht das Geld an sich genommen hätten oder etwa aus Habgier miteinander rauften. Schließlich, nachdem sie sich lange geduldet hatten, gingen die Weiber zusammen los, um ihre Männer zu suchen. Als sie dort ankamen, sahen sie, daß die Männer mit gerungenen Händen im Schatten saßen. Die Frauen stießen ein Klagegeschrei aus, und unter einem Vorwand ergriff jede ihren Mann und kam heim.

Langsam erreichte diese Geschichte auch den König. Der König ließ die Frau des Eseltreibers kommen, die das Geheimnis ihres Mannes so offen erzählt hatte. Der König befahl, den Eseltreiber festzunehmen. Als die Regierungssoldaten bei dem Eseltreiber ankamen, da fand der Arme sich in auswegloser Lage. Er sagte: »Ich habe der Frau zu Unrecht diese Geschichte erzählt; nun verliere ich meinen Kopf!« Wiederum fiel ihm der dritte Rat des Maulwi Sahib ein: Vor einem gerechten König sage die Wahrheit!« Als die Soldaten ihn vor den König brachten, da sah er, daß seine Frau auch

als Zeuge gegen ihn dastand, und all die anderen Nachbarinnen und Frauen und Männer aus der ganzen Sippe klagten ihn an. Er sah, daß nun die Tage seines Lebens zu Ende gekommen waren und keine Zeit für Vorsicht war. Doch falls der König gerecht war, dann würde er ihn freilassen. So überlegend erzählte er dem König die Geschichte von Anfang bis Ende, von den Worten des Maulwi Sahib an, und wie er bei der Rückkehr den Leichenzug der Hindus getroffen hatte, und legte ihm die Geschichte mit dem Geldbeutel ganz offen dar. Der König war gerecht. Als er diese Geschichte hörte, begriff er, daß die anderen Eseltreiber nur gierig waren. Er tadelte sie sehr und sagte zu ihnen: »Ihr Dummköpfe! Wann wären je Rupien herausgekommen, wenn man Schwalbenwurz-Blätter ißt?« Und er tadelte die Frau des Eseltreibers sehr, die das Wort ihres Mannes allen erzählt hatte und damit an all diesem Umstand schuld war.



## 7. Die vier Prinzen



Es war einmal ein König, dessen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bei den Feinden berühmt war. Der hatte vier schöne junge Söhne, die alle der Jagd und dem Reiten ergeben und ins Umherschweifen vernarrt waren. Jeden Morgen bestiegen sie ihre Pferde und zogen aus; den ganzen Tag trieben sie ihre Pferde hinter den Jagdtieren her, und gegen Abend kehrten sie wieder an ihre eigene Stätte zurück.

Eines Tages hatten die Prinzen sich bereitgemacht, bestiegen die Pferde und gingen mit der Absicht zu jagen, in eine bestimmte Richtung. Sie gingen und gingen und kamen in einem verödeten Stück Land an, wo der Durst sie sehr zu quälen begann. Sie blickten hierhin und dorthin, aber in der Umgebung erblickten sie keinerlei bebautes Feld oder einen Garten. Sie ritten noch ein bißchen weiter, als sie von fern eine Hütte sahen. Sie dachten: »Da wird bestimmt jemand wohnen!«, und so berieten sie sich: Wenn wir alle vier zusammen hingehen, dann wissen wir nicht, was die Leute in der Hütte denken mögen. Deshalb wird es besser sein, wenn wir einer nach dem anderen gehen und um Wasser bitten.« So machte sich der älteste Bruder zuerst zu der Hütte auf. Als er ankam und rief, da kam aus der Hütte ein junges Mädchen heraus, schön wie der Mond am vierzehnten Tag, die ihn fragte: »Wer bist du?« Der Prinz gab ihr zur Antwort: »Ich bin ein Reisender. Der Durst hat mich fast umgebracht; sei so gut und gib mir eine Handvoll Wasser zu trinken!« Das Mädchen sagte zu ihm: »In der Welt gibt es zwei Reisende – was für ein Reisender bist du denn nun? Wenn du mir die richtige Antwort gibst, dann wirst du Wasser bekommen, sonst scher dich fort!« Der Prinz konnte die richtige Antwort nicht geben und kehrte zurück, ohne Wasser getrunken zu haben, und er erzählte es seinen Brüdern. Daraufhin ging der zweite Bruder zu

der Hütte. Er stellte sich außerhalb der Hütte hin und rief: »Du, Frau! Sei so gut und gib mir armen Fremdling einen Schluck Wasser zu trinken!« Als sie das hörte, kam dasselbe Mädchen heraus und sagte: »In der Welt gibt es zwei Arme – sag mir, was für ein Armer bis du?« Der Prinz konnte die Antwort nicht geben, und ohne Wasser zu trinken, ging er wieder zurück. Nun kam der dritte Prinz und sagte zu dem Mädchen: »Frau, ich bin ein Dieb.« Als das Mädchen das hörte, sagte sie: »In der Welt gibt es der Diebe zwei – laß hören, was für ein Dieb du bist?« Der Prinz konnte keine Antwort geben und kehrte durstig wieder um. So ging auch der vierte Prinz zu der Hütte, um Wasser zu trinken. Das Mädchen fragte ihn: »Wer bist du?« Er sagte: »Ich bin ein Dummkopf.« Das Mädchen sagte: »In der Welt gibt es der Dummköpfe zwei, sag, was für ein Dummkopf bist du?« Auch dieser Prinz gab keine Antwort und so, wie er gekommen war, kehrte er hoffnungslos zurück. Schließlich wußten die Prinzen sich keinen anderen Rat mehr; sie lenkten die Pferde zurück und gingen und gingen und erreichten schließlich ihre Heimat.

Nachdem die Prinzen weggegangen waren, kam bald der Mann des Mädchens ins Haus. Als der Fußspuren an der Tür sah, wurde er mißtrauisch, er fragte nichts und sagte nichts, ergriff die Schuhe und ließ sie auf die Frau regnen. Er verprügelte sie tüchtig, nahm dann die Spuren auf und gelangte in das Land der Prinzen und verfolgte ihre Spuren bis zum königlichen Palast. Dann ging er zum König und klagte: »Majestät, vier königliche Räuber sind in mein Haus eingebrochen. Ich habe ihre Spur verfolgt, und sie sind im königlichen Palast; jetzt seid so gut und laßt mir Armen Gerechtigkeit zuteil werden!« Als der König seine Rede hörte, befahl er sofort, daß die Räuber ergriffen und gehängt werden sollten. Als der Polizeichef das hörte, setzte er die vier Prinzen gefangen.

In der ganzen Stadt und Umgebung wurde diese Nachricht bekannt, daß die Prinzen gehängt werden sollten. Dort erfuhr auch das Mädchen davon und dachte: »Diese armen Prinzen sind doch

unschuldig, die muß man auf irgendeine Weise retten!« Dachte es und gelangte mit List zu der Ratsversammlung des Königs und erzählte dem König den ganzen Sachverhalt. Daraufhin ließ der König die vier Prinzen zu sich rufen, die ihm erzählten, wie man ihnen kein Wasser zu trinken gegeben hatte. Der König sagte zu dem Mädchen: »Also sind die Prinzen ganz unschuldig, und wir verzeihen ihnen; aber nun laß du einmal hören, wer in der Welt die beiden Reisenden, die beiden Armen, die beiden Diebe und die beiden Dummköpfe sind?« Das Mädchen gab zur Antwort: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! In dieser Welt sind die beiden Reisenden Sonne und Mond; diese Armen sind ununterbrochen unterwegs. Die beiden Armen sind die Erde und die jungfräuliche Tochter, weil der Arme jede Last erträgt, die ihm auferlegt wird; so klagt auch die Erde nicht, wieviel Last ihr auch auferlegt wird, und das junge Mädchen wird, ohne etwas zu sagen, den Mann annehmen, den ihre Sippe ihr gibt. Der Diebe sind zwei, einer der Atem und einer der Todesengel; der Dieb kommt immer heimlich, und so kommen auch diese beiden immer heimlich. Dummköpfe gibt es auch zwei, einer ist Euer Majestät selbst und das andere mein Ehemann; denn mein Ehemann hat mich ohne zu fragen und ohne zu sagen durchgeprügelt und ist dann hierher gekommen, um Klage zu erheben, und Ihr wiederum habt seinem Wort Euer Ohr geliehen und befohlen, die Prinzen zu hängen! Wenn ich nicht zur rechten Zeit gekommen wäre, dann wären diese vier Unschuldigen am Galgen gehenkt worden!«

Als der König diese höchst verständige Antwort des Mädchens hörte, war er sehr erfreut und schickte sie mit sehr vielen Geschenken zurück.



## 8. Zwanzig Fragen



in König hatte gar keine Kinder. Schließlich, gegen Ende seines Lebens, wurde ihm eine schöne, mondgleiche Tochter geboren. Die Prinzessin – heute klein, morgen groß – war schließlich heiratsfähig geworden. Eines Tages unterhielt sich der König mit seiner Königin, und die Rede kam auf die Heirat der Prinzessin, und er sagte zu der Königin: »Frage du die Prinzessin nach deiner eigenen Art, ob sie willens ist, zu heiraten oder nicht?« Am anderen Tage fand die Königin eine Gelegenheit und sagte zu der Prinzessin: »Majestät hat den Wunsch, dich zu verheiraten. Du bist meine geseignete Tochter – was du fühlst, fühle ich, und was ich als Mutter fühle, fühlst du. Wenn du einverstanden bist, soll ich es Majestät dann mitteilen?« Die Prinzessin hörte das Wort ihrer Mutter und sagte: »Mutter, ich werde denjenigen heiraten, der meine zwanzig Fragen richtig beantwortet, und denjenigen, der keine richtigen Antworten gibt, den werde ich töten lassen.« Als die Königin diese Rede ihrer Tochter hörte, ging sie schweigend zurück.

Am anderen Tage erzählte die Königin dem König alles, was die Tochter gesagt hatte. Darauf verfiel er in tiefes Grübeln, aber endlich blieb ihm nichts anderes übrig, um seine geliebte Tochter zufriedenzustellen, als einen Raum im Palast leerzumachen und seiner Tochter zu übergeben.

Als die Prinzessin einen Raum im Palast bekam, was tat sie – sie ließ im ganzen Reich ausrufen: »Den Mann, der Antwort auf meine zwanzig Fragen geben kann, den werde ich heiraten, und wer die Antwort auf die Fragen nicht geben kann, den werde ich töten lassen.« Dann ließ sie an das Außentor einen großen Klopfer anbringen, und wenn immer von draußen ein Bewerber kam, der mußte zuerst mit dem Klopfer schlagen, und dann schickte die

Prinzessin eine Dienerin, ließ jenen Mann zu sich rufen und gab ihm die Fragen. Auf diese Art waren schon viele Männer gekommen, aber sie hatten die Fragen der Prinzessin nicht beantworten können und wurden deshalb an den Galgen gehängt.

Die Kunde von den Fragen der Prinzessin gelangte auch ins Ausland. Eines Tages hörte ein armer Hirt die Kunde. Da dachte er bei sich: ›Wo so viele Männer gestorben sind, da wird die Welt auch nicht stehenbleiben, wenn so ein Junggeselle stirbt! Deshalb will ich gehen und mein Glück versuchen!‹ Der Mann machte sich bereit, schmückte sich, gelangte in jene Stadt und fragte sich durch. Er kam zu dem Türklopfer am Palast und klopfte kräftig an. Wie üblich kam die Dienerin heraus, führte ihn und setzte ihn zu der Prinzessin. Als er die Schönheit der Prinzessin sah, drehte sich ihm der Kopf noch mehr, aber dann besann er sich und sagte zu der Prinzessin: »Prinzessin, laßt Eure Fragen hören!« Die Prinzessin sagte zu ihm: »Laß so ein Gerede; du rufst unwillentlich den Tod!« Aber er sagte: »Laß die Fragen hören!« Da sagte ihm die Prinzessin schließlich die Fragen:

Es ist eins, das kein zweites hat. Es ist ein zweites, das kein drittes hat. Es ist ein drittes, das kein viertes hat. Ein viertes, das kein fünftes hat, ein fünftes, das kein sechstes hat, ein sechstes, das kein siebentes hat, ein siebentes, das kein achttes hat, ein achttes, das kein neuntes hat, ein neuntes, das kein zehntes hat, ein zehntes, das kein elftes hat, ein elftes, das kein zwölftes hat, ein zwölftes, das kein dreizehntes hat, ein dreizehntes, das kein vierzehntes hat, ein vierzehntes, das kein fünfzehntes hat, ein fünfzehntes, das kein sechzehntes hat, ein sechzehntes, das kein siebzehntes hat, ein siebzehntes, das kein achtzehntes hat, ein achtzehntes, das kein neunzehntes hat, ein neunzehntes, das kein zwanzigstes hat, ein zwanzigstes, das kein einundzwanzigstes hat.

Als der Hirt die Fragen der Prinzessin hörte, versank er noch mehr in Nachdenken, aber nach einer Weile sagte er zu der Prinzessin: »Prinzessin, ich werde dir die richtige Antwort auf deine Fragen

geben, aber bitte rufe deinen Polizeichef und laß ihn hier sitzen, und laß auch den Kadi rufen. Wenn ich die Antwort auf die Fragen nicht gebe, dann befiehl nur bitte gleich dem Polizeichef, mich ins Gefängnis zu werfen, und wenn ich alle Antworten richtig gebe, dann sitzt der Kadi genau richtig da und kann uns dann verheiraten.« Die Prinzessin war einverstanden und gab den Befehl, und kurz darauf traten der Polizeichef und der Kadi ein. Da sagte der Hirt zu ihr: »Prinzessin, jetzt steht es noch in deiner Wahl – wenn du noch ein paar schwierige Fragen hast, dann laß sie hören, denn diese Fragen sind ganz leicht. Jetzt ist der richtige Moment für dich, denn der abgeschossene Pfeil kehrt nicht wieder zum Bogen zurück!« Die Prinzessin war ganz verblüfft, aber dann dachte sie bei sich, große Gelehrte haben diese Fragen nicht beantworten können – wie sollte sie vor einem Hirten fliehen! Deswegen sagte sie lächelnd zu dem Hirten: »Los, Hirt! Denk nicht, daß der abgeschossene Pfeil zurückkommt. Gib mir Antwort auf meine Fragen. Wie das Geschick es will, so wird es werden!« Darauf sagte der Hirt zu ihr: »Schön, nun hör zu, damit ich es dir sage:

»Eines ist Gott, das zweite ist der Prophet Muhammad, Gott segne ihn und gebe ihm Heil!; drei sind die Tage der Totenfeier; vier sind die Vier Freunde; und dann die Fünf Reinen; sechs sind die Tage für die *chhati*. Sieben die Tage in der Woche, die haben keinen achten. Acht ist der Freitag, der hat keinen neunten. Neun ist der Tag der Pilgerfahrt nach Mekka, zehn Tage hat der Muharram; elf ist der Tag von Yarhin Padschah; zwölf die edlen Imame; dreizehn die *terhen tezi*; vierzehn ist die Helle des Mondes; fünfzehn ist die genaue Monatsmitte; sechzehn sind die Schmuckstücke der Frau; siebzehn die Hochzeitszeremonien; achtzehn sind die Söhne Ali Schahs; neunzehn sind die Gebetseinheiten bis zum Nachtgebet, zwanzig sind die Finger und Zehen, von denen es keine einundzwanzig gibt. Und jetzt ist noch Einundzwanzig: du, Zweiundzwanzig: ich, dreiundzwanzig der Kadi, und vierundzwanzig der Heiratsvertrag!«

Als die Prinzessin die ganze Rede des Hirten hörte, war sie höchst erstaunt. Es war nichts dabei, was sie als falsch bezeichnen konnte. So zog sie den Schleier über ihr Gesicht. Die Dienerin und die Gespielinnen der Prinzessin beglückwünschten sofort den Hirten, und rasch erreichte die Nachricht den König, daß ein Hirt auf diese An alle Fragen der Prinzessin beantwortet und damit die Bedingung erfüllt habe, und daß man die beiden nun verheiraten müsse. Der König freute sich sehr; er befahl Dienern und Beamten, Emiren und Weziren, ganz rasch die für die Hochzeit erforderlichen Dinge – wie Gold, Schmuck, golddurchwirkte Überwürfe und anderes – vorzubereiten, und als sie dies gebracht hatten, wurde sogleich die Hochzeitszeremonie mit allen guten Omen, mit Girlanden und Gesang gefeiert, und dann nahm der Hirt strahlend und lachend die Prinzessin mit sich und ging nach Hause.



9. *Sie hat Augenschminke aufgetragen,  
aber es nicht richtig gekonnt*



ines Tages ergriff ein König mit dem Gedanken an die Jagd Pfeil und Bogen und ging auf den Wald zu. Nachdem der König immer weiter im Walde gejagt hatte, wurde er durstig und begann, in Suche nach Wasser, hierher und dorthin sein Pferd anzutreiben. Er ging und ging und sah von ferne ein paar Frauen, die aus einem Brunnen Wasser holten. Als der König das sah, wurde sein Herz sehr froh, und er spornte das Pferd an und kam im Nu zu dem Brunnen. Als er hinsah – verflixt noch mal! –, da lag bei dem Brunnen der Leichnam einer Frau, deren Kopf nicht mehr da war! Und vier Mädchen, jung an Jahren und schön an Antlitz und Gestalt, standen um diesen Leichnam mit dem abgeschnittenen Kopf und unterhielten sich. Der König versteckte sich im Schutze eines Baumes und hörte ihrer Unterhaltung zu. Eines der Mädchen sagte: »Wie sehr hat diese Frau doch ihr Haar geliebt!« Dann sagte die andere: »Sie hat auch sehr viel für ihre Zähne getan!« Die dritte sagte darauf: »Sie hat Augenschminke außerordentlich gern gehabt.« Schließlich sagte die vierte, die verglichen mit den anderen dreien größer und schöner an Gestalt und verständiger aussah: »Die Schwester hat auch Augenschminke aufgetragen, aber es nicht richtig gekonnt!«

Als der König die Worte der Mädchen hörte, staunte er über die Maßen. Bei sich sagte er da: ›Wenn der Kopf der Frau nicht da ist, wie können diese Mädchen dann so reden!‹ Schließlich kam der König aus dem Schutz des Baumes und ging zu den Mädchen, um Wasser zu erbitten. Die Mädchen gaben dem König sehr gern zu trinken. Als der König das Wasser getrunken hatte, setzte er sich in den Schatten des Baumes und rief die Mädchen, um sie zu fragen: Was ihr da untereinander über diese tote Frau geredet habt, wie

habt ihr das denn herausgekriegt?« Daraufhin gab das erste Mädchen zur Antwort: »Frauen, die ihr Haar besonders lieben, die reiben dauernd öl in ihr Haar und kämmen es, deswegen werden natürlich auf ihrem Rücken ölspure zu sehen sein. Ich sah, daß diese Frau auf dem Rücken öl hatte, da habe ich gemerkt, wie sehr sie ihr Haar geliebt haben muß!« Das zweite Mädchen sagte nun: »Frauen, die ihre Zähne sehr pflegen, die bearbeiten die Zähne dauernd mit dem Zahnreibeholz, deswegen werden bei ihnen auch die Wurzeln der Fingernägel durch den ständigen Gebrauch des Zahnreibeholzes rot. Als ich sah, daß ihre Nägel rot waren, da ist mir klar geworden, wie sehr sie ihre Zähne geliebt hat!« Da sagte das dritte Mädchen: »Diejenigen, die viel Augensalbe auftragen, machen ein Zeichen und wischen dessen Linien wieder mit dem Saum ihrer Bluse ab. Ich habe auf der Bluse dieser toten Frau solche Streifen gesehen, da habe ich begriffen, daß diese Frau sehr viel Augensalbe angewendet hat!« Da sagte der König zu dem vierten Mädchen: »Nun laß du mal hören, wie diese tote Frau Augenschminke aufgetragen hat, aber das nicht richtig gekonnt hat?« Das Mädchen antwortete: »Majestät, wenn Ihr mir Sicherheit für mein Leben gebt, dann möchte ich Euch etwas sagen.« Als der König ihr versprach, daß ihr Leben sicher sei, da sagte sie: »Majestät, um diese Sache zu verstehen, müßtet Ihr mich heiraten!« Der König dachte bei sich: »Wie gescheit ist dieses Mädchen doch und wie klug sieht sie aus! Während die anderen Mädchen gewisse Zeichen erkannten und ihre Meinung ganz offen gesagt haben, hat dieses Mädchen irgendein großes Geheimnis angedeutet. Um dieses Geheimnis zu verstehen, muß ich sie unbedingt heiraten.« So dachte und überlegte er, und endlich stand der König auf und kehrte in seinen Palast zurück. Dieses gescheite Mädchen war die Tochter eines Kaufmanns, des größten Kaufmanns im Reich. Sie war die Lieblingstochter des Kaufmanns. Dieser Kaufmann lebte am Flußufer in seinem großartigen Palast. Am anderen Tag schickte der König durch seinen Wezir Nachricht über die Heirat zu dem Kauf-

mann, und als der das hörte, freute er sich sehr – aber da die Tochter sein Liebling war, fand er es nötig, sie unbedingt zuerst einmal zu fragen. Der Kaufmann ließ also die Tochter die Botschaft des Königs wissen, und sie beschloß, den König zu heiraten, stellte aber die Bedingung, daß er vor der Hochzeit neben dem Palast ihres Vaters einen anderen großen Palast errichten sollte. Der König nahm diese Bedingung sofort an. Schnell wurde auf Befehl des Königs am Ufer des Stromes ein schöner Palast fertig gebaut, und in ein paar Tagen feierte der König mit großem Pomp und Prunk, mit Trommeln und Pfeifen Hochzeit mit dieser Tochter, und beide zogen in den neuen Palast, um dort vergnügt zu leben.

In der Freude über die neue Heirat hatte der König ganz vergessen, unter welcher Bedingung er mit dem Mädchen Hochzeit gemacht hatte. Das Mädchen hatte natürlich ihrem Vater die ganze Geschichte in allen Einzelheiten erzählt, und der gab ihr Hoffnung, daß er ihr in jeder Weise helfen würde. Daraufhin sagte das Mädchen zum Vater: »Laß für mich doch ganz heimlich von jenem Palast zu deinem Palast einen unterirdischen Gang bauen!« Nach einer Reihe von Tagen war dieser unterirdische Gang ganz fertig. Da lud der Kaufmann eines Tages den König ein, in seinen Palast zu kommen. Als der König aus dem Tor seines Palastes schritt, was machte das Mädchen da – sie schmückte sich sofort, legte ihr kostbares *naulakha-Halsband* an und kam vor dem König im Palast ihres Vaters an und setzte sich recht schön auf das Sofa. Als der König in den Palast des Kaufmanns kam und da auf einem Sofa seine Frau sitzen sah, wunderte er sich über die Maßen und stand ganz steif da. Daraufhin sagte der Kaufmann zu ihm: »Herr, warum steht Ihr denn hier?« Daraufhin sagte der König zu ihm: »Ich habe ein kostbares Taschentuch in meinem Palast vergessen, das will ich eben holen!« Als der König in seinen Palast kam, da war das Mädchen schon vorher durch den unterirdischen Gang gelaufen; wo der König sie zuvor hatte schlafend liegen lassen, da lag sie auch jetzt schlafend. Als der König nach Hause kam, sah er,

daß seine Frau da richtig schlafend lag. Er ging wieder zu dem Palast des Kaufmanns, während das Mädchen wieder durch den Gang im gleichen Gewand im Hause ihres Vaters sich zu tun machte. Als der König das sah, wurde er ganz verwirrt – was ist das denn bloß für eine abenteuerliche Sache! Er war sich wieder nicht sicher und saß eine Zeitlang dort und sagte dann zu dem Kaufmann: »Ach, leider habe ich meinen wertvollen Siegelring zu Hause liegen lassen – den will ich doch eben holen!« Sprach's und stand wieder auf und ging in seinen Palast. Das Mädchen lief wieder durch den Gang und lag schlafend auf dem gleichen Sofa. Der König kam und sah – verflucht noch mal! – die schläft ja jetzt doch hier! Da wurde er richtig verwirrt, und schließlich weckte er seine Frau und fragte sie dann: »Im Hause deines Vaters sitzt eine Frau wie du, mit dem gleichen Gewand, nein, ganz genau wie du ... als ich die sah, habe ich mich geirrt und gedacht, daß du das wohl wärest! Laß mich hören, was das für ein Geheimnis ist?« Darauf sagte das Mädchen: »Majestät, Ihr habt mich doch selbst hier auf dem Sofa schlafen gelegt... draußen arbeiten die Dienerinnen und Mädchen, und Ihr habt mich mit eigener Hand aufstehen lassen. Wie würde ich denn dort sein? Ihr habt Euch doch wohl getäuscht! Ein Mensch ist wie der andere, und tausende von Kleidern sind sich gleich – warum macht Ihr Euch denn umsonst Gedanken?« Der König sagte: »Ja, jetzt steht es für mich fest, daß das eine andere Frau ist, die dir gleicht.« So sprach der König und kehrte wieder in den Palast des Kaufmanns zurück. Der Kaufmann, der sich vorher mit der Tochter abgesprochen hatte, der hatte inzwischen seinen Dienern Befehl gegeben, eine Fregatte so bereitzustellen, daß sie nur noch den Anker zu lichten brauchte. Als die Unterhaltung zu Ende war und der König aufstehen wollte, da sagte der Kaufmann zu ihm: »Majestät, jetzt nehme ich meine Kinder und gehe um des Handels willen in ein ziemlich fernes Land; wenn Ihr noch ein wenig wartet, dann verabschieden wir uns, und dann geht Ihr!« Als der König das hörte, wartete er noch.

Auf der anderen Seite, was hatte das Mädchen gemacht? Sie nahm des Königs Besitz mit Sack und Pack, ergriff Edelsteine, Juwelen und andere Schätze und ging auf dem Geheimweg zu dem Palast ihres Vaters. Der Kaufmann nahm dann den Besitz des Königs und sein eigenes gesamtes Vermögen und ließ es in die Fregatte laden. Dann verabschiedeten sich die Leute lange vom König und setzten sich in die Fregatte und ließen die Anker lichten. Das Schiff hatte sich gerade in Bewegung gesetzt, als die Tochter des Kaufmanns von dort aus dem König, der immer noch am Ufer stand, um sie zu verabschieden, zurief: »Majestät, diese verstorbene Frau hatte so ihrem Mann Schminke in die Augen gestrichen, aber sie hatte das zu ungeschickt gemacht, und deswegen wurde sie erschlagen ... ›Sie hat Augenschminke aufgestrichen, es aber nicht richtig gekonnt; aber ich habe Euch jetzt so eine Schminke in die Augen gestrichen und gehe fort! Ich habe meine Bedingung erfüllt – also Gott befohlen!«

Als der König das hörte, fiel ihm die Begebenheit bei dem Leichnam der toten Frau wieder ein, und als er die ganze Sache begriff, da wurde er völlig verwirrt. Schließlich kehrte er in seinen Palast zurück und fand dort, daß Bett und Decken, Topf und Teller weg waren. Da biß er sich vor Kummer noch mehr auf die Finger. Die Frau war er ja ohnehin los, aber nun konnte er nur noch seine Hände von seinem ganzen Vermögen waschen! Da blieb dem Armen nichts anderes übrig als stumm dazusitzen!



## 10. Mitgefühl



n einer Stadt lebte ein Mensch, der sich mit Diebereien durchs Leben schlug. Wie viele Reiche hatte er in seinem Leben schon arm gemacht, wie vielen Armen das Leben verdorben! Viele von Gottes Tagen waren so dahingegangen. Eines Tages trat er wieder seiner Gewohnheit nach in ein Haus ein, um dort zu stehlen. Während er eifrig nach dem Geld suchte, drang plötzlich die traurige Stimme einer Frau an sein Ohr. Er spähte verstohlen und sah, daß in einem Zimmer eine Frau mittleren Alters saß und, die Hände zu Gottes Hofe erhoben, flehte: »O Herr, erbarme dich meiner, der Sünderin! Außer deiner Barmherzigkeit habe ich keinen Hafen!« Als der Dieb diese Worte der Frau hörte, dachte er: »Eine Frau, die ihr ganzes Leben innerhalb der vier Wände gesessen hat – wie viele Sünden kann die schon begangen haben, die Gott ihr vergeben soll! Da ist es doch jammervoll mit mir, der ich mein ganzes Leben gesündigt und niemals zu Gott gebetet habe!« Als ihn dieser Gedanke überfiel, wurde ihm schwarz vor Augen. Er beschloß, nichts zu stehlen, wandte sich ganz vorsichtig wieder um und kehrte, immer in solche Gedanken versunken, in sein Haus zurück.

Die ganze Nacht wälzte er sich hin und her. Am Morgen legte er sich einen Schal über die Schultern, sagte Gott befohlen! und verließ die Stadt – in dem Gedanken, daß er irgendwo einen Derwisch treffen würde, den er bitten könnte, für Befreiung von seinen Sünden zu beten. Er durchlief Wüsten und Steppen, Felder und Wälder, und eines Tages gelangte er schließlich zu seinem Ziel. Was sah er – ein Diener Gottes mit weißem Bart saß in Anbetung an einem Berge. Jener Mensch kam ganz leise näher und setzte sich in seine Nähe. Nach einer kleinen Weile fing der Derwisch an, ihn nach Namen und Herkunft zu fragen. Da fiel er ihm, wie es sich gehört,

zu Füßen und bekannte ihm: »Herr, ich bin ein sehr sündiger Mensch. Bitte, leitet mich und zeigt mir einen Weg zur Rettung!« Als der Derwisch seine Reue sah, war er erfreut und sagte ihm als Antwort: »Ja, aber es gibt eine Bedingung, nämlich, daß du meinem Worte absolut gehorchst. Dann werde ich in zwölf Monaten sehen, wieviel du geleistet hast. Wenn du dein Wort vollkommen erfüllt hast, dann wird dir noch weitere Rechtleitung zuteil werden!« Er legte beide Hände auf die Augen und sagte: »Herr, ich bin für jede Eurer Bedingungen bereit. Nun bete, daß mir nichts Sündhaftes in den Sinn komme!« Darauf sagte der Derwisch zu ihm: »Genug, jetzt geh du, und was immer du von jetzt ab tust, leg die Hand aufs Herz und zeige unbedingt Mitgefühl mit den Armen!« Der Dieb nahm sich den Rat des Derwischs zu Herzen, grüßte ihn und kehrte nach Hause zurück.

Nachdem die Sonne untergegangen war, fing er an zu überlegen, wen er in dieser Nacht bestehlen könnte. ›Ich will doch in das Haus von dem und dem einbrechen!‹ Aber dann dachte er, entsprechend dem Wort des Derwischs: ›Der hat bloß fünf- bis sechstausend Rupien Vermögen; wenn ich das wegnehme, dann wird der Arme am Morgen jammern. Deshalb darf ich diesen Mann nicht bestehlen.‹ So überlegte und überlegte er und kam schließlich zu der Entscheidung: ›Wenn ich schon jemanden bestehle, dann den König; denn dessen Schatzkammern sind randvoll, und wenn ich davon auch noch so viel Geld mitnehme, wird das den König nicht so treffen wie es einen Armen treffen würde.‹ Deswegen nahm er sich nun fest vor, den König zu bestehlen. Dann dachte er wieder: ›Rings um den königlichen Palast stehen Wachen – also, wie soll man da hineinkommen?‹ Er grübelte und grübelte, und da fiel ihm ein Weg ein. Was tat er – er nahm seinen Rosenkranz und ging geradewegs zum Tor des königlichen Palastes. Da erklang gerade der Ruf zum Abendgebet. Er sagte zu dem Wächter: »Bruder, gestattet mir, in der Moschee innerhalb der königlichen Pforte mein Gebet zu verrichten!« Der Wächter sagte zu ihm: »Derwisch,

in dieser Moschee verrichtet nur der König mit seinen Hofbeamten das Gebet. Irgendeinem Fremden ist das nicht erlaubt. Aber du siehst mir wie ein großer Heiliger aus, und es ist auch gerade Gebetszeit, deshalb können wir dich nicht hindern; also geh schon, dein Gebet zu verrichten!« Der Dieb ging ohne irgendwelche Furcht durch das Tor und kam zur Moschee, um dort das Gebet zu verrichten. Der König, der Wezir, die Emire und andere Hofbeamte waren beim Gebet; er sagte keinen Ton und stellte sich mit ihnen in die Reihe. Als das Gebet zu Ende war, gingen alle Männer aus der Moschee, aber er nahm seinen Rosenkranz und begann seine Litaneien zu rezitieren. Wieder kam die Gruppe und versammelte sich zum Nachtgebet; in gleicher Weise verrichteten sie das Gebet und beendeten es, während er da saß und seinen Rosenkranz betete. Darauf sagte einer der Emire: »Derwisch, jetzt wird das Festungstor bald geschlossen werden, und dann kannst du nicht mehr heraus; deshalb, wenn du herausgehen willst, dann geh jetzt aus dem Hauptportal!« Der Dieb antwortete: »Herr, ich bin ein Fremdling; hier kennt mich kein Mensch, und außerdem ist es meine Gewohnheit, morgens bis Mittag zu arbeiten und meinen Bauch zu füllen, und die Zeit vom Mittag bis zum nächsten Morgen verbringe ich mit Gottesdienst. Wo soll ich denn zu dieser Stunde hingehen? Bitte, gestattet mir, die Nacht hier im Gotteshaus zu verbringen und Gott anzubeten; am Morgen werde ich gern fortgehen.« Als die Emire und Beamten seine Worte hörten, dachten sie: »Es ist unmöglich, einen solch frommen Mann an der Anbetung Gottes zu hindern und aus dem Gotteshaus zu werfen«. Deshalb gaben sie ihm die Erlaubnis und gingen selbst nach Hause.

Nachdem ein wenig von der Nacht verstrichen war, die äußeren Tore der Festung geschlossen wurden und die Wachen sich hingesezt hatten, da legte der junge Mann den Rosenkranz zur Seite, sprang über die kleine Mauer der Moschee und erreichte den Innenhof des Palastes. Um in den oberen Teil des Palastes zu gelangen, gab es zwei, drei Treppen. Er dachte bei sich: »Ja, wo, an

welchem Ort kann denn der Schatz untergebracht sein, und welche Treppe soll ich heraufgehen, um an den Schatz zu kommen?« Nach einigem Überlegen vertraute er auf Gott und stieg die mittlere Treppe herauf und erreichte das obere Stockwerk des Palastes. Oben an der Treppe war ein Zimmer, und er trat geradewegs dort ein. Was sah er – das Zimmer war außerordentlich schön geschmückt; da lag ein feiner Teppich, und in der Mitte des Zimmers war samtenes Bettzeug auf einem wunderbaren Bett ausgebreitet, und darauf schlief eine schöne Prinzessin. Im Schlaf hatte sie sich so gedreht, daß alle Hüllen, die auf ihr lagen, heruntergefallen waren, so daß sie nackt zu sehen war. Als der Dieb das sah, verlor er fast den Verstand und sagte bei sich: »Mein ganzes Leben lang habe ich Diebstähle verübt, aber so einen Anblick habe ich doch noch nie gesehen! Jetzt ist's nichts mit der Dieberei – heute will ich mich hinsetzen und mich mit der Prinzessin unterhalten. Dann, wenn ich ertappt und gehängt werde, ist's auch gut.«

Mit diesem Gedanken näherte er sich dem Bett, aber da kam ihm auf einmal das Wort des Derwischs in den Sinn, und außerdem sagte ihm eine innere Stimme: »Du Sohn eines Diebes – du willst dich für eine kurze Weile vergnügen, weil deine niederen Triebe dir das eingeben, aber an dieser Armen wird ihr ganzes Leben lang der Makel der Schande haften! Du stirbst, und um dich ist es nicht schade, aber das Leben dieser Armen wird ganz zerstört.« Durch den Tadel und die Schelte seines Inneren empfand er Mitgefühl mit der Prinzessin und ging ganz vorsichtig aus ihrem Zimmer heraus. Neben diesem Zimmer war noch ein anderer Raum; in den trat er ein und sah, daß in der Mitte ein juwelenbesetzter Stuhl und Tisch aus Elfenbein standen. Auf dem Tisch stand eine mit Speise gefüllte goldene Schüssel. Der Dieb dachte bei sich: »Das ist herrlich, ich habe doch schon den ganzen Tag Hunger, warum soll ich nicht etwas essen und mir den Bauch füllen und dann das Geld zusammenraffen und weggehen?« Mit diesem Gedanken setzte er sich auf den Teppich. Als er den Deckel der Schüssel aufhob, nahm er eine

große Handvoll; aber er hatte das Essen noch nicht zum Munde geführt, als er sich an das Wort seines geistigen Führers erinnerte. Er dachte bei sich: ›Das Essen ist wohl für die Prinzessin; wenn sie aus dem Schlaf erwacht, dann wird sie es essen.‹ Er hatte wieder Mitgefühl: ›Wenn ich nun diese Speise aufesse, dann wird die Arme hungern! Denn woher könnte sie zu so ungewöhnlicher Zeit Essen bekommen?‹ Deswegen legte er die Handvoll Speise wieder in die Schüssel, deckte sie zu, stand auf und ging aus dem Raum. Er sah ein: ›Was immer ich anfangen, immer habe ich Mitleid. Deshalb will ich jetzt das Stehlen lassen, in die Moschee zurückkehren, mich dort hinsetzen und, wenn es Morgen wird, davongehen. In Zukunft muß ich mich eben als Arbeiter verdingen, um satt zu werden^ Mit diesen Überlegungen ging er die Treppe herunter, sprang über die Mauer, kam zur Moschee und setzte sich hin, seinen Rosenkranz zu beten.

Kurze Zeit danach wachte die Prinzessin auf. Sie rief ihre Dienerin, die sich sofort einstellte. Die Prinzessin wusch Gesicht und Hände, legte sich ein langes Hemd an und ging in den Nebenraum, um etwas zu essen. Als sie den Deckel der Schüssel abnahm, sah sie, daß eine Handvoll Speise in die Schüssel zurückgelegt war und darauf Fingerspuren waren. Sie begriff, daß diese Handvoll nicht von einer Frau gefaßt worden war, und man sah auch an den Zeichen und Spuren, daß sie irgendeinem Mann gehörten. Sie hatte keine Ahnung, was dahinter steckte. Die Prinzessin wurde wütend und sagte zu der Dienerin: »Du Treulose – wer hat sich da an diese Speise herangemacht? Ich habe meine Zweifel – jemand kann diese Speise beschmutzt oder Gift hineingemischt haben! Wenn du nicht so unaufmerksam geschlafen hättest, wäre so etwas nicht passiert!« Sprach's und schlug im Zorn zwei-, dreimal auf die Dienerin ein. Auf das Klagegeschrei der Dienerin hin kamen der König, die Königin und auch der Wezir ins Zimmer und fragten die Prinzessin, was los sei, und sie erzählte ihnen glattweg, daß durch die Unaufmerksamkeit der Dienerin sie jetzt über diese Speise ihre Zweifel

habe; deswegen müsse man herausfinden, was das für eine mysteriöse Sache sei. Als der König das hörte, blickte er auf den Wezir. Der sagte: »Lang mögt Ihr leben, Verehrungswürdiger! Heute ist dies im Palast passiert, morgen könnte daraus möglicherweise noch etwas Größeres entstehen – deswegen ist es erforderlich, daß wir diesem mysteriösen Fall auf die Spur kommen. Aber vor allem muß der Zweifel behoben werden, ob der Speise Gift beigemischt ist oder nicht! Man soll der Dienerin befehlen, diese Schüssel zu nehmen, nach unten in den Säulengang zu gehen und, wenn da irgendein Lebewesen ist, es diesem zu essen geben.« Dem König gefiel der Vorschlag des Wezirs, daß vor allem der Zweifel, ob Gift oder ähnliches darin sei, behoben werden müsse; dann könnte man sich ja um das weitere kümmern.

Die Dienerin nahm sofort die Schüssel und brachte sie nach unten. Im Säulengang des Palastes sah sie gar niemanden, und während sie suchend umherlief, kam sie an die Tür der Moschee. Da sah sie einen Reisenden sitzen. Sie dachte: »Warum soll ich diese Speise nicht diesem Reisenden zu essen geben, daß man gleich merkt, was los ist. Wenn sie vergiftet ist und der Reisende stirbt, ist das ja nicht so schlimm.« Mit dieser Absicht kam sie mit ihrer Schüssel herein und setzte die Schüssel vor den Dieb und sagte: »O Reisender, iß etwas und mach die Schüssel leer!« Der Dieb nahm den Deckel der Schüssel ab und sah die Handvoll Speise, die er selbst ergriffen hatte. Er lachte und sagte: »O Herr, gedankt sei Dir; nur Du kennst Deine eigene Weisheit!« Sprach's und machte mit zwei, drei Bissen die Schüssel leer. Als die Dienerin die Schüssel nahm, sagte sie: »Sag mir, hast du irgendwelche Magenschmerzen oder Bauchgrimmen?« Der Dieb antwortete ihr lachend: »Liebe Frau! Wenn man ein so königliches Mahl ißt, wie hätte man da Bauchgrimmen, wie hätte man da Magenschmerzen! Wenn es noch zwei, drei Schüsseln davon gäbe und ich die noch aufäße, lieber Gott, da würde ich nicht das kleinste Geräusch in meinem Bauch merken, daß ich wüßte, in welcher Ecke dieses Essen verdaut wird!« Als die

Dienerin diese Antwort hörte, ging sie mit der leeren Schüssel zurück und erzählte dem König die ganze Geschichte. Daraufhin sagte der Wezir: »Nun, jetzt ist es gewiß, daß kein Gift im Essen war; nun muß man noch herausfinden, wer die Handvoll Speise in der Schüssel herausnehmen wollte. Wenn ich höre, daß der Gast lachte, als er die Schüssel sah, bin ich mir nicht sicher, ob nicht vielleicht dieser Reisende etwas darüber weiß und etwas sagen könnte. Deshalb wäre es gut, wenn wir ihn direkt hierher kommen ließen und ihn befragen.« Sofort befahl er der Dienerin, den Reisenden nach oben zu bringen. Die Dienerin lief dem Befehl gemäß in die Moschee und sagte: »Herr Reisender, Majestät ruft dich in den Palast, kommt mit mir!« Der Dieb dachte sich: »Die Sache ist ja nun weiter gegangen; jetzt wird man sehen, was dabei herauskommt. Gut, wenn etwas herauskommt – wenigstens werde ich noch einmal die Prinzessin zu sehen bekommen.« Mit diesem Gedanken ging er mit der Dienerin nach oben in den Palast und grüßte höflich, wie es sich ziemt, die Anwesenden. Der Wezir sagte zu ihm: »Herr Reisender! Sage die Wahrheit – hast du irgendeine Ahnung von dieser mysteriösen Angelegenheit?« Der Dieb sagte: »Majestät, ich werde nicht lügen. Die Wahrheit ist so ...« und dann erzählte er die ganze Geschichte von Anfang bis Ende, wie er zu seinem geistigen Führer gekommen war, was der ihm geraten hatte, mit welchem Trick er hierher gekommen war, wie er die Prinzessin durchs Fenster gesehen hatte, wie er dann ins andere Zimmer gekommen war, die Schüssel aufgedeckt und sich dann wieder in die Moschee gesetzt hatte. Nachdem er das alles berichtet hatte, erklärte er dem König: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Ich bin bereit, welche Strafe immer Euer Majestät verhängen möge, ich nehme sie an!«

Als er so die Wahrheit gesagt hatte, verschwand das Gift des Verdachts aus den Herzen des Königs und des Wezirs, und so sagten sie zu dem Dieb: »Du hast die Wahrheit gesagt, deswegen wird dir diesmal das Leben geschenkt; aber mach so etwas nie wieder mit

jemandem!« Der Dieb grüßte, wie es sich ziemt, und war dabei, umzukehren, als die Prinzessin, die die ganze Geschichte gehört hatte, mit trauriger Stimme sagte: Verehrtes Väterchen, haltet diesen Mann; denn ich werde denjenigen heiraten, der mich nackt gesehen hat, sei es nun ein Dieb oder wer immer, aber den nehme ich zum Mann.« Da ließ der König entsprechend ihrem Wunsch den Dieb in einem Zimmer des königlichen Palastes unterbringen, und am Morgen, als ihm königliche Kleider angelegt worden waren, wurde er in die Nähe des Königs gebracht. Es wurde befohlen, die Vorbereitungen zur Hochzeit an einem Tage zu treffen. Am anderen Tage, als der Morgen kam, wurde die Hochzeit gefeiert. Sonderbar sind die Spiele des Schicksals – nun wurde dieser Dieb ein Prinz! Er holte auch seine frühere Frau und ließ sie bei sich wohnen.

Nachdem zwölf Monde vergangen waren, ging dieser Mann wiederum zu dem gleichen Seelenführer und unterbreitete ihm: Verehrungswürdiger, jetzt mache mich zu deinem Jünger!« Der große Heilige sagte zu ihm: »Sohn, jetzt bist du mein richtiger Jünger. Da du von ganzem Herzen, entsprechend meiner Anordnung, gehandelt hast, hat unser Gebet dich zum König gemacht. Nun geh davon und sei vergnügt, aber denke daran, diesen Rat niemals zu vergessen!«



## 11. König Holzfäller



s war einmal ein armer Holzfäller, der sich und seine Kinder mit Holzfällen durchbrachte. Eines Tages, als er Holz in die Stadt brachte, begegnete ihm der Hofkoch des Königs. Seine Holzscheite waren sehr schön gleichmäßig, und so sagte der Koch zu ihm: »Bring diese Scheite in die königliche Küche!« Der Holzfäller ging mit dem Koch und brachte die Scheite in die Küche. Der Koch bezahlte ihn gut und sagte zu ihm: »Bring uns nun täglich Holz!« Der Koch hatte gerade etwas, das vom königlichen Mahl übriggeblieben war, und das gab er ihm auch. Als der arme Holzfäller diese königliche Speise kostete, erstaunte er aufs höchste und sagte zu dem Koch: »Das ist aber mal eine wunderbare Speise – die ist wohl auch schrecklich teuer?« Der Koch sagte zu ihm: »Diese Speise ißt nur der König selber. Wenn du eine solche Speise essen willst, so gib mir so viel Geld, daß ich dir die Speise bereite.« Der Holzfäller sagte: »Nur ich soll essen und meine Kinderchen nicht – das ist nicht schön! Deswegen denk nach und sag mir, wie teuer es wäre, wenn wir uns alle einmal an solcher Speise sattessen könnten! Dann, da ich ja nichts besitze, werde ich nun jeden Tag zwei Lasten Holz bringen – den Wert einer Last lasse ich dir so lange als Pfand, und den Preis der anderen Ladung gibst du mir, und damit füttere ich die Kinder. Und wenn dann genug Geld zusammengekommen ist, dann bereite uns diese Speise, damit ich und meine Kinder uns einmal daran satt essen.« Der Koch sagte zu ihm: »Gut, du wirst jetzt volle zwölf Monate immer eine Last als Pfand da lassen, und nach zwölf Monaten wirst du so viel Geld bei mir gut haben, daß ich dir ein Töpfchen von dieser Speise bereiten kann!« Als der Holzfäller das hörte, ging er geradewegs nach Hause und sagte zu den Leuten seines Hauses: »Heute habe ich zwei, drei Brocken vom königlichen Essen gegessen – aber wie soll ich euch

das beschreiben! Ich habe es mit dem königlichen Koch besprochen, daß wir uns einmal an dieser Speise satt essen können – aber dafür müßt ihr alle mit mir zusammen zwölf Monate lang Holz fällen und schneiden!« Die Hausgenossen des Holzfällers waren damit einverstanden. Und alle Bewohner des Hauses begannen, täglich mit großer Begeisterung Holz zu fällen und die Tage zu zählen, daß nun die zwölf Monate verstreichen und sie einmal königliche Speise kosten würden. Wie man zu sagen pflegt: »Wer das Ziel kennt, wie weit geht der!« Schließlich gingen die zwölf Monate auch vorüber; der Koch hatte den Topf für den Holzfäller bereit gemacht und gab ihn ihm in die Hand, damit er ihn mitnehme. Er ergriff den Topf und machte sich zu seinem Hause auf, wo schon alle Hausbewohner in großer Erwartung saßen: »Jetzt kommt die königliche Speise und wir können uns daran satt essen!« Als der Holzfäller auf dem Wege nach Hause erst eine ganz kleine Strecke zurückgelegt hatte, da traf er unterwegs einen Fakir. Der sagte zu ihm: »Ich habe Hunger – um Gottes willen, sättige mich.« Gott hatte dem Holzfäller einen starken Glauben geschenkt, und so nahm er den dampfenden Topf und stellte ihn vor den Fakir. Zum einen war der Fakir ausgehungert, zum anderen war es die königliche Speise – und so ließ er nicht ein Bröckchen im Topf, und der Holzfäller schaute zu und schaute zu, wie der Topf ganz leer wurde. Dann nahm er den leeren Topf und ging nach Hause. Seine Hausgenossen, die ganze zwölf Monate Holz gehackt hatten, hatten sich an seinem Wege aufgestellt, und als sie ihn von ferne mit dem Topf auf dem Kopf sahen, da liefen sie alle zusammen, und auch die kleinsten Kinder kamen angerannt und hängten sich an. Schließlich erreichte der Holzfäller sein Haus und stellte den leeren Topf vor die Hausbewohner. Alle wunderten sich: »Was ist denn passiert?« Der Holzfäller sagte zu ihnen: »Seid nicht traurig. Ich habe diesen Topf als Almosen einem Fakir gegeben, der seit sieben Tagen Hunger hatte. Wir werden wieder Holz fällen und einen anderen Topf bekommen!«

Ein paar Tage gingen vorüber, als der König dieses Landes starb. Der König hatte keine Kinder, und als er starb, hatte er bestimmt: »Begrabt mich früh am Morgen, und den ersten Mann, der zum Stadttor kommt, den macht an meiner Stelle zum König!« Der Holzfäller war wie immer bei Morgengrauen aufgestanden, um Holz zu sammeln, und als er gerade die Trage mit Scheiten auf den Kopf gesetzt hatte und am Stadttor ankam, da holten die Leute ihn, wuschen und badeten ihn, zogen ihm königliche Kleider an und setzten ihn auf den Thron. Dann kamen auch Boten zu seinen Hausgenossen, die erst sehr erschrakten, sich aber dann freuten, als sie die Geschichte hörten. Und so kamen sie in den königlichen Palast. Königliche Sorglosigkeit! – die Kümmernisse der Armen waren im Nu verschwunden.

Der Holzfäller-König begann ganz vorbildlich zu regieren, aber seiner Königin war es zu Kopf gestiegen, sie ließ sich mitten im Meer ein Schloß bauen. Als einmal das Wasser ganz hoch gestiegen war, da saß sie im Palast und betrachtete das Meer. Ein Schiff war leck geschlagen worden und ein Mann daraus, versinkend und wieder hochsteigend, von den Wellen ergriffen und wieder losgelassen, kam zum Palast der Königin hinauf. Als die Königin sah, wie dieser Mensch sank und untertauchte und mit Händen und Füßen um sich schlug, erschien ihr das als richtiges schönes Schauspiel, und sie sagte zu dem König: »Jeden Tag soll ein Mann von dem und dem Platz aus ins Meer geworfen werden, dann kann ich mit Vergnügen sehen, wie er so schwimmt und untergeht und hierher kommt!« Der arme Holzfäller-König sträubte sich sehr, das zu tun und brachte alles mögliche vor: »Das ist grausam und die Königin soll ihr Wort zurücknehmen!« Aber die Königin ließ nicht von ihrem Willen. So wurde also täglich ein Mann ins Meer geworfen – manche konnten schwimmen und am Palast der Königin hochkommen, aber viele ertranken so mitten im Meer. Als die Leute das sahen, wurden sie sehr unzufrieden und begannen überall, den König zu verfluchen.

Eines Tages versammelten sich die Leute des ganzen Reiches und kamen zum König und unterbreiteten ihm: Weiter kann diese Grausamkeit im Lande nicht gehen; deswegen muß etwas unternommen werden, damit im Lande kein Aufruhr entsteht!« Am nächsten Tag ließ der König durch einen Ausrufer verkünden: »Heute wird unser ältester Prinz ins Meer geworfen, morgen der nächste Prinz, am dritten Tag der dritte Prinz, und so lange unsere Prinzen heil und gesund bleiben, werden sie der Königin dieses Schauspiel vorführen!« Als die Königin von dem Befehl des Königs erfuhr, begann sie sehr zu weinen, fiel ihm zu Füßen und sagte: »Dieser Befehl muß zurückgenommen werden, damit von nun an kein Mensch mehr ins Meer geworfen wird; und wie viele Männer im Meer gestorben sind, deren Blutgeld werde ich zahlen, indem ich meine Perlen und Juwelen, meinen Schmuck und mein Gold verkaufe, und bis zur Stunde meines Todes werde ich keinen Goldschmuck mehr tragen!« Der Holzfäller-König machte dann auf das Wort der Königin hin seinen Befehl rückgängig und herrschte mit solcher Gerechtigkeit über seine Untertanen, daß alle Leute ihn sein Leben lang segneten.



## 12. Der kluge Blinde



in König ging mit seinem Diener und seinem Wezir auf die Jagd. Sie gingen und gingen, bis ihnen ein Beutetier vor Augen kam, und dann trieben sie ihre Pferde hinter ihm her. Das Tier verschwand nach einiger Zeit im Walde, aber die drei Personen waren getrennt worden. Der Wezir und der Diener sorgten sich sehr um den König, und um ihn zu suchen, gingen sie im Walde auf verschiedenen Wegen weiter. Ein blinder Fakir, der die Welt aufgegeben hatte, lebte in diesem Walde, und der Diener traf ihn. Als er an ihm vorbeiging, rief er ihn an: »He, du oller Blinder! Hast du einen König hier vorbeigehen sehen?« Der Fakir antwortete ihm sogleich: »Ne, du oller Sklave!« Als der Diener das hörte, ging er weiter. Noch war keine Stunde verstrichen, als der Wezir dort vorüberkam. Vom Pferde aus rief er den Fakir an: »O blinder Mann! Hast du hier einen König vorbeikommen sehen?« Der Fakir antwortete ihm: »O Wezir, hier ist kein König vorbeigekommen, aber vor einiger Zeit ist ein Diener hier vorbeigekommen.« Der Wezir ging auch weiter. Und nach einiger Zeit kam der König selbst dort vorbei, stieg vom Pferde, näherte sich dem Fakir und fragte ihn: »O blinder Schah! Sind vielleicht meine Männer hier vorbeigekommen?« Der Fakir antwortete ihm mit größter Höflichkeit: »Ja, König, es ist eine kleine Weile her, daß hier sowohl der Diener als auch der Wezir vorübergegangen sind.« Der König wunderte sich sehr, wie der blinde Fakir sie erkannt hatte! Er fragte, wie das möglich sei. Der Fakir sagte: »Herr, ich erkenne in der Tat jeden einzelnen an seiner Redeweise. Als ein Mann mich ›Oller Blinden nannte, da wußte ich, daß das irgend so ein Diener war, der seinen Rang zeigte. Der nach ihm dürfte der Wezir gewesen sein, der mich mit ›Blinder Mann‹ anredete. Daher erkannte ich, daß dies bestimmt ein verständiger und guter Diener ist, und

deshalb antwortete ich ihm mit der Anrede Wezir. Schließlich habt Ihr, hoher Herr, mich als Fakir Schah angedet. Daraus habe ich erkannt, daß dieses Wort aus dem Munde des Königs selbst gekommen ist, und deshalb habe ich mit ›König‹ geantwortet.« Dem König gefiel die Antwort des Fakirs sehr, und er sagte zu ihm: »Blinder Schah! Verlaßt den Wald; für Essen und Speise werde ich dir ein tägliches Gehalt aussetzen.« Als der blinde Fakir dieses Wohlwollen sah, freute er sich sehr, und zusammen mit den Soldaten des Königs stand er auf und ging. Nun kam der Fakir täglich in die Sitzungen des Königs und nahm daran teil.

Eines Tages kam zum König ein Rubin zum Verkauf. Der König sagte: »Zeige diesen Rubin dem blinden Fakir; wenn der dem gefällt, werde ich ihn nehmen!« Als der Fakir den Rubin ergriff, sagte er: »Der Rubin ist zwar sehr schön, aber in seinem Innern ist ein Insekt, das das Allerinnerste des Rubins frißt.« Da fragte der König den Fakir: Wie hast du gemerkt, daß innen in diesem Rubin ein Insekt ist?« Der Blinde antwortete: »Herr, ich habe das aus dem Gewicht des Rubins geschlossen, denn der Rubin sieht ganz groß aus, aber er wiegt sehr wenig. Daher wußte ich, daß in dem Rubin ein Insekt ist.« Um sich zu vergewissern, ließ der König diesen Rubin zerbrechen, und da kam tatsächlich ein Insekt heraus. Da war der König mit der Klugheit des Fakirs höchst zufrieden und befahl, daß dem Fakir in Zukunft drei statt zwei Rupien Tagegeld und auch königliche Speise gegeben werden sollte.

Nach einigen Tagen wurde eine schöne Frau zum König gebracht, mit dem Wunsch, der König würde sie vielleicht für seinen Harem annehmen. Der König sagte zu jenen Männern: »Zeigt diese Frau erst einmal dem Blinden. Wenn sie dem gefällt, dann wird erlaubt werden, daß sie im Harem wohnt.« Als die Frau zu dem Blinden gebracht wurde, sagte der keinen Ton; mitten in der Ratssitzung ließ er seine Hände von Kopf bis Fuß über die Frau gleiten, begann abzuschätzen und sagte dann sogleich: »Diese Frau ist für den königlichen Haushalt nicht würdig. Sie hat sonst alle guten Eigen-

Schäften, aber sie scheint eine Hurentochter zu sein.« Als der König neben dem blinden Fakir stand und ihn fragte: Wie hast du denn geschlossen, daß sie eine Hurentochter ist?«, sagte der Fakir zu ihm: »Majestät, als ich die Hand auf sie oben und auf ihren Rücken legte, hat sie nicht ein bißchen gezuckt und ist genau so stehen geblieben. Keiner edlen und vornehmen Frau würde die Hand eines fremden, unbekanntes Mannes so auf dem Körper gefallen; daraus habe ich verstanden, daß in dieser Frau unbedingt eine derartige Naturanlage sein muß, daß sie überhaupt nicht darüber nachdenkt. Da wurde es mir klar, daß sie eine Hurentochter ist.«

Dem König gefiel die Antwort des Blinden sehr und er befahl: Von heute an sollen ihm täglich vier Rupien in bar gegeben werden.« Als er diese Order des Königs hörte, sagte er: »König, du scheinst mir auch ein richtiger Geizhals zu sein! Du hast keine Gerechtigkeit und kannst Wert nicht schätzen. Wenn du großmütig wärest und Gerechtigkeit kenntest, hättest du mich mit Geschenken bis zum Rande gefüllt; aber gut, jetzt ist es Zeit für mich, mich zu verabschieden!« Sprach's, stand auf und ging aus der Ratsversammlung fort.



### 13. Das Wohlgefallen des Herrn



s war einmal ein König, der überaus barmherzig und gerecht war. Einmal wurde er schwer krank. Er war so krank, daß er nicht essen und nicht trinken konnte; er konnte nicht gehen und konnte nicht stehen, kurz, er verzweifelte am Leben. Viele Doktoren und Ärzte kamen zusammen, aber der König konnte auf keine Art und Weise gesund werden. Eines Tages kam ein Arzt, der von den Leuten von dieser Erkrankung des Königs gehört hatte, und sagte: »Laßt mich zum König, damit ich ihn behandle!« Sie brachten den Arzt sofort in den Palast, und als er den König sah, sagte er: »Man kann den König heilen, aber man braucht eine bestimmte Medizin. Wenn man die bekommen kann, dann wird der König wieder genesen!« Der Wezir sagte: »Laß hören, was das für eine Medizin ist! Wir werden sie sofort bereiten lassen!« Der Arzt sagte: »Ich brauche dazu das Blut eines vierzehnjährigen Jungen!« Der König sagte: Woher sollen wir das Blut eines Jungen bekommen? Wer wäre bereit, sein eigenes Kind lebendig hinzugeben, damit es geschlachtet würde!« Darauf sagten Emire und Wezire zu dem König: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Mit Geld kann man alles erreichen. Gebt Ihr nur die Erlaubnis, dann werden wir schon einen Jungen kaufen und ihn herbringen.« Der König sagte: »Wezir! Wenn irgendein Mensch euch seinen Sohn gern und freiwillig gibt, dann bringt ihn, aber zwingt ja niemanden!« Als der Wezir das hörte, füllte er die Satteltaschen mit Rubinen und brach auf. So viele Tage er auch umherzog – wem immer er gesagt hatte: »Gebt mir einen Jungen, damit wir aus seinem Blut Medizin für den König machen!«, der hatte weinend gesagt: »Habt Ihr denn keine Kinder?« Der arme Wezir war schließlich ganz durcheinander – was sollte er denn bloß machen? ›Wenn ich mir leeren Händen zurückkäme, dann würde ich einen schlechten Ruf bekommen,

und der König würde mich dann mit Gewalt umbringen ...« Mit solchen Überlegungen hatte er eine Stadt nach der anderen hinter sich gelassen, aber es nützte alles nicht.

Eines Tages kam er aus einer Stadt heraus, als er eine Hütte sah, vor der eine Gruppe von Jungen in schmutzigen Lumpen sehr vergnügt spielte. Der Wezir kam zu den Jungen und fragte sie: »Jungens, wer seid ihr und wo wohnt ihr?« Die Jungen antworteten: Wir sind alle Brüder; in der Hütte da drüben wohnen wir mit unseren Eltern.« Der Wezir ging etwas weiter, stellte sich vor die Hütte und rief. Der Vater der Jungen kam heraus. Der Wezir erzählte ihm seine Lage, und der Vater der Jungen überlegte ganz verwirrt. Der Wezir sagte: »Du bist arm, ich werde dir all dies Geld und Gut geben, aber gib mir deinen Sohn gern und freiwillig!« Der arme Mann überlegte sich: »Den ganzen Tag schufteten wir, und dann reicht's doch nicht, schon gar nicht zum Anziehen, aber noch nicht mal den Bauch können wir uns füllen – wir sterben vor Hunger. Wenn wir einen der Jungen weggäben, dann könnten die anderen vergnügt leben ...« Mit solchen Überlegungen ging er zu seiner Frau: Die sagte zu ihm: »Mann – wie *du* willst. Wie könnte ich mein eigenes Kind hergeben, um es schlachten zu lassen? Aber wenn es *dir* so recht ist – du bist der Herr, tu, was dir gefällt; aber erwähne in meiner Gegenwart nie wieder den Namen dessen, den du weggibst!« Der arme Mann sagte zu dem Wezir: »Wezir, da stehen sie für dich – welcher von ihnen dir gefällt, den nimm mit.« Der Wezir gab ihm das Geld und Gut, nahm vergnügt den ältesten Jungen mit und zog in seine Heimat.

Als der Wezir in seinem Lande ankam, ging er geradewegs zum König. Er führte ihm den Jungen vor und sagte: »Dieser Junge ist mit Einwilligung der Eltern gegeben worden, daß er ein Opfer für den König sein möge.« Der König fragte den Jungen selbst, und der sagte: »Ja, Majestät, mich haben meine Eltern freiwillig diesem Wezir verkauft.« Daraufhin sagte der König zu ihm: »Nun gut, tötet diesen Jungen, bringt sein Blut und gebt es dem Arzt.«

Der Wezir übergab diesen Jungen dem Henker. Der stellte den Jungen hin, aber er hatte das Messer noch kaum erhoben, als der Junge ein lautes Gelächter ausstieß. Da ließ der Henker die Hand sinken und fragte ihn nach der Ursache seines Gelächters. Da sagte der Junge zu ihm: »Die Antwort darauf werde ich nur in Gegenwart des Königs geben; bringt mich zum König!« Der Henker brachte den Jungen zum König und erzählte ihm die Geschichte. Der König fragte ihn: »Junge, wie konntest du im Angesicht des Todes ein solches Gelächter ausstoßen – sag mir, was das bedeutet!« Der Junge sagte: »Majestät, wenn Kinder ganz klein' sind, wenn irgend etwas sie bedrückt oder betrübt, dann laufen sie gleich zu den Eltern und klagen dort, und die wieder, wenn sie dem Bedrucker nicht entgegentreten können, bringen ihre Klage beim König vor, um gerettet zu werden. Aber mit mir ist es umgekehrt. Vater und Mutter haben mich gerne verkauft, und beim König werde ich geschlachtet. Deswegen habe ich sehr überlegt – ich werde schuldlos geschlachtet, bei wem soll *ich* nun klagen? Und während ich so dachte, habe ich meine Augen zum Himmel gerichtet, und da habe ich in diesem Augenblick eine Stimme vom Himmel gehört: ›Junge, Ich bin der König der Könige – Ich töte, wen Ich will, und Ich lasse leben, für wen es Mir gefällt – und du hast die Hoffnung auf Mich aufgegeben!‹ Als ich das hörte, mußte ich doch richtig lachen!«

Als der König dieses Wort des Jungen hörte, begann er aus Furcht vor dem erhabenen Herrn zu zittern und sagte: »Zweifelloos ist Er der König aller Könige, der dieses unschuldige Kind gerettet hat. Dieser erhabene Herr wird auch mich von meiner Krankheit heilen. Kind, geh wieder zu deiner Familie!« Dann ehrte und beschenkte er den Jungen gewaltig und erlaubte ihm, nach Hause zurückzugehen. Und durch Gottes Macht – der anbetungswürdige Gott schenkte auch dem König wenige Tage später Genesung, und er fing wieder an, mit großer Pracht und Prunk zu regieren.

## 14. Glück und Unglück



s war einmal ein König, der hatte sieben Töchter. Davon hatte er sechs schon verheiratet; nur die letzte war noch Jungfrau. Die liebte der König über alle Maßen. Als die Prinzessin heiratsfähig war, dachte er daran, sie gut zu verheiraten, und gab seinem Wezir hundert Kamele, mit Moschus beladen, und sagte zu ihm: »Wenn du in irgendein anderes Königreich kommst, dann prüfe das königliche Haus und gib dem König diesen Moschus und verlange von ihm als Gegengabe Kamellasten irgendeiner Art – aber denke bitte immer daran, daß du den Moschus nicht irgendeinem zum halben Wert gibst! Wer dir dessen gesamten Gegenwert in *einer* Art von Gütern geben kann, mit dem sollen alle Kamele vollgeladen werden, und mit ihm mach die Sache der Prinzessin fest und bestimme den Zeitpunkt für die Hochzeit!«

Der Wezir machte sich mit den Kamellasten voll Moschus auf den Weg. Zu wie vielen Königreichen er immer kam – den Wert des Moschus in *einer* Sorte Waren konnte ihm niemand geben. Wenn von einer Sorte hundert Kamele beladen werden konnten, dann war entweder der Wert zu gering oder zu groß, und wenn er zu gering war, dann nahm es der Wezir nicht an, und wenn er zu groß war, dann konnte man nicht daran denken, diesen von jemandem zu nehmen. Schließlich hörte er von einem Königreich, wo nach dem Tode des dortigen Königs sein vierzehnjähriger Sohn eben den Thron bestiegen hatte; der würde das tun und der war auch noch nicht verheiratet. Als der Wezir das hörte, wandte er sich dorthin. Er ging und ging, und nach einer Reihe von Tagen kam er dort an. Was sah er – der Prinz ließ gerade einen Palast für sich erbauen. Der Wezir traf den Prinzen und gab ihm alle Einzelheiten bekannt. Der Prinz sagte zu ihm: »Ich werde alle Kamele mit *einer* Sorte beladen!« Sprach's und ordnete an: »Nehmt all die Moschusladun-

gen herunter und mischt sie mit dem Gips und verputzt damit das Schloß!« Im Nu wurde der Befehl ausgeführt. Als der Wezir das sah, da verfiel er in Grübeln, ob nun wohl wirklich für die ganzen Moschussäcke *eine* Sorte als Gegengabe kommen würde oder nicht. Der Prinz las aus seinem Gesicht, daß dem Wezir Zweifel gekommen waren; er führte ihn in die sieben Räume des Schatzhauses und sagte zu ihm: »Welche Sorte dir gefällt, von der werde ich dir ganz bestimmt hundert Kamelladungen voll geben!« Als der Wezir das hörte, freute er sich sehr, legte ihm die königlichen Geschenke vor und gab ihm die Botschaft seines Königs. Als der Prinz das hörte, sagte er sofort Ja und sagte zu ihm: »Ich bin bereit zu heiraten, aber verschiebt es für sechs, zwölf Monate; danach werde ich selbst in euer Reich kommen und dann mit der Prinzessin Hochzeit machen.«

Der Wezir füllte hundert Kamele mit Perlen, erhielt viele, viele Geschenke, und machte sich in seine Heimat auf. Nach einer Reihe von Tagen kam er zu seinem König, gab ihm die freudige Kunde und legte ihm all das Vermögen vor. Der König freute sich sehr und begann nun den Prinzen zu erwarten. Er wartete und wartete. Ganze zwölf Monate waren vergangen, und der Prinz hatte sich noch nicht sehen lassen. Da ließ der König seinen Wezir rufen und sagte: »Wezir, dieser dein Prinz ist ja noch nicht aufgetaucht!« Der Wezir sprach zu ihm: »Majestät, was die Wahrheit war, das habe ich dargelegt, und was darüber hinausgeht, liegt außerhalb meiner Macht!« Als der König die Antwort des Wezirs hörte, bestieg er selbst ein Pferd und machte sich zu diesem Prinzen auf.

Der König ging und ging und erreichte schließlich das Reich jenes Prinzen. Auf sein Fragen hin erfuhr er, daß der Prinz, nachdem er den Thron bestiegen hatte, sein gesamtes Vermögen wie Sand mit offenen Händen ausgestreut und das Reich zugrunde gerichtet hatte, jetzt Mörtel auf dem Kopf trug und als Tagelöhner arbeitete und nach dem Motto ›Einen Groschen erwerben, einen Groschen essen‹ sein Leben fristete. Als der König das hörte, verwunderte er

sich über die Maßen und fragte und fragte, bis er den Prinzen traf. Er sah, daß der Prinz in ganz zerrissenen schmutzigen Kleidern Mörtel schleppte. Der König fragte ihn ›Wie geht's wie steht's, aber der Prinz stand da, den Kopf vor Scham gesenkt. Der König fragte ihn: Wie viel Arbeitslohn bekommst du?« Der Prinz gab zur Antwort: »Nun, so so, für einen Groschen arbeite ich und einen Groschen verzehre ich – ich bringe die Zeit schon ganz gut hin.« Der König sagte zu ihm: »Diesen Groschen werde ich dir geben; geh du nur mit mir.« Der Prinz antwortete: »Ihr werdet heute geben, und wer wird morgen geben?« Der König sagte zu ihm: »Du hast mit der Tagelöhnerlei zu tun, aus diesem Grunde werde ich dich nicht lassen.« Als der Prinz das hörte, gab er den Mörtel auf und stand bereit, mit ihm zu gehen. Da fragte der König ihn: Wo sind denn alle deine gewaltigen Schätze hingegangen, und was hat dich in diese Lage gebracht?« Er antwortete: »Herr, diese Welt ist wie der Wirbel des Ozeans, auf die kann man sich nicht verlassen.« Als der König das hörte, verwunderte er sich sehr und sagte zu ihm: »Es macht nichts. Ich bin bereit, dir zu Diensten zu stehen, und ich werde dich meinem Versprechen gemäß verheiraten. Dann werde ich für euch beide, Mann und Frau, einen Palast bauen lassen, euch Dienerschaft bereitstellen, so daß ihr ein wunderschönes Leben führen könnt!« Der Prinz sagte zu ihm: »Hunderttausendfacher Dank für Eure Wohltat; aber mich überschattet Unglück – möge es nicht so sein, daß dessen Wirkung auf Euch falle!«

Schließlich, nach mancherlei Diskussion und Hin und Her brachte der König ihn in sein Reich und feierte seine Hochzeit mit der Prinzessin mit gewaltigem Pomp und Prunk und ließ sie in einem Palast wohnen, der auch einen kostbaren Garten umfaßte. Er gab ihnen auch eine große Anzahl guter Büffelkühe, deren jede einzelne ein halbes *mann* Milch auf einmal gab, und außerdem gab er ihnen noch anderes Gut und Vieh. Kurz, der Prinz und die Prinzessin begannen ihr Leben in großem Luxus zu verbringen.

Durch die Macht des Allmächtigen vertrockneten nach einer Reihe von Tagen die Euter aller Büffelkühe, eines nach dem anderen, und der Garten wurde so krank, daß er nur noch aus trockenen Holzstückchen bestand. Nun ja, Dinge, die nicht ordentlich gepflegt werden – wie sollte es denen anders gehen! Reiche und Wohlhabende, Arme und Elende – als sie diesen Zustand des Prinzen sahen, begannen ihn ›Unglücksmensch‹ zu nennen und redeten allerlei über ihn. Als der Prinz schließlich all dies Gerede im Königreich hörte, wurde er sehr traurig. Endlich sagte er eines Tages zu seiner Frau: »Für mich wäre es jetzt besser zu ertrinken, ich kann das nicht länger ertragen – deswegen erlaube mir, hinzugehen, wo es mir gefällt!« Die Frau sagte zu ihm: Wie könnte so etwas geschehen! Wenn du das planst, dann werde ich mit dir gehen – wo du hingehst, da will ich hingehen.« Sie waren gerade noch in diesem Gespräch, als die Nachricht sie erreichte, daß der König jedem seiner sechs anderen Schwiegersöhne ein Schiff mit allerlei Getreide gefüllt hatte und sie alle dabei waren, in andere Gegenden zu fahren. Als der Prinz das hörte, kam er zum König und sagte zu ihm: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Ihr habt sechs Schwiegersöhnen je ein Schiff voll Ware gegeben – ich bin wohl ein Fremdling, daß Ihr mich ganz vergessen habt?« Der König sagte zu ihm: »Nein, mein Sohn, du bist mir genau so lieb wie jene, aber du bist sehr langsam, etwas zu sagen.« Der Prinz sagte: »Dann gebt mir sieben Schiffe voll Getreide, damit ich fortgehe und mein Glück versuche!« Nun, sieben Schiffe wurden rasch mit Getreide gefüllt und dem Prinzen übergeben. Der König befahl den anderen Schwiegersöhnen, daß sie ihre Schiffe nicht vor dem des Prinzen auslaufen lassen sollten.

Kurz – der Prinz machte seine Schiffe fertig und fuhr ab, und hinter ihm lichteten die Schiffe der anderen Prinzen den Anker. Sie fuhren und fuhren und warfen schließlich an einer Stelle Anker. Was sahen sie – da waren unzählige Vögel aller Arten, die auf den Bäumen am Ufer des Stromes saßen. Durch ihr Hin- und Herfliegen war die

Luft so angenehm und kühl, daß sie gleich in Schlummer fielen. Dem Prinzen gefiel das Hin- und Herfliegen der Vögel und der ganze Ort sehr; er sagte zu den anderen Prinzen: Wenn ihr gehen wollt, dann könnt ihr gehen – ich werde ein paar Tage hier warten und dann mit meinen Schiffen auslaufen.« Als sie das hörten, freuten sie sich und sagten bei sich: »Gott gebe, daß wir jetzt von diesem Unglücksmenschen gerettet sind!« Sprachens und ließen ihre Schiffe auslaufen, zogen fort und verschwanden langsam aus dem Blickfeld.

Am anderen Tag morgens ging der Prinz aus dem Schiff, um am Ufer spazieren zu gehen. Dort sah er die ungezählten Fußspuren der Vögel, woraus er verstand, daß diese armen Vögel auf der Suche nach Körnern Tag um Tag hierhin und dorthin umhereilen müssen. Als er das sah, überkam ihn großes Mitleid, und er befahl den Dienern: »Streut das Korn aus einem Schiff auf den freien Platz, damit sich die Vögel mal richtig sattessen!« Gleich wurde dem Befehl gefolgt, und stehenden Fußes streuten sie das Getreide aus einem Schiff aus. Als der Prinz am anderen Tage dorthin kam, was sah er – da war kein Getreidekorn mehr da, sondern die ganze freie Fläche war mit Perlen gefüllt. Die Vögel hatten aus dem Strom Perlen gesammelt und sie am Ufer gelassen. Als er das sah, dankte er Gott. Dann streute er die übrigen sechs Schiffsladungen dort aus und füllte die sieben Schiffe, mit Perlen. Dann kehrte er zurück, ging zum König und erzählte ihm die ganze Geschichte. Als der König das hörte, freute er sich sehr und sagte zu ihm: »Lieber Sohn, man redet von Glück und Unglück – wenn der Mensch Glück ausstreut, dann kommt ihm auch Glück zu. – Jetzt ist dein Glück zurückgekehrt, das zu halten oder wegzuschicken liegt jetzt in deiner Kraft.«

Dann ließ er die sieben Schiffsladungen Perlen auspacken und brachte sie in seinen Palast, suchte die Prinzessin auf und sie begannen zusammen ein Leben in großer Freude. Da wurden sein Garten und Feld, sein großes und kleines Getier wieder gleichermaßen

blühend. Ein paar Jahre wohnte er dort, dann nahm der Prinz Abschied vom König und kehrte mit der Prinzessin in sein eigenes Reich zurück, brachte dort den Thron wieder in seine Hand und begann mit großem Glanz zu regieren.



### 15. *Der königliche Räuber*



ber ein Reich herrschte ein König. In seiner Hand waren auch noch viele kleine Reiche, deren Herrscher ihm Tribut zahlten. Der König hatte keinen Mangel in seinen Schatzhäusern; allein unter die Füße seines Bettes waren vier Goldbarren gelegt. Einmal ließ der König verkünden: »Dem Dieb, der irgendwann die unter meinem Bett liegenden vier Goldbarren stiehlt – dem werde ich zusammen mit diesen vier Barren nicht nur das halbe Königreich und meine älteste Tochter geben, sondern werde auch den Tribut von seinem Reiche aufheben.« Sobald die tributpflichtigen Könige diese Ankündigung hörten, bemühten sie sich, so sehr sie konnten, die Goldbarren stehlen zu lassen, aber keiner von ihnen hatte Erfolg.

Der König des Gebietes, das im Norden des Königreiches lag, war auch tributpflichtig. Der überlegte eines Tages: ›Warum sollte ich nicht versuchen, das wegzuholen?‹ Dann beriet er sich mit dem Wezir und ließ einen Meisterdieb seines Reiches suchen; den schickte er los, um die Goldbarren zu holen.

Dieser Dieb machte in seinem Herzen allerlei Pläne. In raschem

Lauf erreichte er eines Tages jene Stadt. Den restlichen Teil des Tages verbrachte er in einer Straßenecke, und nachdem nachts alle Leute schlafen gegangen waren, näherte sich der Bursche dem Palast. Was sah er – um den Palast standen schwere Wachen. Gruppen von Wächtern mit scharfen Waffen kreisten ringsherum. Als der Mann das sah, hielt er an, aber dann kam ihm rasch der Gedanke: »Da ist die Zeit zwischen dem Weggehen einer Gruppe und dem Ankommen der nächsten Gruppe – und in *der* Zeit müßte man etwas machend Mit dieser Absicht blieb er ganz still in einer Ecke sitzen. Kaum war eine Gruppe an ihm vorbeigegangen, da begann er an der Mauer des Schlosses heraufzuklimmen, und bevor die nächste Wachgruppe kam, war er glücklich an der anderen Seite der Mauer angelangt und konnte dann leicht in den Palast eindringen. Was sah er – der König liegt schlafend auf einem edelsteinbesetzten Elfenbeinbett, und die vier Barren stehen steif und fest unter dessen Füßen! Er wollte es zunächst nur versuchen, kroch unter das Bett und zog dann ganz, ganz vorsichtig die vier Barren unter den Füßen heraus, riß ein Stück Stoff von seinem Gürtel, wickelte sie ein und setzte dann nacheinander die Füße zurück. Es gelang, und mit großem Geschick kletterte er auf die Mauer. Da war er kaum auf der anderen Seite angekommen, als die Wächter ihn erblickten. Da er die Goldbarren in seinem Gürtel eingebunden hatte, konnte er unter deren Last nicht rennen, und so packten sie ihn und warfen ihn ins Gefängnis. Am Morgen berichtete der Polizeichef die ganze Geschichte dem König, worauf der König befahl, diesen Dieb zu hängen und den Herrscher seines Landes davon zu benachrichtigen.

Dort aber, im Lande des Diebes, erwartete der König, daß irgendwann der Dieb mit den Goldbarren zurückkommen würde, als plötzlich der Polizeichef ihm die Nachricht des Königs vorlegte. Er öffnete und las die Nachricht, und kaum hatte er sie gelesen, da geriet er in Zorn und befahl dem Wezir: »Bring sofort die Frau dieses Diebes her!« Kaum hatten die Boten den Befehl erhalten, da

rannten sie los und brachten unverzüglich die Frau des Diebes mitsamt ihrem Sohn. Der König berichtete der Frau, daß er gehört habe, ihr Mann sei gefaßt und gehängt worden, und er sagte: »Jetzt übergib uns deinen Sohn, damit jemand ihn trainiere und ich ihn anstelle des Vaters losschicken kann.« Als die Frau das hörte, übergab sie ihren Sohn dem König und ging nach Hause.

Dem König gefielen Bewegung und Benehmen des Jungen sehr, und er übergab ihn einem anderen berühmten Dieb, damit er die Tricks des Diebshandwerks lernte. Nach einiger Zeit unternahm dieser Junge zusammen mit diesem Dieb allerlei Diebstähle und Räubereien. Als jener Dieb endlich sah, daß der Bursche in diesem Gewerbe perfekt geworden war, da nahm er ihn am Arm und stellte ihn vor den König. Der König verglich den früheren und den jetzigen Zustand des Knaben und sagte lächelnd zum Wezir: »Vor allem müssen wir ihn zunächst einmal prüfen; es soll ja nicht so sein, daß dieser Junge dieselbe Strafe erleidet wie sein Vater.« Nach diesem Befehl ging der Wezir mit dem Jungen zusammen nach Hause, schloß ihn ein und kam zurück, um bei der Hofversammlung anwesend zu sein. Als die Versammlung zu Ende war, legte er dem König dar: »Heute Nacht werde der allergnädigste Herr seinen Ring einem klugen Soldaten anstecken und ihm befehlen, im Garten des Palastes zu schlafen. Wenn am Morgen dieser selbe Ring von dem Jungen zurückkommt, dann kann man sagen, daß der Bursche jetzt ausgelernt hat!« Dem König gefiel dieser Plan. Als es Nacht wurde, steckte er seinen Ring einem klugen Soldaten an und sagte mit Nachdruck, wenn dieser Ring gestohlen würde, dann würde er gehängt!

Dort aber erzählte der Wezir dem Jungen, was er zu tun hatte, und legte sich zur Ruhe. Als der Wezir morgens vom Schlaf erwachte und zu sich kam, sah er, daß der Junge in tiefem Schlaf schlummert und der Ring des Königs an seinem kleinen Finger steckt! Gut, es wurde Zeit zur Hofversammlung, und der Wezir nahm den Jungen mit sich dorthin. Als der König den Ring am kleinen Finger des

Jungen sah, freute er sich und sagte zu dem Wezir: »Dieser Ring wird bei uns als Pfand bleiben. Wenn dieser Junge Erfolg hat, dann werden wir ihm den als Belohnung geben.« Sprach's und übergab die Sorge für den Jungen wiederum einem anderen Wezir und erzählte dem die ganze Sache. Am nächsten Tag ließ dieser den Jungen große Mühen und Schwierigkeiten erleiden, um ihn für seine Arbeit vorzubereiten. Als der König schließlich sicher war, gab er ihm allerlei Ausrüstung und schickte ihn in das Reich des großen Königs.

Der Junge zog mit seiner Ausrüstung los und erreichte nach einer Reihe von Tagen jenes Reich. Sogleich wechselte er die Kleidung und trat als Fürstensohn in die Stadt ein und begann in einem großen Serail in fürstlichem Stil zu leben. In zwei Tagen untersuchte er die Stadt, den Palast und die Wächter, und eines Nachts band er Lehmbarren in seinen Gürtel, machte sich bereit und ging zum Palast. Er verbarg und versteckte sich vor den Wächtern und sprang mit dem gleichen Trick wie sein Vater über die Mauer und kam ins Innere, blickte hierhin und dorthin und trat in den Palast ein. Was sah er – der König schlief, und die Barren standen an der gleichen Stelle. Da kroch er ganz vorsichtig unter das Bett, zog aus dem Gürtel die Lehmbarren hervor und ging an die Arbeit. Was tat er – er hob ein Bein des Bettes ein ganz kleines bißchen an, holte mit einem ganz leichten Stoß des Fußes den Goldbarren hervor und setzte den Lehmbarren an seine Stelle. So zog er die vier Goldbarren hervor, band sie ebenso in seinen Gürtel, stand auf und machte sich auf den Weg. Draußen übersprang er die Mauer und erreichte die andere Seite, blickte hierhin und dorthin und machte einen Satz; er hatte großes Glück, daß keines Menschen Blick auf ihn fiel. Der Dieb nutzte die Gelegenheit, setzte sich nirgends hin und lief in einem Atemzug einige Meilen.

Doch nun war der Sterndeuter des Königs plötzlich wach geworden. Er öffnete sein Buch für ein Orakel und sah entsetzt, daß die Barren nicht mehr da sind! Atemlos rannte er zum Palast. Bei

diesem Lärm wurde auch der König wach und sah, daß die Goldbarren nicht mehr da waren. Er dachte erst, daß dieser Lärm käme, weil man den Dieb gerade packte, doch dann wurde es ihm gewiß, daß der Dieb schon weggelaufen war und der Sterndeuter an dieser Unruhe schuld war. Nun wurden Reiter bereitgemacht. Auf Rat des Sterndeuters war noch keine Stunde vergangen, als sie im Galopp den Dieb erreichten. Was sahen sie – ein Jüngling hat die Barren in ein Säckchen gebunden und schläft, den Kopf gesenkt, in aller Seelenruhe! Sie freuten sich sehr. Sie bemühten sich, den Jungen zu wecken, aber der wachte nicht auf. Schließlich wurde es ihnen gewiß, daß der Junge tot war. Da öffnete der Sterndeuter sein Buch und sagte: »Der Junge ist nicht tot, der verstellt sich nur!« Nach vielem Hin und Her sagte der Sterndeuter endlich: »Bindet ihn an ein Pferd und schleift ihn über die Erde, damit man Schwarz und Weiß unterscheiden kann!« Den Soldaten blieb nichts anderes übrig als das zu tun, aber es kam nichts dabei heraus. Daraufhin sagten die Soldaten zu dem Sterndeuter: »Der Junge ist tot, und einen Toten so zu quälen ist nicht recht. Laßt uns seine Beerdigung vorbereiten!« Aber der Sterndeuter hörte nicht auf dieses Wort. Schließlich beschloß man, zum König zu gehen, und was der König sagen würde, das sollte getan werden. Dieser Rat gefiel allen, und sie kamen eilends zum König. Als der König die ganze Geschichte gehört hatte, befahl er, ihm heißes Öl auf den Körper tropfen zu lassen, so daß man herausbekäme, ob er lebendig sei oder tot. Gut, auch das wurde getan, aber der Junge blieb so wie er war. Daraufhin sagte der König: »Der Junge ist wirklich tot; man muß Vorbereitungen für seine Beerdigung treffen!« Da bekam der Sterndeuter Mitleid und sagte: »Majestät, der Junge ist lebendig, und ich werde ihn aufstehen lassen. Aber Euer Gnaden müssen versprechen, daß Ihr ihn nicht ergreift und ihm entsprechend Eurer Ankündigung Geschenke und die Ehe mit Eurer ältesten Tochter gebt!« Der König versprach das und sagte: Wenn dieser Tote lebendig wird, dann werde ich das ganz bestimmt tun, weil ja dieser Junge darin

erfolgreich gewesen ist, die Barren wegzutragen und uns zum besten zu halten!« Der König hatte noch kaum zu Ende gesprochen, als der Junge aufsprang und dastand. Alle Leute am Hofe wundernten sich mächtig und lobten den Jungen sehr. Am nächsten Tag ließ der König wie versprochen die Hochzeit der Prinzessin mit dem jungen Dieb ausrichten, und nach einiger Zeit übergab er seinen ganzen Schatz und die Regierung seinem Schwiegersohn und widmete sich selbst dem Dienste Gottes.



### *16. Der Halb-Freund und der ganze Freund*

s war einmal ein König, mit dem seine Königin sich gar nicht vertrug. Eines Nachts verkleidete der König sich, nahm das Schwert in die Hand und durchwanderte die Stadt, als er von fern einen Mann erblickte. Als er zur Unzeit einen Mann allein umherwandern sah, erwachte Mißtrauen in seinem Herzen: »Der sieht aus wie ein Dieb!«, und so ging er rasch zu ihm hin. Nachdem sie Grüße ausgetauscht hatten, unterhielten sie sich miteinander. Jener Mann erzählte ihm: »Ich bin ein Dieb – laß du einmal hören, wer du bist!« Der König sagte zu ihm: »Ich bin auch ein Dieb. Laß mich wissen, wo gehst du hin?« Der Dieb antwortete: »Ich gehe zum Halb-Freund.« Sprach's, und dann verabschiedeten sie sich und jeder ging seines Weges.

Der König zog in der nächsten Nacht das gleiche Kleid an, kam und stellte sich an jenen Platz, wo wieder jener Dieb vorbeigehen

mußte. Der König fragte ihn wieder: »Wer bist du?« Er sagte: »Ich bin ein Dieb.« Daraufhin fragte ihn der König: Wo gehst du hin?« Er sagte: »Ich gehe zum Freunde!« Der König sagte: »Gestern bist du zum Halb-Freund gegangen und heute gehst du nun zum Freund. Welche sind denn nun dein Freund und Halb-Freund?« Der gab zur Antwort: Willst du's hören oder mit eigenen Augen sehen?« Der König sagte zu ihm: »Ich will's mit eigenen Augen sehen.« Dann machte er sich mit ihm zusammen auf, um die Freunde zu sehen.

Zunächst gingen sie zum Halb-Freund. Sie kamen an seine Tür und riefen, da machte er sofort eine Bettstatt zurecht, kümmerte sich sehr um sie, gab ihnen allerlei Essen, setzte sich zu ihnen hin und unterhielt sich mit ihnen über alles mögliche. Nach einigen Stunden Unterhaltung verabschiedeten sich der König und der Dieb vom Halb-Freund und gingen zum Freund. Als sie ankamen, riefen sie den Freund, der auf einer kleinen Plattform schlief. Von dort aus fragte er sie: »Gut?« Sie sagten: »Freund, alles gut.« Da sagte der Freund zu ihnen: »Möge es also gut sein. Diese Reissuppe und Yoghurt habe ich gerade für euch hier; wenn ihr Hunger habt, eßt, wenn nicht – wie's euch paßt. Ich überlaß mich den Wonnen des Schlafes, entschuldigt, daß ich nicht aufstehe.« Sprach's, und sogleich zog er sich den Ajrak über und schlief. Der Dieb aß Reissuppe und Yoghurt und füllte sich den Bauch, aber der König aß gar nichts. Die ganze Nacht brachten sie so mit Herumsitzen hin, und morgens gingen sie fort. Als sie die halbe Strecke zurückgelegt hatten, sagte der König zu ihm: »Bravo deinen Freunden! Dein Halb-Freund war aber besser als dein Freund!« Als der Dieb das hörte, sagte er: »Die Prüfung werde ich dir morgen Abend zeigen!« Da sagte der König: »Gut, wir werden sehen.«

In der nächsten Nacht machten sich die beiden zu den Freunden auf. Sie gingen und gingen, bis sie bei dem Halb-Freund ankamen und zu ihm sagten: »Heute haben wir den Sohn unseres Königs totgeschlagen – gib uns Zuflucht!« Da sagte der Halb-Freund:

»Bitte, geht bloß schnell von hier weg, sonst sterbe ich Armer! Wie könnte ich euch in dieser Lage Zuflucht gewähren?« Dann gingen die beiden zum wahren Freund und riefen ihn von draußen. Der gab wieder von dem erhöhten Platz aus Antwort. Daraufhin sagten sie: »Freund, wir haben den Sohn des Königs totgeschlagen, jetzt komm uns irgendwie zu Hilfe; gib uns Zuflucht, sonst werden wir morgen früh gehenkt!« Als der Freund das hörte, sagte er: »Bruder, ich kenne diesen deinen Kameraden nicht, aber des Freundes Freund ist ein Freund, also ist auch der ein Freund geworden. Wir werden zum Opfer für unsere Freunde, für Freunde opfern wir unseren Kopf. Jetzt ruht ihr euch nur aus, und ich selbst werde Nachricht von den Helfern des Königs bringen.« Er kam von dem erhöhten Platz herunter, nahm eine Axt und fing an sie zu schärfen, und dann machte er ein Beil scharf, legte es auf die Schulter, nahm den Ajrak als Hülle und stellte sich hin, um Wache zu halten. Die beiden konnten nicht schlafen, sie waren auf den erhöhten Platz geklettert und lagen da. Dieser Kamerad stand bis zum Morgen Wache. Endlich, als es dämmerte, kam er zu den Kameraden und gab ihnen Kunde, daß alles in Ordnung sei. Schließlich verabschiedeten sich der König und der Dieb von ihm und gingen fort. Jener Kamerad ging auch seines Weges, und der König trat rasch in seinen Palast ein. Kaum war es Morgen geworden, da befahl er: »Den Ziegenhirten, der da und da auf einem erhöhten Platz sitzt, den bringt her und sagt zu ihm, es sei der Befehl ergangen, ihn aufzuhängen.« Er gab den Dienern aber zu verstehen: »Der Hirt soll gar nicht gehängt werden, sondern jagt ihm nur diesen Schreck ein und sagt zu ihm: Nenn den König ›Freund‹, dann wird er dich loslassen; andernfalls wirst du bestimmt an den Galgen kommen.« Die Diener holten den Hirten und erzählten ihm unterwegs von dem Befehl des Königs und sagten zu ihm: »Wenn du den König ›Freund‹ nennst, dann wirst du vom Galgen loskommen.« Dieser Kamerad wollte das aber nicht und sagte dann: »Ich kenne den König doch gar nicht – wie könnte ich ihn denn mit

›Freund‹ anreden! Nein, liebe Freunde, das werde ich niemals tun!« Als der andere Freund zu der Mutter des Hirten kam, da sagte die Mutter des Hirten zu ihm: »Mein Lieber, deinen Freund haben die Männer des Königs abgeholt und sie haben gesagt, daß er verurteilt ist, gehängt zu werden.« Da rannte und rannte der Freund und kam in die Ratsversammlung des Königs, und nach einer Weile erkannte der Dieb: »Das ist ja eben der Dieb, der diese Nacht mit uns zusammen war!« Da fingen beide Freunde an, den König ›Freund‹ zu nennen, und der König ließ sie frei und war überaus freundlich zu ihnen. Er schlachtete Zicklein und Hühner und gab ihnen zu essen. Er ließ sie kostbare Seidengewänder anziehen, gab ihnen eine Menge Geld, und nachdem er sie froh gemacht hatte, ließ er sie ziehen.

Nach ein paar Tagen, was taten diese Freunde da? Um dem König eine Prüfung aufzuerlegen und die Echtheit seiner Freundschaft zu sehen, stahlen sie nachts heimlich des Königs Sohn und hielten ihn bei sich fest. Der König hatte in der ganzen Welt nur diesen einzigen Sohn, und deshalb schickte er viele, viele Leute auf Suche nach dem Jungen und verkündete: Wer den Jungen findet, dem werden riesige Belohnungen gegeben werden!« Aber nirgendwo fand man eine Spur von dem Jungen. Schließlich sagte der König: »Wer mir auch nur ein kleines Stückchen von dem Kleid bringt, das der Junge an hatte, dem werde ich so viele Belohnungen geben wie sein Herz begehrt!« Aber wiederum geschah nichts.

Was hatten diese Freunde gemacht? Sie ließen den Prinzen mit großen Ehren bei sich wohnen und sorgten in jeder Weise für ihn. Sie gaben ihm einen Molla, der ihm das Lesen beibrachte, und als der Junge lesen konnte und auch die Künste des Ringkampfes fertig gelernt hatte, da sagten sie: »Jetzt laßt uns gehen und den König prüfen!« Mit dieser Absicht nahmen sie das goldene Armband, das am Arm des Prinzen war, und brachten es zunächst zu dem Goldschmied der Stadt und sagten zu ihm: »Nimmst du Gold?« Der sagte: »Ja.« Da zogen sie das Armband heraus und gaben es ihm.

Der Goldschmied erkannte dieses Armband, das an der Hand des Prinzen gewesen war und auf das die Ankündigung des Königs zutraf. Er merkte, daß diese Leute bestimmt etwas von dem Prinzen wußten oder daß der Prinz bei ihnen war. Was tat er da – sofort schickte er dem König Nachricht: »Das goldene Armband Eures Sohnes haben ein paar Männer mir zum Verkauf angeboten.« Der König befahl dem Polizeichef: »Geh sofort hin, ergreife jene Männer und bring sie her!« Kaum war der Befehl ergangen, da nahm der Polizeichef seine Soldaten, ging zu dem Laden des Goldschmieds und nahm die beiden gefangen und brachte sie vor den König. Da erkannte der König sie und sagte zu dem Polizeichef: »Laß sie frei, das sind meine Freunde.« Dann fragte er sie: »Ist mein Sohn bei euch?« Sie sagten: »Den Prinzen haben wir wirklich mitgenommen; aber wir sind sehr hungrig gewesen, deswegen haben wir ihn geschlachtet und aufgeessen. Nun tut, was Euch gefällt.« Der König sagte: »Für euch Freunde seien hunderttausend solcher Söhne geopfert – es macht nichts!« Dann gab er ihnen gut zu essen und zu trinken und gab ihnen wieder Geld und Gut und ließ sie, noch beglückter als zuvor, weggehen.

Nachdem etwas Zeit vergangen war, was taten die Freunde da – sie zogen dem Prinzen seidene Kleider an, legten einen goldenen Sattel auf ein Pferd und setzten den Prinzen darauf, nahmen Sänger und Musikanten mit; singend und musizierend ließen sie Almosen in Rupien und Guineen ausstreuen und kamen in die Stadt des Königs. Viele Leute liefen zusammen, als sie diesen Zug sahen. Schließlich kam die Nachricht auch zum König. Der König sagte bei sich: ›Da ist wohl wieder irgendein Aufruhr im Gange!‹ Doch ging er heraus und sah, was das für ein schönes Schauspiel war! Als er näher kam, sah er seinen verlorenen Sohn auf dem Pferde sitzen und seine Freunde, den Hirt und den Dieb, Rupien und Guineen über den Knaben ausstreuen. Als der König das sah, eilte er hinzu und traf sich mit ihnen und umarmte und küßte den Sohn. Dann gingen der König, der Prinz und diese beiden Freunde zusammen

in den Palast. Die Freunde sagten ihm: »Majestät, wir haben dies getan, um Euch zu prüfen!« Der König erwies ihnen dann alle Freundlichkeit und ließ diese beiden Freunde schöne Lungis umbinden, legte ihnen wolkengemusterte doppelseitige Ajraks über die Schultern, ließ sie auf guten Pferden reiten, gab ihnen außerdem noch viele Geschenke und ließ sie dann gehen.



### 17. *Wie der Herr, so's Gescherr*

 in König träumte, daß in seinem Schlafzimmer ein Fuchs auftauchte. Am Morgen fragte der König alle Emire, Wezire und Sterndeuter nach der Deutung dieses Traumes, aber keiner ließ irgend etwas vernehmen, was das Herz des Königs berührte. Deswegen ließ er im ganzen Königreich ausrufen: »Wer immer mir die Deutung meines Traumes gibt, dem werde ich große Belohnungen geben und ihn glücklich machen.«

Es war schon ziemlich viel Zeit vergangen, seit das verkündet worden war, aber niemand hatte sich beim König eingefunden, um diesen Traum zu deuten. Die Nachricht verbreitete sich immer weiter in allen Städten und Dörfern, daß kein Mensch bereit sei, einen solchen Traum zu deuten. Schließlich hörte ein Bauer diese Nachricht und ging voll Gottvertrauen aus seinem Dorf fort, um diesen Traum zu deuten. Um zum König zu gelangen, mußte er einen Paß überqueren, weil es keinen anderen Weg gab. Als der Bauer zu dem Bergpaß kam, sah er, daß eine Königskobra seinen

Weg versperrte. Er sagte zu der Schlange: »Schlange, gib mir den Weg frei, denn ich muß gehen, dem König seinen Traum zu deuten.« Die Schlange sagte: »Hallo Bauer! Dem König haben alle Sterndeuter keine richtige Antwort geben können – wie willst du sie ihm denn dann geben? Nun aber, wenn du das schon sagst, dann will ich dir die Deutung des Traumes mitteilen; aber ich habe eine Bedingung, nämlich daß du mir die Hälfte der Belohnung, die du vom König erhältst, geben wirst.« Da sagte der Bauer: »O Schlange, diese Bedingung nehme ich an; nun sag mir die Deutung des Traumes! Ich werde dir bestimmt die Hälfte der Belohnung geben!« Daraufhin sagte ihm die Schlange die Deutung des Traumes und ging ihres Weges. Nachdem die Schlange fortgegangen war, kam er geradewegs zum Hofe des Königs und sagte zu ihm: »Herr, ich bin bereit, Euch Euren Traum zu deuten. Wenn es gestattet ist, darf ich ihn erklären?« Nachdem er vom König Erlaubnis erhalten hatte, sagte der Bauer: »Majestät, Ihr habt in Eurem Traum einen Fuchs gesehen. Der Fuchs ist ein verschlagenes, feiges und verräterisches Tier; deswegen müßt ihr verstehen, daß unter Euren Untertanen Verschlagenheit, Täuschung, Verrat und Heuchelei zugenommen haben. Wenn Ihr das nicht abstellt, so wird später die Regierung Schaden erleiden!« Den König bewegte diese Deutung des Bauern, und so gab er ihm große Geschenke und Ehrungen und machte ihn glücklich, dann schickte er ihn in sein Dorf zurück und bemühte sich nun, sein Reich wieder in Ordnung zu bringen.

Als der Bauer nun so auf dem Heimweg war, da dachte er unterwegs: ›Warum soll ich nicht einen anderen Weg nehmen und von einer anderen Stelle aus nach Hause kommen – sonst müßte ich ja der Schlange die Hälfte geben!‹ Mit dieser Überlegung bog er irgendwo vom Wege ab und kam so nach Hause.

Nach einiger Zeit hatte der König wieder einen Traum: in seinem Palast hing ein blankes Schwert. Am Morgen schickte der König sogleich Männer zu jenem Bauern. Als der Bauer die königliche

Aufforderung hörte, sagte er bei sich: »Jetzt werden deine Geheimnisse aufgedeckt! Das letzte Mal hat die arme Schlange mir Hilfe geleistet und der bin ich nicht treu gewesen – aber gut, ich werde doch wieder diesen Weg nehmen; vielleicht treffe ich die Schlange!« Dacht' es und ging aus dem Hause auf eben jenem Weg, auf dem er beim vorigen Mal die Schlange getroffen hatte. Als er bei dem Paß ankam, sah er, daß die Schlange nicht da war, nur ihre Kriechspur war zu sehen. Da setzte er sich hin und begann die Schlange zu rufen. Daraufhin kam die Schlange sofort heraus und sagte zu dem Bauern: »Bravo, o du wortbrüchiger Freund! Wenn du mir schon die Belohnung nicht geben wolltest – aber selbst dein Gesicht hast du mir nicht gezeigt, das ist die Höhe! Laß hören, was hast du denn nun wieder vor?« Der Bauer, voller Reue, erzählte ihr von dem neuen Traum des Königs. Die Schlange sagte: »Ich werde dir die Deutung des Traumes sagen, aber unter der Bedingung, daß du mir diesmal die Hälfte der Belohnung, die du erhältst, ganz bestimmt zukommen läßt!« Als der Bauer dem zustimmte, gab ihm die Schlange die Deutung, und danach ging der Bauer zum Palast. Als er beim König ankam, sagte der Bauer zu ihm: »Lang möget ihr leben, Verehrungswürdiger! Die Sache des Schwertes ist Blutvergießen; in Eurem Reich geschieht jetzt viel Blutvergießen, und Eure Feinde umgeben Euch mit gezogenem Schwert. Haut diesen Feinden mit einem Schwertschlag den Kopf ab, sonst werden sie dieses Reich zugrunde richten!« Als der König dieses Wort des Bauern hörte, ging es ihm zu Herzen, und er gab ihm wieder Belohnungen und Gaben und auch ein Schwert zum Geschenk. Der Bauer kehrte vergnügt nach Hause zurück, aber auf dem Wege tauchte Treulosigkeit in seinem Herzen auf und er sagte: Warum soll ich der Schlange die Hälfte abgeben? Wenn sie sich sehr anstellt, dann werde ich das Schwert ziehen und sie in Stücke hauen.« Als er zu dem Paß kam, wo die Schlange wohnte, sah er, daß die Schlange den Weg versperrte. Der Bauer sagte keinen Ton, sondern schlug heftig mit dem Schwert, so daß es die Schlange am Schwanz

traf. Die arme Schlange lief sofort weg und versteckte sich in ihrem Loch. Dann ging dieser Bursche vergnügt weiter und kam seelenruhig zu Hause an und begann sich ein feines Leben zu machen. Wiederum nach einiger Zeit, als der König einen Traum hatte und Männer zu diesem Bauern schickte, da sah er keinen Ausweg mehr, weil er seine eigenen Tricks kannte: »Ich weiß ja überhaupt nichts und bin unwissentlich mit dieser Großtuerei hereingefallen.« So versank er in Gedanken, was er nun tun sollte. Schließlich ging er reumütig zu der Schlange und begann sie zu rufen. Nach vielem Rufen kam die Schlange aus ihrem Loch, und als sie den Bauern sah, sagte sie: »O du Verräter, du treuloser Mörder! Du hast mir etwas Schönes im Austausch für meine Wohltat gegeben – warum bist du denn jetzt wieder gekommen?« Der Bauer flehte und bat und bettelte und sagte: »Bitte, sei doch so gut und verzeih mir meine früheren Fehler und erkläre mir nur noch einen einzigen Traum, sonst werde ich für nichts und wieder nichts totgeschlagen.« Darauf sagte die Schlange zu ihm: »Ich werde dir die Deutung des Traumes sagen, aber versprich, daß du diesmal bestimmt die Hälfte der Belohnung bringen wirst!« Der Bauer stimmte zu, hörte wiederum die Deutung des Traumes und ging zum König. Als er beim König ankam, sagte der Bauer zu ihm: »Majestät! Ihr habt im Traum ein Kalb gesehen. Habt Ihr schon einmal das Sprichwort von der schweigenden Kuh gehört? Ihr müßt jetzt verstehen, daß Eure Untertanen nun wie Kühe sanft und hilflos geworden sind; deswegen gibt es jetzt keine Gefahren.« Als der König das hörte, freute er sich sehr und gab ihm wiederum viele Ehrengaben und Geschenke aller Art und schickte ihn zurück.

Diesmal nahm der Bauer die Belohnung und ging geradewegs zu der Schlange und legte die gesamte Belohnung vor sie hin. Daraufhin sagte die Schlange: »Bruder, ich bin nicht hungrig nach Belohnung, und ich brauche sie auch nicht. Ich wollte dich nur prüfen; aber dabei hattest du keine Schuld, denn der Zustand des Reiches wirkt auf die Untertanen. Das erste Mal gab es im Reich Verrat,

List und Ränke, und da hast du mich überlistet und bist weggegangen. Das nächste Mal war im Lande Verderben und Blutvergießen im Gange; da bist auch du mit mir so weit gegangen, daß du geplant hast, mich umzubringen; aber dieses Mal, wo im Reiche Frieden herrscht, da sieh nun, wie du selbst gekommen bist, um mir die Belohnung zu geben. Hast du denn nicht gehört: ›Wie die Herrschaft, so das Geschick, wie der Herr, so's Gescherr.«

Dann nahmen die beiden voneinander Abschied und gingen ihres Weges; aber jetzt waren sie ganz dick befreundet. Haben wir doch gestern noch gesehen, wie die Schlange und der Bauer beieinander saßen und sich freundlich unterhielten!



### 18. Der Ausgleich

m Herrschaftsgebiet Gottes gibt es Fürsten und Bettler, Arme und Reiche, Glückliche und Bedürftige; die Hunde mancher Leute können ihr Futter nicht auffressen, und andere Leute wieder bedürfen eines Stückchens Brot. Man erzählt, daß in dieser Welt ein Diener Gottes lebte, der das Feld eines Grundbesitzers bestellte und in der Hoffnung auf die Ernte vom Kaufmann des Dorfes Lebensmittel auf Vorschuß nahm und so seine Kinderchen durchbrachte.

Durch Gottes Macht gab es in einem Jahr eine ganz schlechte Ernte, und die Rechnung für den Vorschuß war schon vorher ganz hoch gestiegen. Als der Händler das sah, lehnte er es ab, dem Mann

noch weiteren Vorschuß zu geben. Dieser Arme flehte ihn immer wieder um Gottes willen an: »Sethi Sahib, wenn du schon nichts leihen kannst, dann schreib es mir doch wenigstens auf Zinsen an, bis das Getreide geschnitten ist. Wenn die Ernte eingebracht ist, werde ich dir auch die Schuld mitsamt den Zinsen bringen!« Aber er weigerte sich glattweg, ihm etwas auf Zinsen zu leihen, denn er dachte sich: »Von einem Habenichtes wird ja doch nichts kommen.« Der Arme kehrte ohne Hoffnung schweigend um. Schließlich, eines Tages, als er es gar nicht mehr ertragen konnte, da ging dieser arme Landmann wieder zum Händler und flehte und bettelte ihn gewaltig an, aber der hörte wieder nicht auf seine Wünsche. Endlich kehrte er mit leeren Händen nach Hause zurück. So verbrachten beide, Mann und Frau, drei Tage, drei Nächte hungernd. Am vierten Tag am Abend, als Mann und Frau in Gedanken dasaßen, wurde an die Tür geklopft. Der Landmann öffnete die Tür und sah, daß da vier Wanderer standen. Er sagte: »Freunde, wer seid ihr?« Sie antworteten: Wir sind durch das ganze Dorf gekommen, aber keiner war bereit, uns die Nacht über aufzunehmen. Wenn du so gut bist, dann werden wir deine Güte niemals vergessen!« Erst dachte er bei sich, er wolle sie zurückschicken, aber dann sah er: Gäste sind eine Gnade Gottes, sie sind gekommen und haben ihren Tag mit sich gebracht. Hoffentlich wird Gott uns um ihretwillen etwas geben! So sagte er: »Freunde, ich bin entzückt und beglückt, seid willkommen und setzt euch, dann werden wir bringen, was vorhanden ist!« Als die Reisenden das hörten, freuten sie sich sehr, traten ein und setzten sich gemütlich hin. Der Landmann erzählte die Sache seiner Frau, die ihm sagte: »Das hast du gut gemacht, aber jetzt verkaufe dich selbst und bring etwas Getreide, damit wir den Gästen heiteren Gesichtes Speise anbieten können!« Gut, dieser Mann rief Gott an und ging zum Händler und sagte zu ihm: Wir, Mann und Frau, hungern seit vier Tagen; wir haben uns Steine auf den Magen gebunden und so die Zeit herumgebracht, aber heute sind plötzlich vier Gäste aufgetaucht.

Nun sei so gut und gib mir so viel Korn, daß ich die Gäste bewirten und sie wegschicken kann, nachdem ich sie erfreut habe!« Der Händler sagte zu ihm: »Du hattest doch schon vorher so viel geborgt! Auf deinem Feld ist kaum mehr so viel, wie ein Sperling beim Ährenlesen fressen kann – lieber Himmel, ob du nun davon deine Schulden abtragen kannst oder nicht – da kommst du jetzt, die Lenden gegürtet, um noch mehr Schulden zu machen! Ich werde dir nicht einen Heller mehr geben!« Der Landmann sagte flehentlich: »Morgen bis Mittag werde ich von irgendeiner Arbeit dir das Geld für das Getreide geben, und wenn ich es dir nicht gebe, dann schneide mir ein Pfund Fleisch aus dem Leibe und füttere deine Hunde damit!« Der Kaufmann fragte ihn: »Meinst du das ernst?« Der Landmann sagte: »Mein voller Mannesernst! Ich werde dir das Geld für das Getreide geben.«

Da holte der Händler Getreide hervor und gab es ihm, und er nahm es und brachte es seiner Frau nach Hause, die davon Essen kochte und es zuerst den Gästen gab. Als die sich satt gegessen hatten, da aßen Mann und Frau die Reste, dankten Gott und gingen schlafen. Auf der anderen Seite hatten die Gäste sich nach dem Essen zur Ruhe gelegt und begannen miteinander zu reden. Einer sagte: »Dieser Mann scheint ganz arm und elend zu sein; wenn, Gott verhüte!, irgendein Unglück über ihn kommen sollte, dann werde ich ihm dabei helfen.« Als der zweite das hörte, sagte er: »Und wenn er in einen anderen Unfall verstrickt ist, dann werde ich ihn herausholen!« Die dritte Person sagte: »Bei der dritten Schwierigkeit werde ich ihn befreien.« Der vierte sagte: »Beim vierten Mißgeschick werde ich eintreten und ihm zur Seite stehen!« So redeten sie und legten sich alle schlafen, und dann standen sie auf und gingen dahin, wo sie hergekommen waren.

Am Morgen sagte die Frau zu ihrem Mann: »Die Sonne hat schon ihre Strahlen ausgestreckt; steh auf und arbeite irgendwas und gib dem Händler vor dem Abend das Geld für das Getreide zurück!« Er sagte Ja, aber aus Trägheit lief er hier und dort herum, und die

Sonne stieg schon höher, und er hatte noch nichts getan. Die Frau sagte es ihm immer wieder, und er sagte immer wieder Jaja. Dann, als ein paar Stunden vorübergegangen waren, da wurde die Frau ärgerlich: »Bei dem Händler ist doch dein Versprechen von früher offenkundig! In Gottes Namen, geh doch schnell, verspäte dich nicht, sonst mußt du ihm ein Pfund Fleisch von deinem Schenkel geben!« Da legte er nach einigem Bedenken seinen Schal über die Schultern und ging aus dem Hause, um Arbeit zu tun.

Er hatte erst ein paar Schritte gemacht, als er ein Kamel sein Saatfeld zertrampeln sah. Er dachte: »Erst will ich mal das Kamel vom Felde herausholen, dann will ich gehen und mich um meine Arbeit kümmern.« Er rannte und kam zu dem Feld und begann das Kamel zu rufen. Nun gut, das grüne Gras zu fressen war dem Kamel zur lieben Gewohnheit geworden, das ging immer und immer wieder zu dem Feld zurück. Da kam den Landmann der Zorn an; er nahm einen großen Stein und traf das Kamel mit aller Kraft am Ohr. Kaum hatte der Stein es getroffen, da spreizte das Kamel die Beine und fiel tot um. Beim Geräusch vom Fall des Kamels wachte dessen Eigentümer auf, der im Schatten eines Baumes geschlafen hatte; er kam angerannt und begann mit dem Landmann zu streiten. Er sagte: »Durch einen einzigen Pfeil hast du mein Kamel umgebracht, das tausende von Goldstücken wert ist. Jetzt gib mir das Geld dafür, sonst werden wir dich zum König bringen!« Die beiden redeten noch miteinander, als der Händler mit einem Messer und einem Pfundgewicht dort auftauchte, um das Geld für das Getreide einzutreiben. Was sah er – der Feldhüter und der Jat standen da miteinander streitend. Der Kamelbesitzer sagte zu dem Händler: »Freund, dieser Mann hat mein teures Kamel totgeschlagen und Geld hat er auch nicht, deshalb werde ich ihn zum König bringen, um Gerechtigkeit zu erlangen!« Als der Händler das hörte, sagte er zu dem Feldhüter: »Mann, gib mir das Geld, das du mir versprochen hast!« Der Feldhüter antwortete ihm: »Ich bin gegangen, um zu arbeiten, damit ich meine Schuld bei dir abtragen

kann, als ich unterwegs dieses schreckliche Pech hatte – woher soll ich dir denn nun Geld geben?« Darauf sagte er: »Gut, geh zum König, der wird uns schon Recht sprechen!« Sprach's, und der Jat und der Händler ergriffen beide den Tagelöhner und machten sich zum König auf.

Der Herrscher dieses Reiches war sehr grausam, und wenn es dazu kam, Recht zu sprechen, wandte er große Strenge an; deswegen fürchteten seine Untertanen ihn sehr. Als der Feldhüter seines Weges ging, dachte er: ›Ich werde beim König ankommen – was wird der mir um Gottes willen für eine Strafe geben? Deshalb, warum sollte ich nicht mit einem Trick in irgendein Haus hineinlaufen, damit ich mein Leben vor diesen beiden Plagen rette?‹ So überlegte und dachte der Feldhüter hin und her und begann einen Ausweg zu suchen.

Als die drei Leute zuletzt durch die engen Uferstraßen der Stadt gingen, sah der Feldhüter, der sich das schon vorher ausgedacht hatte, einen Ausweg, sagte keinen Ton und rannte in ein Haus. Im Torweg dieses Hauses spielte ein kleines Kind, und er, hereinstürmend wie ein brünstiger Elefant, gab ihm einen Stoß und trat darauf – und der Junge, zitternd und bebend, starb auf der Stelle. Als die Hausbewohner das hörten, kamen sie und wurden wütend. Der Feldhüter sah, daß auf ein Unglück zwei, auf zwei Unglücksfälle drei gekommen waren, und fing an zu zittern. Da traten auch der Jat und der Händler hinzu und die drei Leute packten ihn und gingen nun zum Palast des Königs.

Der Feldhüter ging und ging und sagte bei sich: ›Erst war es nur eine Schuld, aber jetzt habe ich auch noch Blutschuld auf mir; da wird der König bestimmt Blut für Blut fordern! Also, es gibt keine Möglichkeit mehr, daß ich mein Leben rette; daß ich beim König ankomme und aufgehängt werde, ist eins – wie kann ich mich bloß herausretten?‹

Nun waren es vier Leute, die immer weiter gingen, bis sie dem königlichen Wohnsitz näher kamen. Sie stiegen die Treppen der

Festung herauf, und als sie oben ankamen, dachte der Feldhüter: ›Wenn ich von hier herunterspringe, dann wird mir auf dem weichen Boden des Gartens wohl nichts passieren, und ich werde mich leicht retten können.‹ So dachte er und sprang herunter. Nach Gottes Willen ruhten sich im Schatten einer Mauer zwei Brüder, die Gärtner dieses Gartens, nach der Arbeit aus. Der Jüngere schlief, und der Ältere war noch wach. Dieser Mann kam da angestaust und fiel auf die Brust des schlafenden Bruders, und der Arme starb durch diesen plötzlichen Unfall auf der Stelle. Im Nu ergriff der ältere Bruder ihn, und die drei Kläger, die oben standen, kamen ganz schnell herunter. Die vier überwältigten und banden ihn und brachten ihn geradewegs in die Gegenwart des Königs.

Der König hielt in diesem Palast seine Hofversammlung ab. Als er diese fünf Leute in solch elendem Zustand sah, fragte er sie: »Wer seid ihr und wer hat euch so elend zugerichtet?« Alle vier erzählten ihre jeweilige Geschichte, und als der König die Rede der vier gehört hatte, fragte er den Landmann: »Hast du dem Händler das feste Versprechen gegeben?« Der Landmann antwortete: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger, und Eure Königsherrschaft möge dauern! Ich habe genau so ein Versprechen gegeben.« Nachdem der Beklagte das zugegeben hatte, fragte der König die in der Versammlung Anwesenden um ihre Meinung. Zufällig saßen da die vier Leute, denen der Tagelöhner Essen gegeben hatte. Als sie das Unglück des Tagelöhners sahen, da stand der erste Gast auf und sagte: »Majestät, befehlet, so werde ich zuerst einen Rechtsspruch geben!«

Der König gestattete ihm den Spruch. Daraufhin sagte der erste Gast zu dem Händler: »Hast du ein Messer und ein Pfundgewicht mitgebracht?« Der Händler sagte: »Jawohl, Herr!« Daraufhin sagte der Gast zu ihm: »So ist es dir jetzt erlaubt – du kannst von irgendeinem Glied des Tagelöhners mit einem Mal genau ein Pfund Fleisch abschneiden. Aber wenn es weniger oder mehr wird, dann bist du dafür verantwortlich und mußt die Strafe annehmen, die die

Versammlung dir auferlegen mag.« Der Händler bekam Angst, als er diese Entscheidung hörte, und antwortete: »Ich vergebe dem Landmann alles!«, worauf die in der Versammlung Anwesenden zu ihm sagten: »Du hast die Entscheidung verkehrt und damit die Hofversammlung entehrt – deswegen werden dir 100 Rupien auferlegt.« Der arme Händler gab 100 Rupien Bußgeld und setzte sich schweigend in eine Ecke.

Dann kam die Reihe an den Jat. Der König fragte den Angeklagten: »Hast du dieses Kamel um einer Handvoll Gras willen getötet?« Der Landmann sagte: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Nachdem es in mein Feld gekommen war und es verwüstet und kaputtgemacht hatte, habe ich einen Stein geworfen. Ich wußte doch nicht, daß ein Kamel gleich stirbt, wenn man einen Stein draufwirft!« Nachdem er das so zugegeben hatte, ordnete der König wieder an, daß die Versammlung einen Schiedsspruch fällen solle.

Da stand der zweite Gast auf und erbat sich die Erlaubnis, einen Schiedsspruch zu fällen und legte dem König dar: »Euer Majestät mögen ein starkes Kamel bringen lassen!« Der König gab den Dienern Befehl, ließ ein besonders gutes, starkes Kamel holen und an der Wand des Versammlungsraumes aufstellen. Da sagte der zweite Gast zu dem Kameltreiber: »Nimm jetzt dieses Zwei-Pfund-Gewicht und wirf es dem Kamel kräftig ans Ohr! Dieser Angeklagte hat einen Stein geworfen, so daß dein Kamel gestorben ist, aber du wirf als Ersatz ein Stück Eisen. Denk aber dran: wenn das Kamel nicht stirbt, dann werden als Ersatz zehn Kamele zu geben sein.« Der arme Kameltreiber wurde ganz steif vor Angst und ließ sogleich von seinem Anspruch ab. Als sie das sahen, sagten alle: »Er hat dem Schiedsspruch der Versammlung nicht gehorcht; deshalb muß er 100 Rupien Bußgeld zahlen!« Der Kameltreiber zahlte 100 Rupien und blieb mit ärgerlicher Miene stehen.

Danach sagte der dritte Kläger: »Majestät, diese Person ist in sinnloser Wut gekommen und hat mein kleines Kindchen umgebracht;

deswegen muß uns volle Gerechtigkeit zuteil werden.« Der König hörte die ganze Geschichte und blickte wieder auf die Teilnehmer der Versammlung. Da stand der dritte Gast auf und sagte: »Gebietet, mir sei die Erlaubnis für diese Entscheidung gewährt!« Der König gab ihm die Erlaubnis. Daraufhin sagte er zu dem Vater des Kindchens: »Diese Blutschuld hat er nicht willentlich und wissentlich auf sich geladen; vielmehr ist er, in Furcht und Angst rennend, zufällig gefallen. Wenn du ihm vergäbst, wäre es besser, sonst könnte dir Gerechtigkeit zuteil werden!« Als Mann und Frau dies hörten, sagten sie beide: »Herr, wir wünschen Gerechtigkeit!« Daraufhin sagte der Gast zu ihnen: »Möchtet ihr wieder einen solchen Sohn haben?« Sie sagten: »Jawohl, Herr.« Als der das hörte, sagte er zu dem Vater des Kindes: »Jetzt gib deine Frau diesem Landmann; wenn sie von ihm einen Sohn bekommt und er so alt ist, wie dein Sohn war, dann nimm Weib und Sohn wieder zu dir zurück.« Als der Vater des Kindes diese Entscheidung hörte, war er verblüfft – wer schluckt schon in offener Versammlung eine solch offenkundige Beleidigung? Beschämt senkte er den Kopf und gab die Klage auf. Da sagten alle anderen zu ihm: »Du hast die Versammlung des Königs entehrt; deswegen mußt du 100 Rupien Buße zahlen.« So mußte dieser arme Kerl auch 100 Rupien Buße geben und machte sich dann auf den Weg.

Nun kam die Reihe an den vierten Kläger, dessen Bruder dadurch getötet worden war, daß der Landmann auf ihn fiel. Er erzählte dem König auch die ganze Geschichte so und erbat Gerechtigkeit. Der König fragte den Angeklagten wieder: »Hast du seinen Bruder richtig erschlagen?« Der Landmann antwortete: »Aus Furcht vor Eurer Majestät bin ich von der Festungsmauer heruntergesprungen. Unten bin ich auf den schlafenden Mann gefallen, und durch meinen Fall ist sein Bruder gestorben.« Als er diese Schuld auf sich genommen hatte, fragte der König wiederum die in der Versammlung Anwesenden um ihre Meinung. Da erhob sich der vierte Gast und sagte: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Diese

Entscheidung werde ich treffen.« Der König und die Versammlung gaben ihm Erlaubnis dazu. Darauf sagte der vierte Schiedsman zu dem Kläger: »Wir wollen ihn jetzt an dem Platz schlafen legen, wo sein Bruder war, und du spring dann von der Festungsmauer so herunter, daß du genau auf ihn fällst!« Der Bruder des Verstorbenen überlegte: »Nun ist schon ein Bruder zuvor gestorben und ist von uns getrennt, und wenn ich nun noch springe und meinen Kopf verliere – lieber Himmel, ob ich dann wohl auf den Angeklagten falle – ganz klar, ich will mich lieber höflich bescheiden.« Und dieser arme Kerl sagte: »Freunde, ich gebe meine Anklage auf.« So mußte auch er, da er der Entscheidung der Versammlung nicht gefolgt war, wie die anderen 100 Rupien Buße zahlen und ging dann fort.

Nachdem alle Kläger so abgelehnt hatten, gab der König dem Angeklagten die 400 Rupien, die zusammengekommen waren, und ordnete an, ihn freizulassen. Als der Landmann dieses Urteil hörte, freute er sich sehr und ging zusammen mit den vier Gästen nach Hause.



## 19. *Manches ist vergangen, manches wird vergehn*



Es war einmal ein König, der einen Sohn und eine Tochter hatte. Mit Gottes Hilfe waren beide Kinder nach einiger Zeit herangewachsen und begannen an den Festen des königlichen Hofes teilzunehmen. Dieser König hatte nun eine sehr schöne und begabte Sängerin, die immer bei Hofe sang und tanzte. Durch Geschenke vom König und den bei Hofe Anwesenden hatte sie ein großes Vermögen gesammelt. Eines Nachts sang die Sängerin wie üblich und tanzte; zufällig konnte sie ihren Raga nicht ganz vollkommen singen, und nach und nach wurden die Musiker langsamer und schwächer. Als die Sängerin das bemerkte, wurde sie sogleich aufmerksam und sagte zu den Musikern: »Aufgepaßt! Manches ist vergangen, manches wird vergehn!« Sprach's und begann mit ganzer Begeisterung einen solchen Raga zu singen, daß die Stimmung in der Gesellschaft ganz anders wurde. Der König und die Anwesenden begannen hingerissen die Köpfe zu wiegen, und alle Leute waren so völlig außer sich, daß – als der Raga zu Ende war – sie alle gleichzeitig Bravo! Bravo! riefen. Die Sängerin grüßte hocheifrig den König und setzte sich hin. Da nahm die Prinzessin von ihrem Halse eine überaus kostbare Halskette und warf sie der Sängerin zu. Der Prinz auch löste sein schimmerndes Schwert vom Gürtel und gab es der Sängerin als Geschenk. In der Hofgesellschaft saß auch ein Fakir, der sein schmutziges Bündelchen herauszog und der Sängerin verehrte.

Als der König das sah, wunderte er sich höchlichst. Er fragte alle drei nach dem Grund für ihr Verhalten. Die Prinzessin antwortete: Verehrtes Väterchen, ich bin Eure Tocher; es war Eure Pflicht, selbst für mich ein Haus und einen Mann zu suchen, aber Ihr habt bis jetzt nichts dafür getan. So habe ich mir gedacht, warum soll ich nicht heute Nacht irgendwo hingehen und ein Leben nach meinem

Geschmack führen? Als nun die Sängerin vor der ganzen Versammlung sagte »Manches ist vergangen, manches wird vergehn«, da traf mich dieses Wort; denn ein Teil des Lebens ist vergangen, und ein anderer Teil wird noch vergehen. Als ich diese Worte der Sängerin hörte, war ich sehr beglückt, und aus diesem Glücksgefühl heraus habe ich ihr meine kostbare Halskette gegeben.« Als der König die Rede seiner Tochter gehört hatte, blickte er zu seinem Sohn. Der Prinz antwortete mit gleicher Höflichkeit: Verehrtes Väterchen, ich hatte ein schönes scharfes Schwert. Ich habe immer gedacht, wenn ich nach Euch den Thron besitzen würde, dann würde ich das auf dem Kriegsschauplatz schwingen und viele Länder erobern. Aber bis heute habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, dieses Schwert zu erproben. Da habe ich schließlich gedacht, warum soll ich Euch nicht erschlagen und das Königtum übernehmen und dann gehen, um Reiche zu gewinnen? So hatte ich beschlossen, Euch heute Nacht zu töten und König zu werden. Aber als jetzt die Sängerin dies sagte, da habe ich mir gedacht, nun ist gewiß ein Teil meiner Jugend vergangen und ein anderer Teil wird noch vergehen. Deswegen habe ich mein Schwert der Sängerin gegeben. Jetzt wird weder dieses Schwert bei mir sein noch werde ich je wieder solche Dinge denken.«

Als der König die Rede der beiden gehört hatte, blickte er zu dem Fakir. Der grüßte höflichst und sprach zu ihm: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Seit meiner Jugend hatte ich daran gedacht, eine schöne Prinzessin zu heiraten, und für diese Ausgabe hatte ich gespart und dieses Geld zusammengebracht; aber jetzt, als die Sängerin diese Worte sagte, da habe ich mir gesagt, richtig, ein Teil des Lebens ist vergangen und ein Teil wird noch vergehen. Aus welchem Grunde soll ich hinter den Begierden dieser vergänglichen Welt herlaufen? Wo bin ich, ein armer Fakir, und wo ist eine Prinzessin! Das ist einfach unmöglich. Und als ich das dachte, da habe ich meinen Geldbeutel herausgezogen und ihn der Sängerin gegeben, weil ich dann weder dieses Geld besitzen werde noch

dieser Gedanke dann in meinem Herzen wieder auftauchen wird.« Als der König die Antworten der drei hörte, freute er sich über ihre Weisheit und holte sofort den Kadi, um die Ehe seiner Prinzessin mit diesem Fakir schließen zu lassen, und alle Regierungsgeschäfte übergab er noch zu Lebzeiten seinem Sohn, während er die restlichen Tage seines Lebens im Dienste Gottes verbrachte.



## *20. Liebe kennt keine Entfernung*



in Kaufmann hatte einen sehr geliebten Sohn. Außer ihm hatte er keine Kinder. Er liebte seinen Sohn grenzenlos und dachte immer an ihn. Die Erziehung des Sohnes war wie die eines Prinzen; deshalb wurde er groß an Wissen und Verstand. Der Kaufmann ging jedes Jahr einmal um der Geschäfte willen ins Ausland. Als er wieder einmal so Handel trieb, da griffen nachts einige Räuber dort an, wo seine Karawane sich niedergelassen hatte, überwältigten die Karawane und töteten zahlreiche Männer. Durch Gottes Macht wurde auch der Kaufmann bei diesem Überfall erschlagen, und sein ganzes Vermögen trugen die Räuber fort. Ein einzelner einsamer Diener, der sich aus der Karawane gerettet hatte, kam zurück und berichtete all dieses der Frau und dem Sohn des Kaufmanns. Da wurde es für sie finster wie Jüngstes Gericht. Endlich hatten sie sich ausgeweint und saßen still und stumm da. Was immer sie an Geld und Vermögen hatten, das verbrauchten sie so langsam mit Essen und anderen Ausgaben, und schließlich hatten

sie keine Einnahmen mehr, nur Ausgaben. Das Essen wurde auch immer weniger, und sie waren ganz arm geworden. Endlich gerieten sie in einen solchen Zustand, daß ihnen der Leib vor Hunger weh tat – möchte es doch Nacht sein und der Tag nicht kommen! – weil man am Tage aß und zur Nacht fastete. Zuletzt waren Haus und Hof auch verkauft und aufgezehrt, und sie verließen die Stadt und wohnten in einer Hütte in einem Dörfchen.

Und wie es so stand, sagte eines Tages die Mutter zu ihrem Sohn: »Junge, wieviel Zeit werden wir noch so verbringen? Ich kann dich nicht zwingen, aber Hunger ist eine üble Speise, der macht uns ganz verrückt; deswegen such du doch irgend etwas an Beschäftigung, damit wir uns wenigstens den Magen füllen können und nicht hier sitzen und so langsam Hungers sterben.« Da sagte der Junge zu ihr: »Mutter, ich bin bereit, alles zu tun, aber was kann ich tun außer Handel treiben? Trotzdem will ich gehen und mir Mühe geben!« Sprach's, traf Vorbereitungen und ging aus dem Hause.

Er ging und ging und kam schließlich in der Stadt an und begann Arbeit zu suchen. Er wanderte an den Uferstraßen umher und sah einen Platz, wo ein reicher Mann ein paar Dinge aus einem Laden mitnahm. Er blieb da sitzen. Als der reiche Mann alle seine Sachen fertig gepackt hatte, blickte er hierhin und dorthin; da kam ihm der Kaufmannssohn näher. Als er den Jungen sah, hielt er ihn für einen Tagelöhner und sagte zu ihm: »Junge, bring mir diese Sachen, dann gebe ich dir deinen Lohn!« Der Junge, auf Suche nach Arbeit, setzte die Last auf den Kopf und ging hinter jenem Mann her. Sie gingen und gingen, da trat dieser Mensch in einen großartigen Palast ein und gab dem Jungen ein Zeichen, die Dinge hineinzutragen. Der Junge fürchtete sich erst etwas, aber dann ging er schweigend mit der Last hinein. Als er eintrat, sah er eine Prinzessin sitzen, die jenen Mann grüßte. Der sagte zu dem Mädchen: »Nimm diese Sachen und leg sie nach drinnen und gib dem Jungen einen Groschen Lohn, daß er weggeht.« Diese führte den Jungen hinein,

nahm ihm die Last ab, packte sie weg und schickte ihn mit einem Groschen fort. Aber als sie sich ansahen, da verliebten sie sich ineinander. Der Junge legte die Sache des Herzens in sein Herz, ging zu seinem Dorf und gab der Mutter den Groschen, den er als Lohn verdient hatte.

Am nächsten Tag kam der Junge wieder in die Stadt, aber er hatte keine Ruhe, ohne die Prinzessin zu sehen. Er wanderte umher und ging schließlich an jenem Palast vorbei. Durch Gottes Macht stand diese Prinzessin zu dieser Zeit gerade am Fenster des Palastes und betrachtete den Markt, als die beiden sich erblickten. Was tat die Prinzessin – sie warf von oben dem Jungen ein Vier-Anna-Stück zu, aber er hob es nicht auf und ging schweigend davon. Dann erwarb er in der Stadt einen Groschen als Arbeitslohn und kam nachts wieder nach Hause. Am nächsten Tag ging er auf gleiche Weise wieder am Palast vorbei. Die Prinzessin warf ihm nun eine Rupie zu, aber er nahm sie nicht, verdiente sich einen Groschen Arbeitslohn und gab ihn der Mutter. Am dritten Tag warf ihm die Prinzessin ein Goldstück zu und am vierten Tag eine Perle, und dann begann sie, ihm jeden Tag eine Perle zuzuwerfen. Aber der Junge rührte niemals die Rupie, das Goldstück oder die Perlen der Prinzessin an, sondern blickte sie nur von ferne an, verdiente seinen Groschen für die Arbeit und gab ihn der Mutter, und damit schlugen sie sich armselig durch.

Der Junge kam jeden Tag zur Nacht gegen acht Uhr nach Hause, und am folgenden Tag stand er bei Morgenrauen auf, machte sich auf den Weg und ging ganz weit weg in die Stadt an ebendenselben Platz – und seine Begegnung mit der Prinzessin spielte sich immer auf Entfernung ab. Nachdem einige Zeit so hingegangen war, dachte die Prinzessin: »Wie könnte ich nur mit dem Jungen sprechen?« Sie sagte das ihrer vertrauten Dienerin und sagte zu ihr: »Prüfe doch einmal diesen Jungen, wo sein Haus und Hof ist.« Die Dienerin suchte überall, aber da das Haus des Jungen fern von der Stadt war, konnte sie keine Spur von seinem Heim finden. Am

anderen Tag machte sie einen Plan; als der Junge kam, da ging sie nicht zum Fenster. Der arme Junge blieb den ganzen Tag dort stehen. Als die Prinzessin schließlich am Abend ans Fenster kam, da sah sie den Jüngling gegenüber stehen. So lange sie am Fenster war, so lange blieb er auch, um sie anzublicken, und als sie dann zurückging und das Fenster verließ, seufzte er tief und ging wieder ins Dorf. An diesem Tage gelangte er um Mitternacht ins Dorf. Als die Mutter ihn fragte, warum er so spät gekommen war, erzählte er ihr nichts. Da er den ganzen Tag in Erwartung der Prinzessin hingebracht hatte, hatte er auch keinen Arbeitslohn bekommen, und in Trauer wandte er das Gesicht ab und ging schlafen. Am anderen Tag, als der Jüngling wie üblich dort stand, verspätete sich die Prinzessin noch mehr als am Vortage; deswegen ging die Sonne schon unter, als dieser Arme noch immer dort stand, und trotzdem blieb er stehen – bis die Nacht vorüber war. Als die Hähne am Morgen krächten, gab er die Hoffnung auf und ging nach Hause. Die Prinzessin sah, daß sein Haus und Hof nicht zu finden war; sie erfuhr nur, daß er täglich für einen Groschen arbeitete und jetzt selbst diesen Groschen nicht verdienen konnte. Sie dachte lange nach, wie sie sich mit ihm treffen könnte, um ihn nach seinen Verhältnissen zu fragen. Eines Tages endlich, als er kam, trat sie nach langer Zeit ans Fenster. Da war es schon Nacht geworden, und sie sagte zu der Dienerin: »Geh herunter und bring den Jüngling herauf!« Dann als diese beiden von Liebe erfüllten Menschen sich trafen, begannen sie sich die Herzensangelegenheiten zu enthüllen. Schließlich sagte der Jüngling zu der Prinzessin: »Gib mir jetzt Urlaub, damit ich nach Hause gehe!« Da fragte die Prinzessin ihn nach der Adresse von Haus und Hof. Der Jüngling sagte zu ihr: »An dem und dem Ort ist mein Haus!« Da wunderte sich die Prinzessin gar sehr und sagte: »Na aber! Bist du etwa jeden Tag eine solche Entfernung gekommen?« Da sagte der Jüngling zu ihr: »Geliebte, heiße Liebe kennt keine Entfernung!« Da fragte die Prinzessin ihn wieder: »Schön, ich habe dir täglich eine Perle zuge-

worfen, die hast du dort gelassen und hast täglich für einen Groschen gearbeitet – warum das?« Der Jüngling sagte zu ihr: »Darum, weil Liebe keinen Preis hat.«

Auf diese Art waren Jahre über ihre tägliche Begegnung dahingegangen, aber als die Prinzessin zu ihm gesagt hatte: »Nimm diese Perlen!«, da sagte er zu ihr: »Liebe hat keinen Preis!« Und als sie wiederum zu ihm gesagt hatte: »Schön, heute warte den ganzen Tag«, da hatte er zu ihr gesagt: »Heiße Liebe kennt keine Entfernung – morgen komme ich wieder!«



## 21. Der Zauberer Aflatun

s war einmal ein König. Der wahre König ist ja Gott, aber es gibt auch einen zeitlichen König. Der hatte einen wohlgeratenen Sohn. Als sein Sohn noch klein war, da starb der arme König; dann versammelten sich die Großen des Reiches und setzten dem Sohn des Vaters Krone auf. Mehr oder weniger von Gottes Tagen waren vergangen, als eines Tages der junge König dachte: »Warum soll ich nicht in den Gebieten meines Landes umherreisen?« Was tat er also? Er ließ Pferde bereitmachen, er selbst, der Wezir und ein Diener saßen auf und zogen los, um das Land zu durchstreifen. Sie hatten schon drei Ecken des Reiches ganz durchwandert, aber als sie an die vierte Ecke kamen, unterbreitete der Wezir dem König: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Diese vierte Ecke gehört dem Zauberer Aflatun, dem Euer Vater diese einmal als

Belohnung zugeteilt hat. Dort werden wir keinesfalls hingehen!« Als der König das hörte, sagte er: Wezir! Der Zauberer hat keinerlei Recht auf das Land. Das Land gehört uns, ich werde ihm kein Fetzen dieses Bodens lassen!«

Am nächsten Tag betrat der König sofort das Land des Zauberers und setzte seine Bauern ein. Als der Zauberer das hörte, schickte er seinen jungen Sohn zum König, der ihn höflich bat, ihm dieses Land zurückzugeben. Der König sagte zu dem Sohn des Zauberers: »Zeig irgendein Wunder, dann will ich euch dieses Land zurückgeben!« Was sollte der Sohn des Zauberers tun – er bat um einen Mangokern, pflanzte ihn in die Erde, bat dann um einen Schluck Wasser und rezitierte etwas darüber. Kaum waren ein paar Stunden vergangen, als dieser Kern aus dem Boden herausprießte, zusehends ein großer Baum wurde und Blüten aufat. Dann holte der Sohn des Zauberers Mangos von dem Baum, ließ alle Höflinge davon essen und sagte dem König, nun solle er sein Wort einlösen. Aber statt ihm sein Land zurückzugeben, ließ ihn der König ins Gefängnis werfen. Als der Zauberer das hörte, ging er selbst zum König und erklärte: »Lang lebe der König! Ich will nicht mehr an meine Ländereien denken. Aber laß meinen Sohn frei!« Daraufhin ließ der König den Sohn des Zauberers aus dem Gefängnis frei.

Ein paar Tage später kam derselbe Zauberer wieder zum König und unterbreitete ihm: »Möget Ihr lange leben, Verehrungswürdiger! Dieses Land, das ihr von mir genommen habt, hatte mir Euer verstorbener Vater als Belohnung gegeben, nachdem er die Vollkommenheit meiner Magie gesehen hatte. Jetzt seid bitte so gütig, es mir zurückzugeben!« Der König sagte zu dem Zauberer: »Gut, dann zeig auch mir einmal die Vollkommenheit deiner Magie, dann gebe ich dir das Land zurück!« Darauf sagte der Zauberer zum König: »Kommt morgen früh mir all Euern Dienern und Gefolge zu dem und dem Brunnen; dort werde ich Euch die Vollkommenheit meiner Magie zeigen!« Der König akzeptierte das.

Am nächsten Morgen ganz früh versammelte der König seine Die-

ner und sein Gefolge und begab sich zu dem Brunnen. Dort saß schon der Zauberer. Als er den König kommen sah, was tat er? Er band im Handumdrehen an einer Bettstatt zwei drei Stricke an, stellte die Bettstatt in den Brunnen, und dann bestiegen er und der König das Bett und setzten sich hin. Zur gleichen Zeit sagte der Zauberer zu den Dienern: Wenn ich an den Stricken ziehe, dann müßt ihr mich herausziehen!«

Als das Bett herunterging und am Grunde des Brunnens anlangte, stieg der Zauberer herunter und, was tat er – er rezitierte ein paar Zaubersprüche im Brunnen, worauf sich dort eine Tür öffnete. Der Zauberer nahm den König mit sich und ging hindurch. Als die beiden eine ziemliche Entfernung zurückgelegt hatten, sahen sie dort eine Residenzstadt liegen. Da bekamen sie Hunger, worauf der Zauberer zum König sagte: »Ich ziehe dies Derwischgewand an und bleibe hier sitzen; hier hast du Geld, davon kauf in der Stadt ein paar Lebensmittel und komm wieder, aber bleib bitte nirgendwo stehen!« Der König nahm das Geld von dem Zauberer, gehorchte und ging auf die Stadt zu. Als er ein bißchen weiter gegangen war, sah er – Menschenskind! – einen Palast, an dessen Fenster eine Prinzessin stand, die gebadet hatte und dort gerade ihr Haar trocknete. Als er eine so schöne Frau sah, blieb er dort stehen und begann sie zu betrachten. So blickte und blickte er, bis schließlich die Sonne unterging. Dort drüben dachte der Zauberer: »Mein Lieber! So viel Zeit ist vergangen, und der König ist immer noch nicht zu sehen; ich will doch mal hingehen und sehen, was mit ihm los ist!« So stand der Zauberer auf und ging zur Stadt. Als er sich dem Palast näherte, sah er – verflixt noch mal! – da stand der König, die Augen starr auf das Fenster des Palastes gerichtet! Schließlich mit viel Bitten und Flehen brachte er den König von dort fort, setzte sich und begann Essen zu kochen. Als das Essen fertig war, aß der Zauberer, bis er satt war; der König aber aß nur ein, zwei Bissen und hatte dann genug. Der Zauberer redete ihm tüchtig zu, doch mehr zu essen, aber er saß da und weigerte sich

schlichtweg, zu essen. Als der Zauberer das sah, sagte er zu ihm: »Na gut, unter welcher Bedingung wirst du denn essen?« Der König sagte: »Wenn du mich mit jener Prinzessin zusammenbringst, dann werde ich essen.« Für den Zauberer war nun die Gelegenheit gekommen, dem König zu sagen: »Wenn du mir das Land wiedergibst, das du weggenommen hast, dann kann ich dich mit dieser Prinzessin zusammenbringen!« Als der König das hörte, zog er an Ort und Stelle Papier hervor, schrieb, siegelte es und gab es dem Zauberer. Der Zauberer nahm das Papier, steckte es in die Tasche, holte eine Flasche Augensalbe hervor und rezitierte etwas darüber, nahm ein bißchen von der Salbe und rieb sie dem König in die Augen. In dieser Salbe lag solch eine geheimnisvolle Eigenschaft, daß der König alles sehen konnte, aber niemand konnte ihn sehen. Als die Salbe aufgetragen war, ging der König geradewegs zu dem Palast und traf dort mit der Prinzessin zusammen; dann kam er wieder zurück. Auf diese Art ging er täglich in den Palast, traf sich mit der Prinzessin und kam dann zurück. Nach einiger Zeit wurde die Prinzessin schwanger. Als der Kaiser das hörte, kam er und befragte seine Tochter darüber. Die Prinzessin sagte: »Ich habe keine Ahnung, nur nachts ist immer regelmäßig irgend etwas gekommen, vereinigt sich mit mir und geht dann wieder weg, aber ich kann es nicht sehen!« Der Kaiser wurde äußerst beunruhigt über diese Geschichte. Er beriet sich mit seinem Wezir, der sofort die Astrologen rief, welche nach Befragung der Sterne dem Kaiser erklärten: »Lang lebe der Kaiser! Ein Mann hat Augensalbe in die Augen getan und kommt jede Nacht in den Palast. Er kann alles sehen, aber niemand kann ihn sehen. Jetzt muß man es so machen, daß an der Stelle des Palastes, wo die Prinzessin schläft, rohe Zwiebeln und feingemahlener Pfeffer hingelegt werden. Wenn dann diese Person kommt, dann werden durch den scharfen Geruch der Zwiebeln und des Pfeffers seine Augen zu tränen anfangen; damit wird die Augensalbe auch verschwinden, und der Dieb wird erkennbar werden.«

Dem Kaiser gefiel der Vorschlag, und er befahl sofort, solches zu tun. Nachts kam der König wie üblich mit Salbe in den Augen, um die Prinzessin zu treffen; da fingen seine Augen infolge des Geruchs von Zwiebeln und Pfeffer zu tränen an. Als die Tränen flössen, da floß auch die Zaubersalbe heraus, und der König wurde auf einmal sichtbar. Kaum war er sichtbar, da hatten die Soldaten des Kaisers ihn auch schon ergriffen. Sie banden ihn und setzten ihn fest, und dann gingen sie, um den Kaiser zu benachrichtigen. Als der Kaiser die Nachricht erhielt, freute er sich sehr und befahl den Soldaten: »Bindet ihm Hände und Füße und bringt ihn sofort vor mich!« Als die Soldaten diesen Befehl hörten, banden sie dem König Hände und Füße und gingen dorthin. Als sie auf halbem Wege waren, da erfuhr der Zauberer, daß der König ertappt worden war. Da kam er auch im Handumdrehen dorthin und rezitierte etwas über ein Halsband, legte das dem König um den Hals, und da wurde dieser ein Hund. Als die Soldaten und die anderen Leute das sahen, wunderten sie sich sehr, und gingen, all dies dem Kaiser zu berichten. »Heil sei dem Kaiser! Der Dieb ist unterwegs zu einem Hund geworden! Was soll man nun machen?« Der Kaiser befahl: »Bringt den Hund hinaus und schlagt ihn tot!« Was sollten die Soldaten tun – sie brachten den Hund aus der Stadt hinaus und schlugen ihn dort mit einem mächtigen Knüppel. Als der Knüppel den Hund traf, da wurden aus dem einen Hund zwei! Als die Soldaten das sahen, waren sie wieder höchst verwundert. Als sie diese zwei Hunde mit dem schweren Knüppel schlugen, was sollten sie da sehen? Aus den zwei Hunden wurden vier! Kurz, wie sie die Hunde mit dem Stock schlugen, so wurde jeweils aus einem Hund zwei neue Hunde. Als die Soldaten das sahen, gingen sie wieder zum Kaiser und informierten ihn über die ganze Angelegenheit. Als der Kaiser das hörte, sagte er gar nichts mehr. Es waren nun so viele Hunde geworden, daß sie den Leuten mit Gewalt das Brot aus der Hand rissen! Die Leute waren völlig hilflos und kamen schließlich, um sich beim Kaiser zu beklagen. Der Kaiser beriet sich mit dem Wezir, und der

rief wiederum alle Sterndeuter. Die Sterndeuter erklärten ihm: »Ein Derwisch, der an dem und dem Ort sitzt, der kann diese Hunde vernichten!«

Am nächsten Tag ließ der Kaiser den Zauberer-Derwisch rufen und erzählte ihm alles. Der Derwisch sagte zum Kaiser: »Heil sei dem Kaiser! Wenn du den obersten dieser Hunde deiner Tochter zur Ehe gibst, dann wird diese Hundeplage ganz von selbst aufhören.« Der Kaiser dachte: »Wie könnte ich meine Tochter mit einem Hund verheiraten!« Aber die Leute sagten zu ihm: »Lebe lang, Verehrungswürdiger! Du plagst uns wegen deiner aufgeblasenen Tochter – verheirate sie mit diesem Hund und rette unser Leben vor dieser Plage!« Endlich blieb dem Kaiser nichts anderes übrig; er ließ den Derwisch kommen und sagte Ja. Darauf sagte der Derwisch zu ihm: »Jetzt bring die Hunde her und stellt einen über die Hunde!« Die Leute taten das, und da wurde immer aus zwei Hunden einer, bis schließlich nur noch ein Hund übrigblieb, um dessen Hals das Halsband des Zauberers war. Der Kaiser verheiratete seine Tochter mit diesem Hund.

Als es Nacht wurde, da zog der Hund das Zauberhalsband von seinem Halse und wurde gleich zu einem schönen Prinzen. Als die Prinzessin das sah, fiel aller Kummer und Gram von ihr. Da die Prinzessin schwanger war und die Monate sich erfüllten, dachte sie: »Mein Vater hat mich mit einem Hund verheiratet und hat mich aus seinem Herzen verstoßen. Jetzt aber muß ich ihm diesen Anblick zeigen!« Was tat sie – sie und ihr Mann badeten und schmückten sich, zogen schöne Kleider an, setzten sich, schickten Leute zum Kaiser und sagten: »Bitte trifft Euch mit uns!« Als der Kaiser diese Kunde erhielt, dachte er: »Menschenskind, ich hatte die Prinzessin ja ganz aufgegeben, und die arme Prinzessin hat doch gar keine Schuld! Und ich war es, der sie mit einem Hund verheiratet hat!« So dachte er und bereute sehr, was er getan hatte. Sogleich erhob er sich, um sich mit seiner Tochter zu treffen. Kaum hatte er den Fuß in den Palast gesetzt, was sollte er da sehen – Gott der Erhabene! –:

ein wohlgeratener Prinz saß mit der Prinzessin auf dem Thron. Als der Kaiser das sah, wunderte er sich über die Maßen, woraufhin die Prinzessin ihm die ganze Sache erzählte. Als der Kaiser dies hörte, freute er sich sehr. Dann blieben sie beieinander, unterhielten sich und der Kaiser ging wieder zurück.

Einige Tage später wurde dem König ein Sohn geboren. Eines Tages wanderte der König ziellos umher und kam wieder an die Stelle, wo der Zauberer saß. Der Zauberer fragte ihn zunächst nach allen Neuigkeiten und schlug ihm dann vor, zurückzugehen. Der König sagte zu dem Zauberer: »Gut und schön, bleib sitzen, damit ich Frau und Kind hole, dann gehen wir alle zusammen!« Aber der Zauberer sagte zu ihm: »Geh jetzt sofort, denn es ist schon viel Zeit verflossen. Die anderen kannst du später holen – komm nur!« Der König machte viele Ausflüchte, aber der Zauberer zwang ihn, zum Brunnen zu gehen, öffnete die Tür, brachte den König auf die Bettstatt und setzte sich dann selbst darauf und zog an den Stricken. Die Männer, die oben saßen, zogen die Bettstatt sofort herauf. Als der König und der Zauberer herauskamen, fragten sie die Diener: »Wie spät ist es bei euch?« Die Diener antworteten: »Allerhöchstens ist nicht viel mehr als eine Stunde vergangen.« Als der König das hörte, wunderte er sich, aber der Zauberer fing an zu lachen.

Dann erklärte der Zauberer dem König: »Mögest du lange leben, Verehrungswürdiger! Eurem Befehl gemäß habe ich Euch meine allerbeste Magie gezeigt. Jetzt gebt mir mein Land zurück, wie es gerecht ist!« Der König sagte: Von was für Land redest du denn?« Als der Zauberer das hörte, zog er das Schreiben heraus und zeigte es dem König und den anderen Männern und erzählte ihnen die ganze Geschichte. So erklärte er es mir, dir, allen und dem König und stellte ihn zufrieden, und der gab das Land dem Zauberer zurück, der wie früher glücklich auf seinen Ländereien saß.

## 22. Sedyan Fee



in König hatte einen Sohn, der ganz versessen auf die Jagd war. Wenn man ihn sehen wollte, da war er mit Freunden und Gefährten auf die Jagd gegangen. Eines Tages, als er jagte, fiel sein Blick auf eine Gazelle mit goldenem Gehörn. Kurz, er piff seinen Kameraden und trieb sein Pferd hinter der Gazelle her. Die Gazelle lief vor dem Pferd her, ging in einen Teich und verschwand darin. Der Königssohn suchte und suchte sie sehr, aber sie kam überhaupt nicht mehr zurück. Plötzlich kam ein leiser Ton in sein Ohr: »Das ist der Teich von Sedyan Fee, und diese Gazelle war Sedyan Fee. Sie pflegt einmal im Jahr zu kommen – also komm doch nach einem Jahr wieder!« Was tat er – er ließ um den ganzen Teich eine eiserne Umzäunung machen, ließ einen winzigen Durchgang darin und wartete immerfort darauf, daß das Jahr vergehen sollte.

Im nächsten Jahr, was tat der Königssohn – er ließ einen eisernen Kasten machen, darin band er sich fest und versteckte sich am Teich. Nachdem einige Tage vergangen waren, kam Sedyan Fee mit ihren Gefährtinnen und ließ sich auf dem Teich nieder. Lachend und spielend legten sie die Kleider ab, und dann fingen alle an, auf Schaukeln zu schwingen. Als der Königssohn das sah, kam er aus dem Kasten heraus, raffte und schaffte die Kleider von allen zusammen, legte sie in den Kasten und setzte sich obendrauf. Die Feen spielten und scherzten, badeten und schwammen, und als sie endlich herauskamen, da sahen sie – ja, da waren ihre Kleider nicht mehr da! Sie schauten sich überall um, aber die Kleider konnten sie nicht finden! Plötzlich fiel der Blick einer Fee auf den Königssohn. Da wurden sie alle zornig und fingen an, ihm Angst zu machen, denn die Feen waren ganz sicher, daß jenes Menschenkind diese Kleider fortgenommen hatte. Was immer für Tricks sie versuchten

– den Königssohn rührte das überhaupt nicht. Eine Fee sagte zu ihm: »Wir sind Feen, hast du denn gar keine Angst?« Der Königssohn antwortete: »Wenn ich Angst hätte, wäre ich nicht hierher gekommen.« Als Sedyan Fee sah, daß der Königssohn das Herz eines Löwen hatte, sagte sie zu ihm: »Gut, was möchtest du denn haben?« Der Königssohn antwortete: »Sedyan Fee!« Sie sagte: »Ich bin bereit, aber gib den anderen ihre Kleider und laß sie gehen!« Der Königssohn zog sofort die Kleider der anderen hervor und gab sie ihnen; und er nahm Sedyan Fee mit sich, ließ sie in seinem Palast wohnen, verwahrte ihre Kleider bei sich und gab ihr andere Kleider zum Anziehen.

Sedyan Fee hatte er nun in den Palast gebracht – aber sie redete nicht und sagte nichts und lag den ganzen Tag wie krank in einer Ecke. Wenn der Königssohn ihr nahekam, dann fiel sie ganz starr hin. Auf diese Weise verstrich ein ganzes Jahr für die beiden. Eines Tages sagte Sedyan Fee zu dem Prinzen: »Geh du heute und jage Gazellen, und komm dann, daß wir zusammen essen!« Der Blinde wünscht von Gott ein Auge, der Lahme wünscht ein Bein! Als der Königssohn ihr Einverständnis hatte, bestieg er sein Pferd und ritt fort, um Gazellen zu jagen. Danach sagte Sedyan Fee zu ihrer Dienerin: »Gib mir meine früheren Kleider, damit ich sie anziehe, und mach Tür und Tor fest zu!« Die Dienerin machte viele Ausflüchte, aber die Fee bedrohte und schreckte sie; da holte sie die Kleider, und über den Kopf des Wächters flog sie durch den Windfang-Kamin hinweg. Beim Weggehen sagte sie der Dienerin: »Sag dem Königssohn bitte, daß ich zwölf Monate seinen Weg beobachten werde; wenn er kommt, schön; wenn nicht, werde ich einen anderen heiraten.« Als der Königssohn zurückkam, da sah er, daß im Palast alles öd und leer war. Er fragte die Dienerin aus, und die sagte ihm offen die ganze Geschichte. Als der Königssohn das hörte, ging er sofort zu seinem Vater, erzählte ihm die ganze Angelegenheit und bat ihn um Hilfe. Der gab ihm sofort Boote und eine Fregatte, Rubinzucker, Gold und Silbergeld, gab ihm Urlaub, und

jene Boote lichteten die Anker und setzten sich dann in Bewegung. Sie fuhren und fuhren, und als seine Fregatte schließlich die Grenze des Landes der Geister und Dämonen erreichte, da brachen diese alle seine Boote und die Fregatte in kleine Stücke. Dem Königssohn fiel eine Planke in die Hand, mit deren Hilfe rettete er sich schwankend und wankend ans Ufer. Schließlich, nur mit einem Strick und einem Pfeil und Bogen, machte er sich auf den Weg.

Unterwegs sah er eine Stätte, wo ein Ziegenhirt war, der mit etwa hundert Zicklein in einen Schurz gebunden herum lief. Als der Königssohn ihm näher kam, da schnappte er ihn und steckte ihn auch in diesen Schurz. Den ganzen Tag war er in diesem Schurz festgehalten; als die Sonne unterging, nahm er ihn mit den Zicklein heraus und warf ihn in sein Haus. Da sah er eine Menge Männer völlig regungslos, bewegungslos schweigend dort angebunden stehen, und vor jedem stand ein großer Milchtopf. Er kam ihnen nun näher und fragte: »Brüder, sagt mir doch, geht alles gut bei euch?« Sie sagten: »Ja, alles gute Nachrichten – das da ist ein Menschenfresser, der frißt jeden Tag einen Mann. Am Abend, wenn ihm ein dicker fetter Mann zu Gesicht kommt, dann steckt er ihn auf den Spieß, füllt den Milchtopf, stellt alles aufs Feuer und geht schlafen. Um Mitternacht, wenn der Mann schön gar ist, dann kommt er und frißt ihn. Und in diesen Gefäßen gibt er uns immer Milch.« Als der Königssohn das hörte, legte er den Strick um seinen Nacken und setzte sich zu den Kameraden in die Reihe. Jetzt goß der Hirt jedem etwas Milch und Yoghurt in das Gefäß. Er tat auch etwas in das Gefäß des Königssohnes. Der Königssohn hatte keine Hoffnung mehr, am Leben zu bleiben, und nahm das Gefäß mit der Milch. In diesem Augenblick erfuhr Sedyan Fee, daß der Königssohn vergiftete Milch trinke. Da wurde sie sofort zu einem Wirbelwind, packte die Milch, warf sie um und flog wieder weg. Der Prinz hielt das für eine günstige Fügung des Schicksals, nahm den Strick vom Halse, setzte sich an die Seite und begann zu überlegen, wie er sich denn wohl davonstehlen könnte. Aber dann kam ihm

der Gedanke, daß es unmännlich wäre, so viele Männer hier in diesem Zustand zu lassen und wegzulaufen. Da faßte er den festen Entschluß, all diesen Männern das Leben zu retten und erst dann weiter zu ziehen, und setzte sich zwischen die Ziegenherde. Nun untersuchte der Ziegenhirt die Männer, nahm einen von ihnen, schlug ihn auf einem Stein, daß ihm das Gehirn herausfiel, und steckte ihn dann an den Spieß und ließ ihn über dem Feuer rösten. Der Mann briet langsam und die Milch brodelte, während dieser Menschenfresser schön schlief. Was tat der Königssohn da – als der Mann am Spieß gargebraten war, nahm er ihn und legte die Spieße ins Feuer. Während sie warm wurden, begrub er diesen Kameraden. Als er mit dieser Arbeit fertig war, nahm er die Spieße heraus, die inzwischen heiß und glühend geworden waren, und ganz vorsichtig stieß er sie dem Menschenfresser in die Augen. Gut – dann schrie der Menschenfresser – Schrei über Schrei – und tappte umher. Hierhin und dorthin griff er immer wieder; aber er konnte ja nicht sehen, was er machte, und so setzte er sich endlich ganz erschöpft hin. Als es Morgen wurde, öffnete er das Tor des großen Raumes, nahm eine Ziege nach der anderen in die Hand und ließ sie nach draußen. Als der Königssohn das sah, mischte er sich darunter. Einer der Kameraden gab ihm den Rat: »Töte jenes große Zicklein und binde dir seine Hörner an den Kopf, stoße ein paar mal, so kommst du aus diesem Gefängnis heraus!« Der Königssohn hieb sogleich mit dem Schwert auf ein Zicklein ein, tötete es und band sich seine Hörner an den Kopf. Als er zum Hirten kam, stieß er ihn ein paar mal. Der Menschenfresser-Hirt sagte zu ihm: »Freund Zicklein, heute sitzen wir ohne Licht, mach keinen Unsinn!« Der Königssohn, so zum Zicklein geworden, kam heraus. Draußen war ein großer Graben. Der Königssohn setzte sich auf die andere Seite des Grabens und rief zu dem Hirten: »*Ich* sitze jetzt hier!« Als der Hirt das hörte, regte er sich schrecklich auf, rannte ganz schnell, um ihn zu packen, und fiel in den Graben. Der Prinz nahm große Steine, schliff sie ganz scharf und warf und warf

sie pausenlos auf ihn, bis er tot war. Nun hatte er noch die Aufgabe, diese Männer zu befreien, Er ging zu ihnen, beriet sich mit ihnen und fragte sie: »Jetzt sagt mir, wie werdet ihr wieder munter und beweglich?« Die antworteten: »Gib uns in den Milchtöpfen Ziegen und Schafe zu essen!« Das tat er, und da ging es allen wieder gut. Alle erkannten seine Güte und Großmut an. Der Königssohn gab ihnen ihrem Anteil entsprechend Ziegen, und jeder ging zu seinem Dorf, während er auf Suche nach Sedyan Fee weiter zog. Er ging und ging, und was sollte er sehen – da waren sieben Häuser, in denen keine Menschenseele war. Schließlich stand da eine Ziege, so wie die Ziegen jenes Hirten, und drei Häuser standen offen und vier waren geschlossen. Er ging in ein offenes Haus und setzte sich hin. In diesem Augenblick sah er drei Hexen herbeikommen, und kaum daß sie da waren, töteten sie diese Ziege, bereiteten sie zu, aßen sie auf, sammelten die Knochen, und dann sagte die eine ›Tarr‹, die zweite ›Bbatarr‹ und die dritte ›Tappu‹ (d.h. ›Spring!‹). Aber die Ziege machte keinen Sprung. Diese Ziege hatte ihnen nämlich jener Ziegenhirt gegeben und gesagt: »Wenn ihr dies sagt und sie nicht aufspringt, dann wisset, daß ich gestorben bin, und dann müßt ihr zu Hilfe kommen!« Die Hexen berieten sich: »Jetzt ist also die Ziege nicht aufgesprungen, also ist der Hirt tot. Nun müssen wir also zu Hilfe kommen.« Da sagte eine der Hexen: »Hier schnuppere ich Menschengeruch!« Die anderen sagten: »Du bist doch nicht verrückt geworden – wo sollte denn hier ein Mensch herkommen?« Sie berieten sich alle, bestiegen ihre Hyänen und verschwanden. Der Königssohn rief hinter ihnen her: Wo geht ihr denn hin? Derjenige, der den Ziegenhirten erschlagen hat, bin ich!« Als sie das hörten, kehrten sie alle um, um ihn zu fressen. Aber in diesem Moment erfuhr Sedyan Fee, daß sie dem Königssohn das Leben nehmen wollten. Sie rief ihre Gespielinnen: »Schwestern, kommt mir zu Hilfe!« Da brachte die eine Wind, die anderen ließen Regen fallen, und von Wind und Regen wurden jene Hyänen weggeschwemmt, und der Königssohn konnte sich retten.

Sedyan Fee sah, daß der Königssohn nun müde war. Da sagte sie zu ihrem Vater: »Verehrter Vater, mein Mann ist jetzt gekommen, um mich zu suchen. Schick ihm doch ein Pferd und laß ihn zu dir kommen!« Der König gab den Dschinnen Befehl, ein Pferd mit goldenem Sattel aufzuzäumen und den Königssohn zu ihm zu bringen, und er hieß ihn ganz groß willkommen. Nach ein, zwei Tagen wurde die Hochzeit der beiden mit großem Pomp gefeiert, und nach ein paar Jahren wurde ihnen ein Sohn geboren.

Ein Jahr danach sagte Sedyan Fee zu dem Königssohn: »Heute will ich einen Ausflug machen. Aber denke bitte daran, daß du nicht in das gegenüberliegende Zimmer gehst!« Sprach's und flog davon. Da kam ein altes Weib und sagte zu dem Königssohn: »Junger Mann, die Schwester von Sedyan Fee ist so schön – wenn du sie sähest, da würdest du Sedyan Fee vergessen. Die ist in dem gegenüberliegenden Zimmer eingeschlossen!« Als er das hörte, begehrte er sie zu sehen, nahm einen Stock und ging in das Zimmer. In Wirklichkeit aber war in diesem Zimmer ein großer Dämon eingeschlossen, der in Sedyan Fee verliebt war. Aber sie hatte ihn mit List gefangen und in dem Zimmer eingeschlossen. Als der Königssohn in das Zimmer kam, sah er einen Papagei. Er ließ diesen Papagei heraus, der sich im nächsten Augenblick in einen großen Dämon verwandelte und sagte: »O Mensch! Du hast eine Fee geheiratet!« Sprach's, ergriff ihn und seinen Sohn und flog zum Himmel auf. Sedyan Fee war zu dieser Zeit gerade bei ihrem Ausflug und flog mit ihren zwölf Gespielinnen umher, als ihr Blick plötzlich auf den Dämon, ihren Mann und ihren Sohn fiel. Sie schrie auf und sagte: Was für ein Unrecht! Schwestern, helft mir! Befreit mein Kind und meinen Mann!« Da kamen alle ihre Freundinnen herunter, und als Sedyan Fee zu dem Dämon kam, da wurde er mit den Wunderknüppel verprügelt. Welches Glied er regte, das brachen sie ihm.

Das Kind und der Königssohn wurden nun dem Dämon aus der Hand gerissen, und andere Feen ergriffen ihn. Schließlich wurde

der Dämon wieder in einen Papagei verzaubert, und Sedyan sperrte ihn wieder in demselben Zimmer ein. Als sie damit fertig war, kam sie zu dem Königssohn. Der erzählte ihr alles. Sedyan Fee ließ das alte Weib lebendig in eine Eselshaut einnähen und im Fluß ertränken.

Nachdem einige Zeit vorüber war, befahl den Prinzen Heimweh. Er besprach alles mit Sedyan Fee, die zu ihm sagte: »Gut, erbitte Erlaubnis vom Vater, dann gehen wir.« Er bat Sedyan Fees Vater um Urlaub, und als sie gehen wollte, gab er ihnen ein fliegendes Bett, einen Wunderknüppel und ein Zaubertischtuch mit, füllte die Boote und die Fregatte der Geister und ließ sie abfahren. Der Königssohn, Sedyan Fee und das Kind reisten auf dem fliegenden Bett ab, und die Wichtelmänner machten die Fregatte mit dem Mobiliar flott und kamen hinter ihnen her.

Nun endlich kam der Königssohn mit Frau und Kind eines Tages in seiner Heimat an. Aber dort war allerlei passiert. Nachdem er fortgegangen war – was war geschehen? Ein Wezir hatte seinen Vater vom Thron gejagt und sich selbst zum König gemacht, und hatte den richtigen König gefangengesetzt. Als der Königssohn ankam, versammelten sich die guten Menschen des Landes, und er machte einen von ihnen zum Unparteiischen, der die Sache entscheiden sollte. Was tat der Wezir? Er gab diesem Vertrauensmann ein paar tausend Goldstücke und gewann ihn so für sich. Nun kamen auch die Wichtelmänner mit Booten und der Fregatte an. Als sie diese Lage sahen, bereiteten sie sich vor, Krieg zu führen. Der Königssohn sagte, sie sollten geduldig warten, da ein Vertrauensmann für die Entscheidung bestellt sei. Trotzdem gab der Königssohn auch dem Wunderknüppel Befehl: Wenn der Unparteiische eine falsche Entscheidung trifft, dann verprügele ihn!« Endlich versammelten sich alle, um die Entscheidung zu hören. Der Unparteiische entschied: »Die Herrschaft gehört dem Wezir!« Daß er diese Entscheidung traf und Prügel auf ihn regneten, war eines! Dann rannten alle weg, und es gab keine Entscheidung.

Schließlich kam es soweit, daß König der sein sollte, der im Kampf siegen würde. Zur Nacht kamen die Wichtelmänner und legten an die Stelle der Schwerter der Feinde Stroh und Hirse, und an die Stelle der Schilde Topfdeckel. Als die Wichtelmänner am Morgen angriffen, befahl der Wezir, einen Gegenangriff zu machen, aber als er keine einzige Waffe sah, versteckte er sich und verschwand. Dann suchte der Königssohn nach seinem Vater, setzte ihn wieder auf den Thron, und er selbst lebte in einem schönen Wohnhaus an jenem Teich zusammen mit Sedyan Fee in Ruhe und Freude.



### 23. Weiß-Rose-Fee



Einmal kehrten der Königssohn eines Landes und der Sohn des Wezirs von der Jagd zurück und gingen an dem Wohnhaus eines Ölpressers vorüber. Plötzlich fiel der Blick des Königssohnes auf das obere Fenster, und als er das Gesicht der Tochter des Ölpressers sah, begann sich ihm der Verstand zu drehen. Der Sohn des Wezirs war gescheit und begriff die Sache in einem Augenblick; er sagte zum Königssohn: »Prinz, was ist das schon für eine große Sache? Schick noch heute Männer, damit sie die Hand der Ölpresserstochter für dich erbitten!«

Der Königssohn kam nach Hause, wandelte unruhig umher, und die Sache kam dem König zu Ohren. Er ließ sofort von dem Ölpresser die Hand seiner Tochter erbitten. Der sagte: »Ich will meine Tochter fragen und dann Antwort geben.« Als der Ölpresser

seine Tochter in dieser Sache befragte, sagte sie: »Ich bin bereit, den Königssohn zu heiraten, aber ich habe ein paar Bedingungen, die er annehmen muß. Meine erste Bedingung ist, daß der Prinz zu der Zeit, wenn der Ehevertrag gelesen wird, niemand anderen als den Kadi, die Zeugen und seinen Freund, den Wezirssohn, mitbringt. Zweitens, daß es keine Hochzeitsvergnügungen gibt. Drittens, daß ich nicht aus meinem Obergemach herunterzukommen brauche, und viertens, daß wenn der Prinz hierher kommt, er so kommen und gehen soll, wie ich es ihm sage!« Der Königssohn akzeptierte alle diese Bedingungen. Schließlich heirateten der Königssohn und die Ölpresserstochter.

Am Morgen des anderen Tages kamen der Königssohn und der Wezirssohn zu dem Hause des Ölpressers. Die Dienerin ließ für sie draußen auf dem Wege eine Bettstatt aus dem Wohnhaus hinstellen, auf die sich die beiden setzten. Dort saßen und saßen sie und es wurde Abend, aber weder kam die Ölpresserstochter heraus noch schickte sie ihnen auch nur einen Bissen Essen. Der Wezirssohn, der sich schon vorher über den Hochmut und die Unverschämtheit der Ölpresserstochter geärgert hatte – und nun noch dazu mit dem Hunger einen ganzen Tages! – machte jetzt großen Krach. Der arme Königssohn trug seinen Kummer geduldig und ging schweigend zu seinem Palast zurück, aber der Wezirssohn fing im innersten Herzen zu überlegen an: ›Was ist das bloß für eine Gemeinheit!‹ Nach vielem Nachdenken und Grübeln beschloß er endlich, auf irgendeine Art die Ölpresserstochter zu sehen und dieser Angelegenheit ein Ende zu machen.

Zur Nacht, als langsam alles still geworden war, ging der Wezirssohn und kam zu dem Haus des Ölpressers. Er hat einen dressierten Alligator bei sich, um dessen Mitte band er einen Strick und warf ihn oben an die Mauer des Obergemaches herauf. Als der Alligator seine Klauen fest in der Mauer verankert hatte, da kletterte er mittels des Strickes nach oben. Dann setzte er den Alligator nach draußen, stieg an dem Ort ab und setzte sich versteckt in eine

Ecke. Der Wezirsohn sah, daß die Ölpresserstochter auf einer Bettstatt mit Vorhängen saß und zu ihrer Dienerin sagte: »Mädchen, warum hat sich der verdammte Ein-Aug heute nur verspätet?« Die Dienerin antwortete: »Herrin, gleich wird er kommen!« Kaum war ein Augenblick vergangen, als ein einäugiger Dämon hereinstürmte und sich im Obergemach niederließ. Die Ölpresserstochter redete ärgerlich ganz viel auf den Dämon ein und fragte ihn, warum er so spät gekommen sei. Der Dämon sagte: »Unser Fürst, Dämon Gartenwind, hat heute Weiß-Rose-Fee tanzen lassen, und wir waren alle dabei. Aus lauter Vergnügen hat der Fürst uns einen Apfelgarten geschenkt. Ich habe diesen schönen Anteil erhalten, den ich mitgebracht habe; sie liegen jetzt hier in der Ecke.« Als die Ölpresserstochter das hörte, verzieh sie ihm. Nachdem der Dämon ihr eine Zeitlang Gesellschaft geleistet hatte, ging er wieder fort. Daß der Dämon da war und der Wezirsohn die Äpfel sah, war eins – er wählte alle ganz schönen Äpfel aus und band sie in ein Bündel. Dann ließ er sich am Strick wieder herab und kam nach Hause. Am nächsten Morgen nahm der Wezirsohn zwei von den schönen Äpfeln, nahm den Königssohn mit sich und ging mit ihm zum Hause des Ölpressers. Unterwegs belehrte er den Königssohn: Wenn wir dort sitzen und ein paar Stunden vorbei sind, dann sage bitte zu mir: ›Du elender Wezirsohn, ich bin so hungrig – gib mir was zu essen!‹ Ich werde dir antworten: ›Es ist überhaupt nichts da, nur gerade ein trockenes Stückchen Gerstenbrot. Wenn du befehlst, so werde ich es dir vorlegen.‹ Sag du bitte: ›Gib mir das nur her!‹« Sie kamen zum Hause des Ölpressers, und die beiden saßen wieder auf der gleichen Bettstatt. Kaum war eine Stunde vergangen, da schrie der Königssohn: »Elender Wezirsohn, ich habe Hunger! Gib mir etwas zu essen!« Der Wezirsohn antwortete: »Verehrungswürdiger, ich habe aber gar nichts als nur gerade ein Stückchen trockenes Gerstenbrot! Befiehl, dann gebe ich es dir!« Der Königssohn sagte: »Gib das nur her!« Die Ölpresserstochter hörte all das, während sie oben saß, und sagte darauf zu ihrer Dienerin:

»Sieh mal zu, was der Königssohn isst!« Dort zerschnitt der Wezirssohn gerade einen von den schönen Äpfeln und gab ihn dem Königssohn. Als die Dienerin das gesehen hatte, ging sie und erzählte es ihrer Herrin. Als die Ölpressestochter das hörte, fielen ihr die Äpfel ein, die Dämon Ein-Aug gebracht hatte. Sie sagte zu der Dienerin: »Geh, bring doch die Äpfel von dieser Nacht, die wir da haben!« Die Dienerin brachte die Äpfel, die alle unreif und grün waren. Die Ölpressestochter fragte die Dienerin: »Hat der Königssohn auch solche?« – »Nein, meine Herrin«, antwortete die Dienerin, »die Äpfel, die er hat, sind so wie wir sie noch nie gesehen haben!« Als die Ölpressestochter das hörte, befahl sie der Dienerin: »Geh und bring solch einen Apfel von dem Königssohn!« Die Dienerin ging und bat den Königssohn um einen Apfel für die Ölpressestochter. Der Wezirssohn sagte: »Steh auf, Prinz, geh! Es wäre besser, die Äpfel den Hunden zu geben als solch einem elenden Weibsstück!« Sprach's und nahm den Königssohn mit sich fort.

Als die Dienerin ihrer Herrin die Worte des Wezirssohnes berichtete, entflamte sie in Zorn, aber, ihren Kummer herunterschlukend, sagte sie zu der Dienerin: »Geh, frag sie, woher sie diese Äpfel haben!« Die Dienerin rannte und rannte, bis sie sie einholte und nach den Äpfeln fragte. Der Wezirssohn sagte: »Letzte Nacht hatte Gartenwind, der Fürst der Dämonen, Weiß-Rose-Fee tanzen lassen und ihr aus Freude einen Apfelgarten geschenkt. Diese Fee ist eine Freundin des Königssohnes, und da hat sie ihm die Äpfel zukommen lassen!« Als die Dienerin das der Ölpressestochter erzählte, wunderte die sich sehr und beschloß: »Wenn diese Nacht der verdammte Dämon Ein-Aug wiederkommt, dann werde ich ihn schon richtig ausfragen!«

Als es Nacht wurde, tat der Wezirssohn wiederum genau dasselbe und machte es sich im Obergemach der Ölpressestochter in derselben Ecke wie letzte Nacht bequem. Nachdem eine Weile vergangen war, kam Dämon Ein-Aug auch pünktlich herein. Kaum sah

die Ölpressestochter den Dämon, da wurde sie von Kopf bis Fuß zu Zornesfeuer und befahl der Dienerin sofort, einen Strick zu bringen. Als die Dienerin den Strick brachte, ergriff sie gleich die Ohren von Dämon Ein-Aug, kniff und drehte sie, woraufhin der Dämon ein großes Wehgeschrei anhub. Die Ölpressestochter sagte zu ihm: »Du Elender, du bringst für mich unreife Äpfel ohne Geschmack, und deine Dame, Weiß-Rose-Fee, wählt für meinen Mann die schönsten Äpfel aus und gibst sie ihm!« Dämon Ein-Aug sagte: »Um Gotteswillen, versündige dich nicht! Wo ist dein Mann und wo ist Weiß-Rose-Fee? Wenn dein Mann Weiß-Rose-Fee sähe, dann würde er für eine Woche nicht mehr zu Sinnen kommen! Wie sollte *der* Äpfel aus ihrer Hand essen!« Die Ölpressestochter sagte: »Aber ich habe selbst solche Äpfel bei ihm gesehen!« Als Dämon Ein-Aug das hörte, wunderte er sich sehr. Schließlich sagte er: »Also gut, jetzt mach es so – in acht Tagen hat Weiß-Rose-Fee wieder eine Tanzparty. Laß du dir einen eisernen Käfig machen, dann bringe ich dich darin dorthin, und dann sieh einmal heimlich mit eigenen Augen Weiß-Rose-Fee!« Als der Dämon das sagte, freute sie sich fast zu Tode. Am Morgen begann die Ölpressestochter damit, einen eisernen Käfig anfertigen zu lassen, und der Wezirssohn erzählte alles, was in der Nacht vorgefallen war, dem Königssohn.

In der Nacht, da Weiß-Rose-Fee ihren Tanz hatte, kamen auch der Königssohn und der Wezirssohn mit Hilfe des Alligators hinauf ins Obergemach, näherten sich diesem Käfig und setzten sich versteckt in eine Ecke des Käfigs. Eine Weile danach kam Dämon Ein-Aug an, setzte eilends die Ölpressestochter und ihre Dienerin in den Käfig, flog los und ließ den Korb in einer Ecke jenes Gartens herunter, in dem Weiß-Rose-Fee's Tanz stattfinden sollte. Noch war keine Stunde verstrichen, als der Tanz begann. Dämon Gartenwind saß auf seinem Thron, und Weiß-Rose-Fee tanzte vor ihm. Die Ölpressestochter und ihre Dienerin saßen und betrachteten dieses Schauspiel, aber der Wezirssohn ging bis nahe an den Tabla-

Spieler heran, der vor Müdigkeit den Takt nicht mehr richtig halten konnte. Der Wezirsson sagte zu dem Tablaspieler: »Onkel, läßt du mich einmal dran?« Der Tablaspieler, der darauf schon gewartet hatte, gab ihm sofort seine Tabla. Der Wezirsson spielte die Tabla so wunderbar, daß Weiß-Rose-Fee ganz berauscht wurde. Auch Gartenwind wurde höchst vergnügt, nahm zu Ehren von Weiß-Rose-Fee ein Taschentuch und warf es dem Tablaspieler zu. Der Wezirsson gab dem Tablaspieler einen Stoß, weckte ihn und gab ihm die Tabla zurück, dann versteckte er sich zusammen mit dem Königssohn wieder in dem Käfig.

Müde des Trommlers Hände; so ging der Tanz zu Ende. Die Party war vorbei, und Gartenwind schenkte den Dämonen und Feen aus guter Laune einen Granatapfelgarten. Dämon Ein-Aug nahm den Käfig, setzte ihn in der Wohnung des Ölpressers ab und kehrte dann zurück. Die Ölpressestochter und ihre Dienerin schliefen ein, und der Königssohn und der Wezirsson gingen mittels des Alligators wieder nach Hause.

Als Gartenwind seinen Rausch überwunden hatte, fiel ihm sein Taschentuch ein. Er ließ Weiß-Rose-Fee rufen und befragte sie nach diesem Taschentuch; die aber zeigte sich völlig ahnungslos. Der Tablaspieler sagte auch: »Gott, wer war das doch, der die Tabla gespielt hat – ich habe ja geschlafen!« Schließlich wurde Gartenwind zornig und ordnete an: Wenn alle Dämonen und Feen mir mein Taschentuch nicht wiederbringen, dann werde ich sie alle einsperren lassen!« Als sie diesen Befehl hörten, wurden sie alle sehr bekümmert. Und dann fingen sie sofort an, das Taschentuch zu suchen.

Dort aber – was hatte der Wezirsson gemacht? Oben auf sein Wohngemach hatte er ein Bett gestellt, jenes Taschentuch darauf ausgebreitet, sein Schwert entblößt, und da begann er Wache zu stehen. Weiß-Rose-Fee forschte und suchte und suchte nach dem Taschentuch, und als sie über das Wohngemach des Wezirssonnes flog und das Taschentuch da sah, kam sie herunter. Sie sagte zu

dem Wezirsohn: Was bist du für einer – ich würde dich am liebsten zu Kleinholz machen! Unser Leben ist so schwierig geworden, und du hast da das Taschentuch versteckt!« Der Wezirsohn sagte mutig: »Schön und gut, was ist denn an diesem Taschentuch dran, daß du so durcheinander bist?« Weiß-Rose-Fee sagte: »Weißt du denn nicht, daß dies das kostbare Taschentuch von Dämon Gartenwind ist? Er ist bereit, um dieses Taschentuches willen alle Dämonen und Feen einzusperren!« Der Wezirsohn sagte lachend: »Ach! Wegen so eines schäbigen Taschentuches seid ihr alle so geplagt! Aber bei meinem König gibt es Puppen, die solche Kleider haben, ja selbst seine Sweeper pflegen solche Kleider anzuziehen. Dein Gartenwind scheint aber ein alter Geizkragen zu sein!« Als die Fee das hörte, wunderte sie sich sehr und sagte zu dem Wezirsohn: »Zeig mir doch mal diese Puppen!« Der Wezirsohn sagte: »Gib mir zwölf Monate Zeit, dann werde ich dir das Spiel dieser Puppen vorführen. Du geh nun schön wieder zu deinem Gartenwind!« Weiß-Rose-Fee sagte: »Gut, aber wenn du nach zwölf Monaten mir nicht dieses Schauspiel zeigst, dann werde ich diese Stadt untergehen lassen!« Der Wezirsohn gab ihr das Versprechen, und die Fee ging davon.

Der Wezirsohn erzählte dem Königssohn die ganze Geschichte und sagte: »Jetzt ist es dir übertragen, das Taschentuch zu hüten. Wenn ich die Zweiundfünfzig Puppen heil und gesund in die Hand bekomme, fein – sonst steht der Stadt nichts Gutes bevor!« Als der Königssohn das hörte, wurde er sehr betrübt, aber jetzt war nichts weiter zu machen.

Der Wezirsohn füllte seine Satteltaschen und ging fort. Nach etlichen Monaten ununterbrochener Reise kam er eines Tages unter einen Baum. Er dachte an die Heimat; da flossen ihm Tränen herab. Ein Papagei fragte ihn nach dem Grund seines Weinens. Er erzählte diesem Papagei alle seine heimlichen Angelegenheiten. Der Papagei sagte zu ihm: »Ich weiß nicht sehr viel, aber so viel weiß ich, daß ein Papagei aus unserem Stamme diese Schau abzuhalten pflegte.«

Als der Wezirssohn das sah und hörte, freute er sich sehr, und wo immer er einen Papageien sah, da setzte er sich hin und weinte. Aber viele Tage lang fragte ihn nicht ein Papagei. Eines Tages ging er in den Wald, als zwei Dämonen kamen, ihre Flügel ausbreiteten und ihn geradewegs zu ihrem Fürsten brachten. Der Wezirssohn begriff, daß sein Leben nun zu Ende war; doch er setzte große Hoffnung auf Gott. Der Fürst der Dämonen befahl, daß sie ihn in den Palast der Prinzessin bringen und die Tür schließen sollten. Als der Wezirssohn dorthin kam, sah er, daß da eine Prinzessin war, ganz ausgetrocknet, nur ihr Leib war dick. Der Dämonenfürst hatte seinen Dämonen gesagt: »Wenn er morgen früh gerettet ist, fein; andernfalls freßt ihr seine Leiche.« Der Wezirssohn war klug; er verstand, daß der Tod ihm vielleicht von jener Ausgetrockneten zuteil werden sollte. Da zog er das Schwert aus der Scheide und blieb eine Weile stehen. Es war noch nicht viel Zeit vergangen, als sich der Leib der Prinzessin zu öffnen begann.

Aus dem Munde der Prinzessin kam eine Schlange heraus und stieß auf den Wezirssohn zu. Der aber stand in Achtung-Stellung und sprang zu, und schlug sie so mit dem Schwert, daß der Kopf der Schlange herunterfiel. Er nahm die Schlange, warf sie in eine Ecke, legte sich auf die Bettstatt und schlief. Als es Morgen wurde, da kamen die Dämonen, öffneten die Tür, und als sie den Wezirssohn gesund sahen, da gingen sie, um es ihrem Fürsten zu berichten. Der Fürst der Dämonen dachte, der Wezirssohn sei ein Arzt, ehrte ihn sehr und befragte ihn lange über die Gesundheit seiner Tochter. Der Wezirssohn sagte zu dem Fürsten der Dämonen: »Gebt mir Essen und Trinken und andere Dinge für 15 Tage und öffnet die Tür des Palastes der Prinzessin nicht.« Der Dämonenfürst verfuhr sofort so, wie er gesagt hatte.

Die Schwäche der Tochter des Dämons hörte nun auf. Sie konnte schon ganz schön herumlaufen. Der Wezirssohn nannte die Dämonentochter seine Schwester. Als die Dämonentochter ihn nach seinem Leben fragte, da erzählte er ihr alles. Die Dämonentochter

sagte zu ihm: »So ein Papagei ist hier, aber den hat mein Vater gefangen gesetzt. Weder darf der Papagei das 52-Puppen-Spiel auführen, noch läßt mein Vater ihn frei. Du hast mich geheilt; mein Vater muß dir unbedingt eine Belohnung geben. Dann wünsche dir nichts anderes, sondern nur diesen Papagei. Wenn du Glück hast, bekommst du den Papagei, und wenn das Schicksal dir ungünstig ist, dann läßt Papa dir den Hals umdrehen.« Als 15 Tage vergangen waren, da kam der Dämonenfürst und öffnete die Tür. Als er seine Tochter in bester Verfassung und vergnügt sah, da freute er sich auch außerordentlich und veranstaltete aus Freude ein großes Fest. Der Fürst sagte zu dem Wezirssohn: Wünsche, was immer du willst!« Der Wezirssohn sprach zu ihm: »Geehrter Herr, ich brauche jenen Papagei, der bei euch gefangen ist!« Als der Fürst das hörte, wurde er zornig und sagte ihm ärgerlich: »Geh davon ab, sonst werden wir dir den Hals umdrehen!« Der Wezirssohn nahm seinen Mut zusammen und sagte: »Geehrter Herr, dreht mir schon den Hals um, aber wenn ich etwas nehmen soll, dann nehme ich diesen Papagei.« Der Fürst sagte zu ihm: »Ich habe versprochen, so lange der Papagei sein Schauspiel nicht zeigt, so lange werde ich ihn nicht freilassen; deswegen widersprich mir nicht. Alles andere, was immer dir gefällt, das wünsche dir!« Der Wezirssohn sagte: »Geehrter Herr, Gott hat mir alles andere gegeben; wenn du mir schon etwas gibst, dann gib mir den Papagei!« Der Fürst seufzte tief und lange und befahl den Dämonen: »Bringt ihm den Papagei und laßt ihn dort, wo er euch sagt, daß er sein will.« Dann gab er dem Wezirssohn noch viele Belohnungen. Der Wezirssohn nahm den Papagei, verabschiedete sich und wandte sich seiner Heimat zu. Als die Dämonen, die ihn trugen, über einen Ort flogen, da kamen Tränen aus den Augen des Papageis. Als der Wezirssohn den Papagei fragte, warum er weine, sagte er: »Dies war mein Gebiet, und hier pflegte ich den ganzen Tag umherzufliegen!« Als der Wezirssohn das hörte, hatte er Mitleid mit dem Papagei, nahm ihn aus dem Käfig und sagte zu ihm: »Du geh jetzt und sei vergnügt; unser

Glück ist mit uns!« Der Papagei flog vergnügt davon, aber nachdem eine kurze Zeit vergangen war, dachte er ein bißchen nach und kam wieder zu dem Wezirsohn und fragte ihn: »Erzähl mir doch mal, warum hast du mich von den Dämonen befreit?« Der Wezirsohn erzählte ihm die ganze Geschichte. Der Papagei sagte zu ihm: »Befiehl den Dämonen, deinen Thron herunterzubringen!« Die Dämonen ließen auf Befehl des Wezirsohnes seinen Thron unter einem Baum herab, dann sagte er zu dem Wezirsohn: »Spaltet 52 Holz-Stöckchen!« Auf das Wort des Papageis spalteten sie im Nu 52 Stöckchen und brachten sie, und auf seinen Befehl machten sie auch 52 Lehmhäufchen, und in jedes Lehmhäufchen steckten sie je ein Stöckchen. Danach sagte der Papagei allen, sie sollten die Augen schließen. Der Wezirsohn und alle Dämonen schlossen dem Befehl des Papageis folgend die Augen, und als sie die Augen wiederum auf Befehl des Papageis öffneten, da waren alle Stöckchen verschwunden. Noch war kein Augenblick vergangen, als ein Sweeper kam und begann, den Platz zu säubern. Der Wezirsohn sah, daß der Sweeper genau solche Kleider hatte wie das Taschentuch von Dämon Gartenwind. Dann war wieder kaum ein Moment vergangen, als ein Wasserträger ankam und begann, Wasser zu sprengeln. Der hatte auch ein feines Gewand aus dem gleichen Stoff wie das Taschentuch. Danach kamen ein Tablaspieler und ein Sarangspieler, die mit der gleicher Art von Gewand bekleidet waren. Dann begann nun der Tanz, der lange Zeit dauerte. Dem Wezirsohn wurde es gewiß, daß es noch niemandem – nicht einmal Weiß-Rose-Fee – zuteil geworden war, einen solchen Tanz zu sehen! Schließlich war der Tanz zu Ende, und alle Puppen flogen weg. Der Tablaspieler, der Sarangspieler und die Wasserträger waren auch fortgegangen. Der Papagei sagte ihnen, sie sollten wieder ihre Augen zumachen. Sie machten sie zu, und als sie sie wieder aufmachten, da waren 52 Stöckchen auf dem Platz. Der Papagei sagte zu dem Wezirsohn: »Nimm diese Stöckchen mit dir, und dann mache nur das Puppenspiel genau so wie ich!«

Der Wezirsohn nahm diese 52 Stöckchen mit sich und gelangte mit Hilfe der Dämonen nach Hause. Dort sah er, daß der arme Königssohn noch immer gut auf das Taschentuch aufpaßte. Als der Königssohn sah, daß sein Freund, der Wezirsohn, glücklich, heil und gesund zurückgekehrt war, da freute er sich gewaltig und beglückwünschte ihn ganz herzlich zu seinen Erfolgen. Der Wezirsohn sagte zu ihm: »Jetzt geh und amüsiere dich; wir wissen, was wir zu tun haben!«

Nun fehlten noch acht Tage an den zwölf Monaten, als Weiß-Rose-Fee wieder kam, von dem Taschentuch redete und den Wezirsohn an sein Versprechen erinnerte, sein Puppenspiel zu zeigen. Der Wezirsohn sagte zu ihr: »Zur rechten Zeit wird alles kommen!« Schließlich war der Tag des Versprechens gekommen. Auf zwei Meilen wurde der Platz sauber gemacht, und die ganze Stadt versammelte sich, um dieses Puppenspiel zu erleben. Dämonen und Feen kamen in einem großen Haufen zusammen mit Gartenwind und Weiß-Rose, um das Schauspiel zu sehen. Auch die Ölpresserstochter mit ihrer Dienerin war gekommen und saß in einer Ecke. Neben der Bettstatt des Königssohnes war die Bettstatt von Weiß-Rose und Gartenwind aufgestellt. Das Schauspiel begann. Als der Wezirsohn die 52 Stöckchen auf den Platz zu werfen begann, da dachten alle Leute, er mache einen Witz. Die Dämonen und Feen standen zornig auf, aber kurz danach, als der Sweeper herabkam – als sie da dessen Kleider sahen, da bissen sich die Dämonen und die Feen auf die Lippen! Dann sahen sie, daß alle, auch die Wasserträger, in die gleichen Gewänder gekleidet waren. Endlich waren alle Puppen gekommen, und das Schauspiel fing an.

Als Gartenwind den wundersamen Tanz der 52 Puppen sah, da geriet er in Ekstase, legte seine Hand um Weiß-Roses Taille, nahm sie und warf sie dem Königssohn als Geschenk zu. Der Königssohn fing sie auf und setzte Weiß-Rose an seine Seite. Schließlich war das Schauspiel zu Ende, und die Puppen flogen davon und verschwanden. Der Wezirsohn sammelte alle Stöckchen vom Platz und ver-

schloß sie bei sich. Als Gartenwind wieder zur Besinnung kam, da rief er Weiß-Rose zu sich. Weiß-Rose aber sagte von der anderen Seite zu ihm: »Du hast mich als Geschenk dem Königssohn gegeben, und jetzt gehöre ich dem Königssohn!« Dämon Gartenwind redete viel, aber alle sagten ihm dasselbe. Als alle Dämonen und Feen zurückgekehrt waren, da nahm der Königssohn Weiß-Rose-Fee mit sich, um mit ihr in den Palast zu gehen. Als die beiden bei der Ölpressestochter ankamen, da sagte die Ölpressestochter höflich zu dem Prinzen: »Nimm mich doch auch mit dir!« Aber der Wezirsohn, der hinterher kam, sagte zu ihr: »Hau du bloß ab! Wie sollten wir so ein Ölweib wie dich brauchen? Du geh, such deinen Ein-Aug!« Als die Ölpressestochter das hörte, ging sie heulend und jammernd nach Hause. Der Prinz aber machte Hochzeit mit Weiß-Rose-Fee und begann sein Leben recht zu genießen.



#### 24. Prinz Gul Munir



Es war einmal ein König – der König aller Könige ist ja Gott selbst, aber dies war ein zeitlicher König. In seinem Reiche tranken Löwe und Lamm zusammen. Er hatte zwei Söhne, und außerdem hatte Gott ihm alles reichlich geschenkt, so daß er, allezeit dem Herren dankend, die Regierung führte. Durch Gottes Macht wurde dem König noch ein dritter Sohn geboren, der noch viel schöner als die beiden anderen war. Der König freute sich außerordentlich und ließ aus Freude über den Sohn die Türen der

Schatzhäuser öffnen. Die Leute erhielten so viel Gold, daß alle Armen des Landes reich wurden. Schließlich, nach vierzig Tagen der Freude, rief der König die Sterndeuter, um das Schicksal des Prinzen zu erfahren. Die Sterndeuter stellten Berechnungen an und sagten zu dem König: »Der Prinz hat ein großartiges Schicksal; aber wenn er neun Jahre geworden ist, wird er viel Ungemach erleben und von seinen Verwandten getrennt werden; dann wird er in seiner Jünglingszeit Glück haben und Herrscher über ein großes Reich werden.« Als der König das hörte, gab er den Sterndeutern Geschenke und schickte sie fort.

Dem Prinzen wurde der Name Gul Munir gegeben. Um ihn aufzuziehen, wurden besondere Ammen eingesetzt, die ihn mit Zärtlichkeit und Liebe umgaben. Als er sechs Jahre alt war, übergab man ihn einem Lehrer. In ganz kurzer Zeit war der Prinz imstande, zu lesen. Als der Prinz neun Jahre alt war, da ging der König aus dieser vergänglichen Welt fort. Die drei Prinzen waren noch klein; deswegen handelte der Großwezir treulos, ergriff sogleich die Macht und jagte die Prinzen aus dem Reich.

Die drei Prinzen verließen die Stadt aus Furcht vor dem Wezir, zogen schäbige Kleider an und gingen davon. Sie gingen und gingen und wurden schließlich müde, und als sie einen Banyan-Baum sahen, setzten sie sich unter ihn. Die Königskinder, die bis dahin solche Mühen noch nie erduldet hatten, unterhielten sich lange und schliefen dann unter dem Banyan-Baum ein. Als sie aus dem Schlaf erwachten, sagte der älteste Bruder zu den jüngeren: »Brüder, ich habe was geträumt: da sah ich, wie zu mir Büffelmilch und Weizenbrot kam, und da hab ich mich ganz sattgegessen!« Daraufhin sagte der zweite Bruder: »Brüder, ich habe auch einen Traum gesehen: daß der Herrgott mich mit Fisch ernährt!« Nun war da noch Prinz Gul Munir; der war still. Als die Brüder zu ihm sagten: »Brüder, laß du doch auch mal hören, ob du geträumt hast!« Da sagte Gul Munir: Wenn ich euch erzählen wollte, was ich im Traum gesehen habe, dann würdet ihr euch ärgern, und deswegen laßt das nur!«

Daraufhin sagten die Brüder zu ihm: »Wir sind doch nicht deine Feinde – sag doch mal, was du gesehen hast!« Da sagte Gul Munir: »Brüder, im Traum habe ich gesehen, daß der Herrgott mit mir zufrieden war und daß mir ein Königreich zugefallen ist und daß ich vier Königinnen geheiratet habe. Ich habe in einem Schaukelbett geschlafen – rechts saßen zwei Königinnen auf einer Bettstatt, und links saßen zwei Königinnen auf einer Bettstatt, und die schaukelten immer schön der Reihe nach mein Schaukelbett und steckten mir auch Zuckerwerk in den Mund!« Als die Brüder diese Kunde aus Gul Munirs Munde hörte, da ohrfeigten sie ihn und sagten: »Wenn du so ein Glück hättest, dann hättest du auch unseres Vaters Königreich nicht verloren!« Gul Munir wurde sehr traurig und weinte schluchzend. Nach einer Weile sagten die Brüder ihm, er solle aufstehen und vorangehen, aber er weigerte sich energisch, vorneweg zu gehen, und da ließen sie ihn da und gingen ihres Weges.

Nachdem die Brüder fortgegangen waren, stand Gul Munir auf und begab sich auf den Weg. Er ging und ging, bis die Sonne untersank. Da sah er einen Baum, unter dem er sich hinlegte, um die ganze Nacht im Schlaf zu verbringen. Gottes Macht wollte, daß in diesem Baum ein Dämon lebte; als er sah, daß unter dem Baum ein Menschenkind schlief, da lief ihm das Wasser im Munde zusammen und er stieg herab mit dem Gedanken, ihn aufzufressen. Als aber sein Blick auf Gul Munir fiel und er sein schönes Gesicht und sein jugendliches Alter sah, da hatte er Mitleid mit ihm, gab den Gedanken, ihn zu fressen, auf, nahm ihn im Schläfe mit sich und ließ ihn in einer kleinen Entfernung von einer Stadt herunter. Als Gul Munir vom Schlaf erwachte, was sah er – er war außerhalb einer Stadt! Er wunderte sich sehr, aber er begriff, daß dies ein Geheimnis Gottes war, stand von dort auf und lief in die Stadt. Der Prinz hatte nun Hunger bekommen, und als er keinen anderen Ausweg sah, setzte er sich in eine Moschee. Die Leute hielten ihn für einen Reisenden und gaben ihm zu essen; da aß er und erholte

sich. Der Molla der Moschee staunte sehr, als er Gul Munirs schönes Gesicht sah, und fragte ihn, wer er sei. Gul Munir sagte zu ihm: »Ich bin ein Reisender, aus Hunger bin ich in die Moschee gekommen; wenn ich mich ein paar Stunden ausgeruht habe, werde ich weiterziehen.« Dem Molla gefiel Gul Munirs Redeweise, deshalb sagte er zu ihm: »Ich habe keine Kinder; wenn du bei mir bleibst, dann werde ich dich liebevoll wie mein eigenes Kind behandeln.« Gul Munir dachte: ›Was soll ich noch weiter wandern und verprügelt werden – wenn Gott mir etwas zgedacht hat, dann wird er es hier an dieser Stelle geben.‹ So nahm er das Angebot des Mollas an und begann in der Moschee zu wohnen.

Unter den Kindern, die bei diesem Molla lesen lernten, waren auch die Tochter des Königs und der Sohn des Wezirs. Der Molla machte Gul Munir zu seinem Gehilfen und gab ihm einen Platz in der Schule. Obgleich Gul Munir jede Kunst und Wissenschaft kannte, gab er sich doch hier als Analphabet aus. Die Prinzessin und der Wezirsson waren so ineinander verliebt, daß sie sich nicht eine Stunde voneinander trennten. Als die Prinzessin lesen gelernt hatte, wurde sie in ihren Palast eingesperrt und konnte nicht mehr herauskommen. Aber an Freitagen pflegte sie zu kommen, unter dem Vorwand, ihre Litaneien zu beten, und wenn sie dann von ferne den Wezirsson sah, dann freute sich ihr Herz, obgleich es ihnen durch königliche Order verboten war, miteinander zu reden und zu sprechen. Als viele Tage so dahingegangen waren und sie nicht miteinander reden und sprechen konnten, was tat die Prinzessin da? Da sie dachte, Gul Munir könne nicht lesen, schrieb sie einen Brief und gab ihn ihm, damit er ihn dem Wezirsson zuleite. Darin war geschrieben: »In der und der Nacht, an dem und dem Ort, nachdem alle Leute schlafen, komm bitte, damit wir dieses Reich verlassen!« Gul Munir nahm den Brief und ging, ihn dem Wezirsson zu geben. Plötzlich dachte er: ›Ich will doch mal sehen, was die Prinzessin in dem Brief geschrieben hat!‹ So setzte er sich in eine Ecke und las den Brief. Als er alles erfahren hatte, sagte er: ›In

was für eine Sache bin ich da hineingeraten!« Dann, statt dem Wezirsohn den Brief zu geben, setzte er sich selbst hin, schrieb die Antwort und brachte sie der Prinzessin. Die las sie, freute sich und erzählte die ganze Geschichte ihrer einzigen ganz vertrauten Dienerin und befahl ihr, sich bereitzumachen. In der verabredeten Nacht nahm die Dienerin zwei gute Pferde und zwei Satteltaschen mit Geld und Gut, ging aus der Stadt und stellte sich unter einen Baum. Um Mitternacht kam die Prinzessin auch ganz heimlich zu diesem Baum. Sie sah, daß die Dienerin bereit stand, aber der Wezirsohn war nicht da. Sie fragte die Dienerin. Diese antwortete ihr: »Es ist schon eine ganze Weile, seit ich gekommen bin – um Himmelswillen, warum kommt er bloß nicht!« Der Wezirsohn, der von der Sache keine Ahnung hatte, atmete ruhig im Schlafe. Und hier saßen diese beiden Frauen, die Prinzessin und ihre Dienerin, unter dem Baum und dachten an ihn. In diesem Augenblick machte sich Gul Munir bereit, nahm einen Gesichtsschleier und kam bei dem Baum an, bei dem sie sich verabredet hatten. Da es finster war, konnte man Gul Munirs Gesicht nicht richtig erkennen; die Prinzessin meinte, es sei der Wezirsohn, sagte keinen Ton, sprang aufs Pferd und gab Gul Munir ein Zeichen, der zu ihr aufs Pferd stieg. Die Dienerin sprang auf das andere Pferd; dann brachen sie auf und ritten los.

Die Prinzessin hielt Gul Munir für den Wezirsohn und umarmte ihn dauernd und sagte ihm, er solle doch reden, aber er redete so viel wie eine Wand und sagte nur Mm, mmm ... und rettete sich so. Nachdem sie die ganze Nacht gereist waren, betraten sie schließlich ein anderes Königreich, und dort wurde es Morgen. Um sich auszuholen, stiegen sie von den Pferden ab. Da sagte die Prinzessin erschrocken: Verflüxt noch mal, wo ist denn der Wezirsohn? Um Himmelswillen, das ist ja der Gehilfe des Mollas!« Sie wurde wütend, beschimpfte und schalt Gul Munir und sagte: »Sofort führst du die Pferde zurück!« Sprach's und gab auch der Dienerin zwei drei Stockschläge. Die Dienerin zitterte vor Furcht und sagte:

»Herrin, ich habe überhaupt keine Schuld; ich weiß nicht, wieso der Wezirsohn zurückblieb und unser Schicksalsanteil der Gehilfe geworden ist. Wenn man jetzt zurückkehrt, wird man entehrt sein, weil das ein großer Skandal sein wird, daß die Prinzessin ausgerissen ist. Jetzt ist das beste, die Sache so zu nehmen, wie sie ist. Außerdem ist er viel hübscher als der Wezirsohn!« Da sagte Gul Munir zu der Prinzessin: »O Prinzessin, du bist eine Königstochter und ich bin ein Königssohn – mein Name ist Gul Munir, den das Geschick – lieber Himmel! – in Schwierigkeiten gebracht hat. Jetzt, da das Schicksal mich zu dir gebracht hat, mußt du auch geduldig das Geschick ertragen. Ich hoffe zu Gott, daß ich dir nicht untreu werde und dich mehr lieben werde als mein eigenes Leben.« So sagte Gul Munir und begann sie anzuflehen und zu beschwichtigen. Aber die Prinzessin wiederholte nur immer: »Ich werde hier nicht eine Stunde verweilen; mir gefällt keiner als der Wezirsohn. Laßt mich hier weggehen, sonst bringe ich mich um!« Sprach's und setzte sich weinend hin. Als die Dienerin diesen Zustand sah, suchte sie zu trösten und zu beruhigen und sagte: »Prinzessin, gemolkene Milch kommt nicht wieder ins Euter – das ist auch ein Prinz, und der ist doch nicht weniger als der Wezirsohn! Schließlich wird man ja sehen, ob er gut für uns sorgen kann; deswegen soll er geprüft werden. Wenn er gescheit ist, dann wird er für uns alle Vorbereitungen treffen, und wenn er keinen Verstand hat, dann wird er bestimmt gar nicht wieder zu uns kommen, und dann 'machen wir uns wieder auf die Suche nach dem Wezirsohn!« Darauf wurde das Herz der Prinzessin etwas leichter, und sie nahm an, was die Dienerin sagte.

Was tat die Dienerin – sie zog aus der Satteltasche einen Rubin, gab ihn Gul Munir und sagte: »Geh in die Stadt, finde einen Platz, wo wir wohnen können, und bereite darin alles, was man braucht, und dann komm, damit wir dorthin gehen und da wohnen.« Gul Munir nahm den Rubin und ging in die Stadt, wo er den Rubin einem Juwelier zeigte und nach seinem Wert fragte. Der Juwelier sah, daß

er noch ein Junge war – was würde der schon vom Wert von Rubinen verstehen! So sagte er zu ihm: »Dieser Rubin ist hohl; nimm schon diese zwei-dreihundert Rupien und geh.« Gul Munir sagte darauf: »Dieser Rubin ist nicht hohl, sondern ganz!« Ein Wort gab das andere, und schließlich sagte Gul Munir zu dem Juwelier: Wenn der Rubin hohl ist, dann gehört er dir, wenn er ganz ist, dann gehört mir, was immer du an Besitz hast!« Der Juwelier nahm diesen Vorschlag an; er brachte zwei Zeugen, die den Rubin aufbrachen und sahen, daß er durch und durch Stein war. Darauf sagte Gul Munir zu ihm: »Erfülle die Bedingung – jetzt bin ich der Erbe deines gesamten Besitzes!« Der Juwelier erleichte. Gul Munir empfand Mitgefühl für ihn, da sagte er: »Gut, du hast auf Grund der Bedingung verloren; aber ich brauche nichts anderes als ein vornehmes Haus, wo ich wohnen kann, und in dem fürstliches Gerät und Mobiliar und alles, was man braucht, vorhanden ist.« Der Juwelier dankte Gott, daß er so billig davon kam, sagte: »Gern, gern!« und führte ihn zu einem großartigen Palast, in den er alles Notwendige brachte und dessen Schlüssel er ihm übergab. Nachdem Gul Munir alle Vorbereitungen getroffen hatte, nahm er den Rubin und kam zu der Dienerin. Er gab ihr den Rubin in die Hand, erzählte ihr die ganze Geschichte und bat sie, dorthinzugehen. Die Prinzessin weigerte sich erst, aber auf das Flehen und die Worte der Dienerin kam auch sie zu diesem Palast. Die Dienerin bereitete rasch Essen, und sie aßen und ruhten sich aus. So vergingen zwei, drei Tage, aber die Prinzessin sprach nicht mit Gul Munir und sah ihn nicht an. Tag und Nacht dachte sie an den Wezirsohn und seufzte und stöhnte.

Ziemlich viele Tage waren vergangen, seit sie in dieser Stadt wohnten. Als die Dienerin Gul Munirs Zustand sah, empfand sie großes Mitgefühl, denn der Arme saß so ganz unglücklich und elend herum. Sie ließ es die Prinzessin immer wieder hören, aber die saß und saß und dachte an den Wezirsohn. Schließlich sagte sie zu Gul Munir: »So langsam geht unser Essen zu Ende; deshalb geh du zum

Hofe des Königs dieses Landes; vielleicht läßt sich irgendwas einrichten.« Gul Munir machte sich sogleich bereit, ging an den Hof und grüßte den König. Als der König seine Schönheit sah, fragte er ihn unwillkürlich nach Namen und Herkommen. Gul Munir antwortete ihm: »Ich bin Kaufmann; ich habe keinen festen Platz – wo der Handel es erfordert, da werde ich eine Zeitlang bleiben.« Gul Munirs Art zu sprechen gefiel dem König, und er sagte ihm, er solle täglich am Hofe anwesend sein. Als er fortging, gab er ihm reichlich Geschenke und legte ihm einen kostbaren Überwurf um; dann ließ er ihn gehen. Danach pflegte Gul Munir regelmäßig zum Hofe des Königs zu gehen, und wenn er sich verabschiedete, brachte er auch immer irgendwelche Geschenke mit. Eines Tages fragte der König Gul Munir: »Hast du noch andere Leute bei dir, oder bist du allein?« Gul Munir antwortete: »Ich habe meine Frau und eine Dienerin bei mir.« Sprach's, verabschiedete sich vom König, kam nach Hause und erzählte der Dienerin die ganze Geschichte und fragte sie um Rat. Die Dienerin sagte zu ihm: »Mach dir nur keine Sorgen, geh immer schön jeden Tag zum König; ich werde die Prinzessin die Sache schon schlucken lassen.« So ging Gul Munir morgens weiterhin zum Hofe, kam abends zurück, drehte sich um und ging schlafen.

Eines Tages gab der König seiner Dienerin Befehl: »Geh von heute an morgens zu Gul Munirs Haus und bring Rosen und Betel dorthin.« Die Dienerin gehorchte und brachte am nächsten Tag Rosen und Betel zu Gul Munirs Haus. In jener Zeit war es nämlich bei den Großen und Königen üblich, wenn ein Diener Rosen und Betel brachte, dann nahm man Rosen und Betel und gab als Gegengabe ein Tablett mit Getreide. Als nun die Dienerin der Prinzessin Rosen und Betel brachte, da weigerte sich die Prinzessin, es anzunehmen, und gab der Dienerin auch kein Tablett mit Getreide als Gegengabe. Die Dienerin wunderte sich sehr. Als auf diese Art ein paar Tage verstrichen waren, da sagte die Dienerin zum Wezir: »Im Haus von Gul Munir haben sie weder Betel genommen noch Blu-

men, seine Frau zieht immer ein Gesicht, und ganz abgesehen davon habe ich sie nie mit Gul Munir reden sehen. Ich bezweifle, daß das Gul Munirs Frau ist; vielleicht hat er sie entführt!« Der Wezir, der schon vorher Gul Munir beneidet hatte, weil der König ihn besonders vorzog und er den Verdacht hatte, daß er ihn vielleicht eines Tages vom Wezirsamt absetzen und Gul Munir zum Wezir ernennen könnte, der hatte nun eine Gelegenheit bekommen, sofort zum König zu gehen und ihm zu sagen: »Ich habe gehört, die Frau Gul Munirs ist gar nicht seine angetraute Frau, sondern er hat sie von irgendwo entführt.« Der König sagte: »Das ist eine Lüge, so kann das gar nicht sein!« Ein Wort für den König, das nächste für den Wezir – schließlich sagte er zum Wezir: »Schön, wie können wir diese Geschichte denn mal prüfen?« Der Wezir sagte: »Das zu prüfen ist einfach. Eines Tages, wenn Ihr von der Abendsitzung aufsteht, ladet Ihr Gul Munir und mich ein, laßt uns in den Palast kommen und gebt Eurer Königin zu verstehen: ›Weise uns mit eigener Hand den Platz an, wasch uns die Hände und gib uns selbst das Essen, das du bereitet hast, und sitz die ganze Nacht mit uns und unterhalte uns!‹ Und am nächsten Morgen geht dann jeder wieder seiner Arbeit nach. In der nächsten Nacht werde ich dann Euch und Gul Munir in mein Haus einladen, und meine Frau wird dann mit eigener Hand Essen bereiten und Euch zu essen und zu trinken geben. Am dritten Tag – wenn es wirklich Gul Munirs angetraute Frau ist – dann wird er uns einladen und seine Frau wird wie unsere Frauen mit eigener Hand uns zu essen geben; aber wenn sie irgendeine Fremde, Entführte sein sollte, dann wird er uns nicht einladen.« Dem König gefiel diese Rede des Wezirs. Als die Versammlung am Abend zu Ende war, sagte der König zu Gul Munir und dem Wezir: »Heute lade ich euch ein, geht mit uns in den Palast!« Auf das Wort des Königs nahmen sie seine Einladung an. Beide gingen mit dem König in die Privatgemächer. Der König hatte seiner Königin vorher zu verstehen gegeben, daß sie ihnen mit eigener Hand den Platz bereiten und die beiden Leute auf

die Sofas setzen sollte. Dann kochte sie mit eigener Hand Essen, gab ihnen zu essen und saß die ganze Nacht bei ihnen und unterhielt sich mit ihnen. Am Morgen ging dann jeder seines Weges. Am nächsten Abend, als man von der Hofhaltung aufstand, lud der Wezir den König und Gul Munir ein, und beide gingen zusammen zum Palast des Wezirs. Die Frau des Wezirs verwöhnte die beiden richtig und gab ihnen mit eigener Hand Essen; dann setzte sie sich hin und unterhielt sich mit ihnen. Und so, nachdem sie sich die ganze Nacht unterhalten hatten, ging jeder nach Hause. Als Gul Munir nach der Einladung des Wezirs nach Hause ging, dachte er unterwegs: ›Der König und der Wezir haben das ja schön eingefädelt – nun habe ich bei ihnen gespeist, was soll ich denn jetzt bloß machen, wie soll ich sie nur einladen!‹ So grübelnd kam er nach Hause, und als er eine zerbrochene kleine Bettstelle sah, ließ er sich darauf fallen. Als die Dienerin sah, wie es Gul Munir ging, sprach sie: »Prinz, gib Auskunft – worüber denkst du nach?« Gul Munir sträubte sich erst sehr, aber dann, auf Drängen der Dienerin, erzählte er ihr alles von der Einladung des Königs und des Wezirs und sagte: Wenn ich sie nun heute nicht einlade, was um Himmelswillen werden die dann denken? Aber wenn die Einladung stattfindet – dir ist ja nicht verborgen, wie es der Prinzessin geht – nun sag du einmal, was soll ich machen?« Da sagte die Dienerin zu ihm: »Prinz, so weit ist die Sache; nun mach dir mal überhaupt keine Gedanken, ich werde die Prinzessin schon richtig auf die Füße stellen, und du lädst schön den König und den Wezir ein. Aber zunächst mach es so, daß du ein paar Goldstücke nimmst und einen Nasenring bringst.« Der Prinz brachte vom Bazar einen Nasenring und gab ihn der Dienerin. Was machte die Dienerin – als Gul Munir zum König gegangen war, nahm sie den Nasenring und legte ihn der Prinzessin in den Schoß und sagte: »Prinzessin, heute werden wir geprüft; wenn wir dabei keinen Erfolg haben, dann weiß man nicht, wie der König verfährt; deswegen mußt du wissen, daß du diesen Nasenring anzulegen hast. Es handelt sich nur um

die heutige Nacht, damit sie gut vorübergehe. Sonst wird Gul Munir zu unrecht umgebracht werden.« Darauf ärgerte sich die Prinzessin sehr und schlug sie und beschimpfte sie tüchtig. Aber die Dienerin war nicht so leicht abzuweisen; sie flehte und beredete die Prinzessin immer wieder und erzählte ihr die ganze Geschichte von der Einladung des Königs und des Wezirs. Nachdem sie das begriffen hatte, legte sich der Zorn der Prinzessin, und sie legte den Nasenring an. Dann sagte die Dienerin zu ihr: »Wenn der König und der Wezir kommen, dann bewillkommne sie, bereite ihnen mit eigener Hand den Platz zum Sitzen und gib ihnen mit eigener Hand zu essen, und unterhalte dich die ganze Nacht freundlich mit ihnen. Es darf nicht so sein, daß sie irgendeinen Mangel bemerken und Verdacht schöpfen und wir dann Ärger haben.« So sagte die Dienerin, legte der Prinzessin ihren Schmuck an und ging, das Essen zu bereiten.

Als der König am Abend seine Ratsversammlung beendet hatte, lud Gul Munir den König und den Wezir in sein Haus ein. Die Prinzessin, mehr tot als lebendig, begrüßte sie, setzte sie auf die Sofas, hatte die Speisen vorbereitet und gab ihnen mit eigener Hand zu essen, und als sie aufstanden, um sich die Hände zu waschen, da wusch sie dem König und dem Wezir zuerst die Hände und dann Gul Munir. Als sie Gul Munir die Hände wusch, spritzte er, und ein klein wenig Schmutz blieb an ihrem Gewand hängen. Daraufhin lächelte die Prinzessin ein wenig und setzte sich dann hin, um sich mit ihnen zu unterhalten. Die ganze Nacht ging in freundlichem Gespräch hin, und am Morgen verabschiedeten sich der König und der Wezir von Gul Munir und gingen fort. Unterwegs sagte der König zum Wezir: »Siehst du, Wezir, mit niemand anderem als mit seiner eigenen Frau kann man sich so etwas erlauben. Jetzt ist es klar, daß es seine angetraute Frau ist.« Daraufhin sagte der Wezir: »Majestät, so viel ist sicher, daß Gul Munirs Frau uns wunderbar bedient hat; aber ich habe auch gesehen, daß sie sich von Gul Munir ferngehalten hat. Deswegen ist die Sache immer

noch etwas unklar.« Da sagte der König zu ihm: »Schön, was sollen wir denn sonst noch probieren?« Daraufhin sagte der Wezir: »Majestät, laß uns eine Jagd zum Vorwand nehmen und von hier einen Ausflug machen; wir nehmen unsere Frauen auch mit, und jeder bekommt ein eigenes Zelt. Danach zur Nacht sitzen wir drei außerhalb der Zelte und unterhalten uns. Dann wird derjenige, den seine Frau ruft, in sein Zelt gehen. Wenn es Gul Munirs angetraute Frau ist, dann wird sie ihn rufen; wenn es eine Fremde ist, wird sie schlafen und Gul Munir wird draußen bleiben.« Dem König gefiel dieser Rat des Wezirs, und am nächsten Tag rief er Gul Munir unter dem Vorwand, zur Jagd zu gehen, und sagte ihm, er solle sich mit seiner Familie bereit machen. Als Gul Munir das hörte, verfiel er in Grübeln und kam nach Hause, drehte das Gesicht weg und legte sich wieder auf dem halbzerbrochenen Bett schlafen. Als die Dienerin das sah, merkte sie, daß er Sorgen hatte, und sie kam und befragte ihn. Gul Munir erzählte ihr die ganze Geschichte und sagte: »Um Gottes willen, was wird die Prinzessin jetzt wieder für Sachen machen! Wenn sie nun Zweifel bekommen, dann werden sie meine Königin wegnehmen und mich schimpflich herauswerfen!« Daraufhin sagte die Dienerin: »Prinz, mach dir gar keine Sorgen, Gott wird alles leicht machen! Steh auf und iß etwas!« Da kam wieder etwas Leben in Gul Munir, und nachdem er gegessen hatte, kam er zur Ruhe. Die Dienerin ging zu der Prinzessin, erzählte ihr die Geschichte und erklärte alles. Und am Ende stimmte sie dem zu, was die Dienerin gesagt hatte.

Am nächsten Tag bereitete sich der König auf die Jagd vor. Als Gul Munir alle Vorbereitungen im Hause sah, freute er sich sehr. Die Diener des Königs brachten ihm ein Kamel, auf dem die Prinzessin und die Dienerin ritten, während er selbst ein Pferd bestieg und mit dem König und dem Wezir zusammen fortritt. Als sie ihn sahen, setzten sie ihre Frauen auch auf Kamele. Die drei jagten nun eine Weile, und schließlich am Abend stellten sie irgendwo die Zelte auf, und jeder trat in sein eigenes Zelt ein. Als es Nacht wurde und

sie gegessen hatten, da begannen die drei auf dem Platz vor den Zelten sich zu unterhalten, über dieses und jenes und allerlei. Und dann sagte der König: »Jetzt wollen wir Musik machen!« Zuerst sang der König, und als der Raga fertig war, da rief die Königin den König. Dann begann der Wezir mit einem Raga, und als der Raga fertig war, da rief seine Frau ihn. Nun kam die Reihe an Gul Munir; der war traurig zum einen, weil er die Heimat verlassen hatte, zum anderen, weil er von seinen Brüdern getrennt war, und zum dritten, weil die Prinzessin so treulos war. Alle diese Schmerzen erwachten in ihm, und er begann mit großem Kummer zu singen. Die Dienerin flehte die Königin an, sie soll Gul Munir rufen, aber die lehnte das glattweg ab. Die Dienerin war gescheit und rief Gul Munir. Als nun dort aus Gul Munirs Herz solche Schmerzensschreie hervorquollen – da staunten der König und der Wezir, als sie das hörten, und aus dem Raga strömte ein solches Gefühl, daß sie nicht daran denken konnten, aufzustehen. Als die Prinzessin diesen trauererfüllten Raga hörte, da konnte sie nicht schlafen und fragte die Dienerin: »Wer singt denn da?« Die Dienerin sagte: »Diesen Raga singt niemand anders als Gul Munir!« Da erwachte im Herzen der Prinzessin Sehnsucht und Liebe für Gul Munir, und sie sagte der Dienerin, sie soll Gul Munir rufen. Die Dienerin sagte: »Ich habe schon ein paarmal gerufen, jetzt ruf du ihn doch!« Daraufhin erhob sich die Prinzessin vom Bett, stellte sich an die Tür des Zeltes und begann Gul Munir zu rufen: »Gul Munir, die Nacht ist schon fast vorbei – komm, daß wir etwas ruhen!« Aber da der König und der Wezir sich nicht anschickten aufzustehen, sagte Gul Munir zu ihr: »Daß ich in der Gegenwart Seiner Majestät aus der Versammlung aufstände, wäre nicht richtig.« Als die Prinzessin das hörte, geduldete sie sich. Gul Munir begann wieder zu singen und Dhoras vorzutragen. Nach einer Weile konnte es die Prinzessin nicht mehr aushalten, Gul Munir so schmerzerfüllte Melodien singen zu hören, stand auf und begann ihn zu rufen, worauf dem König nichts anderes übrig blieb, als die

Sitzung zu schließen und Gul Munir zu entlassen. Kaum war Gul Munir ins Zelt gekommen, da umarmte die Prinzessin ihn, und Gul Munir konnte sich vor Freude überhaupt nicht mehr halten und war ganz außer sich. Er dankte Gott und verbrachte die ganze Nacht in vertrauter Unterhaltung mit der Prinzessin.

Als es Morgen wurde, gingen der König, der Wezir und Gul Munir wieder nach Hause. Als sie zu Hause ankamen, sah die Prinzessin, daß ihre Perlenkette, die sie im Zelt am Fuß des Bettes hingelegt hatte, dort liegen geblieben war, und deshalb wurde sie traurig. Als Gul Munir die Prinzessin in diesem Zustand sah, fragte er sie nach der Ursache. Da erzählte sie ihm, daß die Perlenkette liegengelassen sei, und Gul Munir machte sich sofort daran, die Kette zu holen. Die Prinzessin flehte ihn sehr an: »Die Perlenkette ist weg, laß sie dahingehen, aber geh du nicht fort!« Aber er sagte, er werde rasch wiederkommen, und machte sich auf, die Kette zu bringen. Gul Munir saß auf und galoppierte zu den Zelten. Da sah er, daß eine Dienerin des Königs die Zelte sauber machte. Er fragte sie nach der Perlenkette. Was hatte die Dienerin mit der Kette zu tun! Gott hatte ihr die ja gegeben – wie sollte sie die denn wieder zurückgeben? Sie begann Gul Munir gegenüber Ausflüchte zu machen und sagte dann einfach: »Ich habe ja die Kette nicht gesehen!« Gul Munir war sicher, daß die Dienerin die Perlenkette hatte, deswegen fuhr er sie an. Aber die Dienerin war eine Zauberin; sie nahm einen Zauberfaden und legte ihn um Gul Munirs Hals, so daß er sofort zu einem Papagei wurde. Die Dienerin reckte sich, ihn zu ergreifen; da flog er mit einem Schwingenschlag hinweg. Als die Dienerin sah, daß ihr die Beute entkam, da wurde sie im Nu zu einem Falken. Vorn der Papagei, dahinter der Falke – so kamen sie endlich in einem anderen Königreich an. Der Papagei war müde und erschöpft vom Fliegen; er stürzte in die Stadt und kam tief herunter und setzte sich in ein Oberlicht im Palast der Prinzessin. Der Falke begann am Fenster mit den Flügeln zu schlagen. Der arme Papagei flog vor Furcht auf und versteckte sich in den Klei-

dern der Prinzessin. Sie nahm ihn auf den Schoß und begann ihn zu streicheln. Als sie ihn so streichelte, da fiel ihr Blick auf den Zaubersfaden um seinen Nacken. Sie nahm ihn sogleich ab, und Prinz Gul Munir wurde wieder zum Menschen. Als die Prinzessin die schöne Gestalt Gul Munirs sah, da verliebte sie sich auf den ersten Blick in ihn und fragte ihn nach Namen und Herkunft. Gul Munir erzählte ihr die ganze Geschichte. Der Prinzessin wurde es deutlich, daß dies auch ein Königssohn war, und so trafen sie sich. Da besprach die Prinzessin mit Gul Munir Herzensangelegenheiten, und als er das Einverständnis der Prinzessin sah, beschloß er, sie zu heiraten; aber natürlich hatte er Angst vor dem König. Daraufhin sagte die Prinzessin zu ihm: »Väterchen hat mir versprochen, daß ich nach eigenem Wohlgefallen einen Mann nehmen kann. Mach dir keine Sorgen, ich werde Väterchen schon hierher bringen lassen.« Sprach's und schickte eine Dienerin zu ihrem Vater. Die Dienerin brachte den König. Als der in den Privatgemächern seiner Tochter einen fremden Mann sah, wurde er sehr zornig und befragte sogleich seine Tochter über Gul Munir. Die Prinzessin erzählte ihm die ganze Geschichte und sagte dann: »Ich habe mit der Hand über seinen Körper gestrichen ... Außerdem ist er ein Königssohn ... und er ist so schön! Deswegen gefällt er mir und ich bin bereit, ihn zu heiraten. Nun seid auch Ihr damit einverstanden!« Dem König gefiel Gul Munirs Aussehen und seine Rede-weise, und er gab ihm die Hand der Prinzessin. Dann brachte er ihn an den Hof, wo auch den Emiren und Weziren Gul Munirs Rede gefiel, und sie freuten sich über die Heirat dieser beiden. In ein paar Tagen war Gul Munirs Hochzeit, und Mann und Frau lebten vergnügt miteinander.

Eines Tages sagte Gul Munir zu seiner Königin: »Obgleich es mir hier auf jede erdenkliche Weise gut geht, muß ich mich doch jetzt erkundigen, wie es meinen früheren Lieben geht; die sind sicher ganz verstört. Deswegen möchte ich gern, daß du für mich von Seiner Majestät Urlaub erbittest, damit ich zu meinen Verwandten

gehen und ihnen mein Gesicht zeigen kann!« Daraufhin sagte die Prinzessin: »Prinz, ich werde mit dir gehen. Wie könnte ich hier ohne dich froh sein?« Sprach's und ging zu ihrem Vater und sagte zu ihm: »Gul Munir hat sich an seine Verwandten erinnert; deshalb gib uns jetzt Erlaubnis, in seine Heimat zu gehen.« Obgleich der König nicht damit einverstanden war, gab er ihnen doch freundlich Erlaubnis, als er das Einverständnis der Prinzessin sah, und er gab ihnen viel Ausrüstung und ein Heer mit und ließ sie ziehen. Gul Munir zog mit dem Heer von Halteplatz zu Halteplatz. Schließlich erreichte er eines Tages eine königliche Stadt und stieg in einem Garten ab. Macht Gottes – dies war der Privatgarten des Königs, in dem es alle Arten von Früchten gab. Gul Munir ließ Zelte aufrichten und hielt sich dort auf. Als die Männer des Königs das Heer Gul Munirs sahen und der noch dazu in diesen Garten kam, da rannten sie zum König und erzählten ihm: »In Eurer Stadt ist ein Plünderer eingefallen, der ist mit seinem Heer in Eurem Garten abgestiegen!« Als der König das hörte, schickte er den Wezir, um Informationen zu erhalten. Der Wezir kam laut rufend in den Garten und erschrak, als er das Heer sah. Schließlich faßte er sich ein Herz, ging zu dem Zelt von Prinz Gul Munir und begrüßte den Prinzen. Gul Munir fragte den Wezir, wie geht's wie steht's. Der Wezir war klug; er sagte: »Als Majestät die Kunde von Ihrer Ankunft erhalten hat, da hatte er mich geschickt, um Sie zu grüßen und zu sagen: Wenn Ihr als Gast gekommen seid, so seid Ihr unser Gast, und wenn Ihr an Krieg denkt, dann werden wir uns auch bereithalten.« Darauf lächelte Gul Munir ein bißchen und sagte zu dem Wezir: »O kluger Wezir, wir sind als Gäste gekommen; wir wollten uns nur etwas ausruhen und dann in unser eigenes Land gehen; wir werden keinen Krieg führen.« Sprach's und legte dem Wezir einen Überwurf über, schickte dem König Geschenke und Grüße und entließ den Wezir. Als der Wezir sich von Gul Munir verabschiedet hatte, kam er zum König und erzählte ihm die ganze Sache, aber er beschrieb die Schönheit und die Klugheit des Prinzen

so, daß der König vom Hören erstaunte und zu dem Wezir sagte: »Wenn der Prinz wirklich so schön und klug ist, dann wäre es mir angenehm, ihm die Hand meiner Tochter zu geben.« Der Wezir war damit einverstanden und traf sich auf Befehl des Königs mit dem Prinzen, grüßte ihn und verkündete ihm die Botschaft des Königs. Prinz Gul Munir nahm den Vorschlag an, mit der Tochter des Königs Hochzeit zu machen, legte dem Wezir einen Überwurf über und drängte darauf, die Vorbereitungen rasch zu treffen. Schließlich war die Hochzeit vorbereitet; in ein paar Wochen wurden Gul Munir und die Tochter des Königs mit großem Gepränge verheiratet. Nachdem sie sich eine Weile dort aufgehalten hatten, erbat der Prinz von dem König Urlaub. Der gab ihm eine große Ausstattung mit und ließ den Prinzen zufrieden ziehen. Der eilte nun und ließ sich außerhalb der Stadt des Königs nieder, wo seine erste Königin mit der Dienerin zusammen wohnte.

Es waren zwölf Monate vergangen, seit Prinz Gul Munir von der Prinzessin getrennt worden war. Als sich Prinz Gul Munir von ihr verabschiedet hatte, um die Perlenkette zu bringen, und nicht zurückgekommen war – seit der Zeit wurde sie ganz elend, so sehr, daß ihr immer Tränen aus den Augen fielen. Sie ließ Schmuck und Juwelen nicht nahekomen und dachte nur an das Zusammensein von einer Nacht und wurde dabei immer schwächer. Der König aber dachte darüber nach, daß Gul Munir nicht gekommen war, und um Nachrichten zu erhalten, schickte er seine eigene Dienerin zu Gul Munirs Haus. Als die Prinzessin die Dienerin kommen sah, schwieg sie klugerweise darüber und fragte sie nach Nachrichten. Die Dienerin sagte zu ihr: »Der König hat mich geschickt, um Informationen über Gul Munir zu bekommen, weil er seit einigen Tagen nicht am Hofe erschienen ist.« Die Prinzessin sagte: »Der Prinz ist zu seinem Dorf gegangen.« Die Dienerin brachte dem König diese Antwort und erzählte ihm die Sache, und der König war still.

Als Prinz Gul Munir mit dem Heer außerhalb der Stadt abgestiegen

war, da sahen einige Leute das und liefen schnell zum König und erzählten ihm: »Ein Räuber ist über unsere Stadt gekommen, und sein Heer lagert draußen vor der Stadt!« Der König schickte seinen Wezir: »Geh du und sieh, wer das ist und was er möchte.« Der Wezir stand auf, ging und traf den Prinzen. Als er den Prinzen sah, da merkte er: »Das ist ja eben jener Gul Munir, den wir tot geglaubt haben!« Er wunderte sich sehr, woher der wohl gekommen sein möchte. Schließlich trafen sie sich und gingen zusammen zum König, der sich sehr freute, als er den Prinzen sah, und ihn nach seinem Ergehen fragte. Gul Munir erzählte ihm die ganze Geschichte von Anfang bis Ende, und der König freute sich, das zu hören. Dann verabschiedete sich Gul Munir vom König und ging zu seinem Heer, und von dort aus nahm er seine beiden Königinnen und kam in sein eigenes Haus, wo er sich mit der ersten Königin traf. Sie war entzückt, Gul Munir nach zwölf Monaten wiederzusehen, und aller Kummer und Gram fiel von ihr.

Eines Tages beriet sich der König mit dem Wezir: »Wo Gul Munirs Ruhm und Rang so hoch ist, daß er die Töchter zweier großer Könige geheiratet hat, könnte ich mir vorstellen, daß auch ich meine älteste Tochter mit ihm verheirate!« Der Wezir faltete die Hände und sagte höflich: »Es ist eine religiöse Pflicht, die Tochter zu verheiraten; ich habe auch denselben Gedanken, und außerdem seid Ihr es, der seine Zustimmung geben muß.« Der König gab dem Wezir Nachricht über die Hochzeit und schickte ihn zu Gul Munir, und der Prinz sagte Ja zu dieser Angelegenheit. Schließlich heiratete Gul Munir innerhalb weniger Tage seine vierte Königin. Der König war nun alt geworden; er übergab zu seinen Lebzeiten die Regierung an Gul Munir und ging, sich dem Dienste Gottes zu widmen. Prinz Gul Munir sah, daß er nun vier Königinnen hatte und auch ein Reich, daß also sein Traum wahr geworden war, und da erinnerte er sich an seine Brüder. Er war sicher, daß auch die Träume seine Brüder wahr geworden waren und schickte Leute aus, sie zu suchen. Er gab ihnen Spur und Zeichen und sagte: »Der

eine wird bei einem Büffelhirten sein und der andere bei einem Fischer.« Die Leute suchten und suchten und schließlich fanden sie beide. Der ältere Bruder war bei einem Büffelhirten und hatte dessen Tochter geheiratet, der andere Bruder war bei einem Fischer. Als beide zu ihm kamen, da befahl Gul Munir: Wascht und badet sie und zieht ihnen neue Kleider an, dann bringt sie in den Palast.« Die Diener gehorchten, und als alles fertig war, brachten sie die beiden Brüder in den Palast. Was hatte Prinz Gul Munir da gemacht? Er selbst schlief in einem Schaukelbett, zwei Königinnen rechts und zwei Königinnen links saßen auf ihren Bettstellen und bewegten abwechselnd die Schaukel und steckten ihm Süßigkeiten in den Mund. Die Brüder sahen dieses ganze Schauspiel und erkannten, daß dies ihr kleiner Bruder war, dem Gott der Herr einen solchen Rang verliehen hatte. Danach gab sich der Prinz selbst zu erkennen. Auf diese Weise trafen sich die Brüder und freuten sich darüber. Dann gab der Prinz mit Einverständnis seiner Brüder dem einen Büffel, und den anderen machte er zum Obersten der Fischer. So wie den drei Brüdern der Wunsch ihres Herzens erfüllt wurde, so möge Gott auch die Wünsche aller Menschen erfüllen.



## 21. Der leprakranke König



s war einmal ein König, zu dem war die Lepra immer derartig zurückgekommen, daß von Tag zu Tag die Wunden in seinem Körper größer wurden und dauernd Eiter von ihm tropfte. Es war mit ihm so weit gekommen, daß seine Wezire, seine Emire und alle anderen Vertrauten, die an der Hofversammlung teilnahmen, nur mit großer Überwindung zu ihm kamen und dasaßen, und wer zu jener Zeit in der Hofversammlung war, der band sich Tücher über die Nase und konnte die Zeit kaum überstehen. Nach wenigen Tagen hatte sich diese Krankheit so ausgebreitet, daß selbst diese Leute nicht mehr in die Hofversammlung kamen. Der König hatte die Welt umkehren lassen, um von der Krankheit frei zu werden; aber von nirgendwo kam ihm irgendein Heilmittel. Als eines Tages der König voll Kummer dasaß und flehte: »O Gott, gib mir entweder Gesundheit, oder laß mich von diesen Qualen sterben!« – da war bei ihm ein Sittich, dem, als er diesen Zustand sah, sogleich Tränen in die Augen kamen, und er sagte zum König: »Majestät, lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Ihr habt an Medizinen und Gebeten keinen Mangel, aber wenn Ihr mir Erlaubnis gebt, dann werde ich vielleicht, im Walde hin- und herfliegend und flatternd, für Euch ein solches Heilmittel finden und Euch geben, daß Ihr möglicherweise sogleich richtig gerade wieder aufsteht!« Daraufhin sagte der König zu dem Sittich: »O Liebling, alle anderen haben mich schon aufgegeben – aber manchen Augenblick habe ich dir mein Herz ausgeschüttet, und nun bist du vielleicht jetzt auch meiner überdrüssig, daß du dies als Vorwand nimmst und dich nur vor mir retten willst!« Daraufhin gab der Sittich ihm zur Antwort: »Majestät, ich habe Euer Salz gegessen und ich werde Euer Haus erst verlassen, nachdem ich tot bin. Ich habe das nur gesagt, weil ich Euren Zustand sehe, und das kann ich nicht mehr

ertragen!« Schließlich, nach vielen Flehen und Bitten, gab der König dem Sittich Urlaub und stand auf und öffnete ihm mit eigener Hand die Tür seines Käfigs – und dann verabschiedete sich der Sittich vom König und flog davon.

Er flog immer weiter und flog immer weiter, und eines Tages endlich kam der Sittich in einem Bergland an, wo es sehr stark regnete. Im Regen waren seine Federn naß geworden, und er konnte nicht mehr weiterfliegen. Er blickte nun hierhin und dorthin, als ihm in der Nähe ein Felsspalt zu Gesicht kam, und er ging herüber, in diesen Spalt hinein. Er war noch nicht ganz drin, als ein Maina-Vogel ihn anscrie: »He, du Brahmane! Komm hier nicht her! Hier sitzt meine jungfräuliche Tochter!« Als der Sittich das hörte, sagte er zu der Maina: »Gut, unter welcher Bedingung erlaubst du mir hereinzukommen?« Die Maina sagte: Wenn du meine Tochter heiratest, dann komm nur herein!« Der Sittich sagte sich: »In dieser Regenzeit wird sich irgend etwas tun lassen, und dann wird man sehen!« Er nahm also diese Bedingung der Maina an, woraufhin die Maina ihn sehr freundlich behandelte, ihn hereinkommen ließ und ihm einen Platz in ihrem Herzen gab. Die Maina fragte ihn nach Herkunft und Umständen, und der Sittich berichtete ihr die Geschichte von der Krankheit des Königs von Anfang bis Ende. Daraufhin sagte die Maina zu ihm: »Unsere Ahnen haben gesagt, daß die Blüten des Mor-Baumes ein Elixier für Lepra seien, und dieser Baum steht an einer Stelle im Lande Persien; dorthin zu kommen ist dem Menschengeschlecht nicht möglich. Aber mach dir keine Gedanken, ich werde dir jene Blüte irgendwie bringen. Im Lande Persien habe ich liebe Verwandte, die müßte ich jetzt einmal besuchen, und nur wegen des Regenwetters bin ich jetzt noch hier im Bergland.« Als der Sittich das hörte, freute er sich sehr. Nun hörte der Regen auch auf, und der Sittich kam aus dem Felsspalt heraus und begann seine Federn zu trocknen. Die Maina kam hinter dem Sittich her und sagte zu ihm: »Nun erfülle das Versprechen, das du gegeben hast!« Der Sittich sagte darauf: Wenn du die Blüten vom

Mor-Baum bringst, dann werde ich deine Tochter bestimmt heiraten, sonst gehe ich, weil ich meinem König versprochen habe: So lange ich die Medizin für seine Krankheit nicht bekomme, so lange werde ich nicht ruhig schlafen!« Die Maina hörte diese Bedingung des Sittichs und wunderte sich, aber es blieb ihr nichts anderes übrig, als mit der Tochter zusammen ins Land Persien zu reisen – und nach einigen Tagen hatte sie die Blüten des Mor-Baumes gepflückt, brachte sie und übergab sie dem Sittich. Als der Sittich die Blüten erhalten hatte, sagte er nicht Lebewohl und nicht Gott befohlen, sondern flog sofort davon. Die Maina aber, als sie diesen Verrat des Sittichs sah, nahm ihre Tochter mit sich und flog hinter ihm her. Nach einer ziemlichen Strecke blickte der Sittich sich um, und was sah er – verflucht noch mal – da kommen ja mit äußerster Geschwindigkeit die Maina und ihre Tochter hinter ihm hergeflogen! Als der Sittich das sah, flog er mit aller Kraft, flog atemlos und flog atemlos und fiel schließlich in den Schoß seines Königs. Wie der König den Sittich sah, freute er sich und sagte zu ihm: »Liebling, du bist ja ganz aufgeregt! Ist denn alles in Ordnung?« Darauf gab ihm der Sittich zur Antwort: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger – hinter mir kommen zwei Plagen an, bringt die mal weg!« Daraufhin tröstete der König den Sittich: »Liebling, mach dir keine Gedanken, du bist jetzt zu Hause bei deinem Herrn!« Der König nahm von dem Sittich die Blüten des Mor-Baumes und befahl den Dienern: »Macht sofort warmes Wasser, legt diese Blüten hinein und badet mich!« Die Diener gehorchten dem Befehl und badeten den König in dem Wasser mit den Mor-Blüten – dann, nach dem Bad, war es dort, wo die Wunden gewesen waren, jetzt trocken, und der ganze Körper des Königs war rosig wie Rosen. Da brachte der König dem Herrgott seinen Dank dar, und sie feierten und waren fröhlich.

Diese Fröhlichkeit und die Festlichkeiten waren noch im Gange, als die Maina und ihre Tochter bei dem König ankamen und zu ihm eilten und dem König die Geschichte von dem Versprechen des

Sittichs von Anfang bis Ende erzählten. Als der König diese Geschichte der Maina hörte, blickte er auf den Sittich. Daraufhin sagte der Sittich zum König: »Mein verehrter Herr, ich habe das Heiraten satt, weil die heutigen Weiber einen nicht in Ruhe leben lassen. Vielleicht habt Ihr die Geschichte von den beiden Brüdern noch nicht gehört? Gut, diese Geschichte werde ich Euch heute nacht erzählen, und dann werdet Ihr selbst der Schiedsmann!« Der König ließ in der Stadt ausrufen: »Heute nacht wird mein Sittich eine Geschichte erzählen!« Die Leute, die diese Ankündigung hörten, kamen, als die Sonne sank, wie Scharen von Nachtvögeln zusammen, und zur Nacht begann der Sittich mit seiner Geschichte. Er sagte:

»Majestät, es waren einmal zwei Brüder, die in verschiedenen Orten wohnten. Einer von ihnen zog immer umher und der andere war seßhaft. Der umherziehende Bruder pflegte monatlich zu seinem seßhaften Bruder zu kommen und ihm von seinem elenden Zustand zu erzählen, nahm ein bißchen von ihm mit und ging wieder weg. So holte sich der umherziehende Bruder für ein paar Jahre von seinem seßhaften Bruder jeden Monat Unterstützung. Endlich einmal sagte die Ehefrau des seßhaften Bruders zu ihrem Mann: »Es ist doch nicht schön, wie dein Bruder dich ausnutzt. Schließlich haben wir doch auch Kinder. Was man hat, das hat man!« Der Monat war um, da kam der umherziehende Bruder wieder zu seinem seßhaften Bruder, traf seine Schwägerin und fragte nach seinem Bruder. Seine Schwägerin sagte zu ihm: »Bruder, dein Bruder ist nach draußen gegangen und wird morgen wiederkommen.« Gut, diese Nacht blieb er dort und aß das Essen und übernachtete sogar auch noch da! Seine Schwägerin kannte etwas Hexerei. Sie machte es so, daß sie über ein Halsband einen Zauberspruch rezitierte und dies an den Hals ihres Schwagers band. Sobald sie ihm das Band umgebunden hatte, wurde der arme Kerl in Gegenwart seiner Schwägerin zu einem richtigen Rind!

Als es Morgen wurde und ihr Mann nach Hause kam, da sah er im

Hause ein Rind angebunden und fragte seine Frau: Wem gehört denn dieses Rind?« Die Frau gab ihm zur Antwort: »Mann, gestern ist der Bruder gekommen und hat dieses Rind hierher gegeben, damit es arbeitet.« Als er das hörte, freute er sich sehr, und am anderen Tage, früh am Morgen, band er das Rind an seinem Wasserschöpfrad an und ließ es laufen und laufen, bis der Tag zu Ende war; dann brachte er es zurück, warf ihm einen Arm voll Stroh und einen halben Trog Wasser vor und ließ es an einem Nagel angebunden dort stehen.

So vergingen eine Reihe von Tagen. Eines Tages bewirkte Gott, daß der umherziehende Bruder in der Gestalt des Rindes gerade das Wasserschöpfrad drehte, als dort ein Hochzeitszug vorüberzog. Als sie den Brunnen sahen, kamen alle Hochzeitsgäste mit der Absicht, Wasser zu trinken, her und warteten dort, und alle Männer tranken der Reihe nach Wasser. Da kam von der Braut plötzlich ein lautes Gelächter. Als die Hochzeitsgäste die Braut so gewaltig lachen sahen, wunderten sie sich sehr und fragten sie nach dem Grund ihres Gelächters. Da sagte die Braut zu ihnen: »Dieses Rind, das ihr da am Wasserrad arbeiten seht, das ist in Wirklichkeit gar kein Rind, sondern ein Mensch; der ist durch die Gewalt einer Zauberin zum Rind geworden!« Als die Hochzeitsgäste diese Worte der Braut hörten, fingen sie alle an sie auszulachen. Als die Braut das sah, sagte sie keinen Ton, stieg aus der Sänfte herab, ging geradewegs auf das Schöpfrad zu, stieß das Rind am Hals und löste das Halsband, und da wurde das Rind vor aller Augen sogleich zum Menschen. Als der Bruder des »Rindes«, der dort auch war, das sah, sagte er höchst verwundert: »Hallo Bruder, du bist's?« Daraufhin sagte der umherziehende Bruder: »Fein, was ihr da mit dem Bruder angestellt habt!« und erzählte ihm die Geschichte mit seiner Schwägerin von Anfang bis Ende. Als sein Bruder das alles hörte, bekam er seine Frau satt. Und andererseits – jener Bräutigam, der seine Braut im Hochzeitszug mit sich führte, der lehnte sie jetzt auch ab und sagte: »Wer Zauber erkennen und lösen kann, der

wird vielleicht auch selbst zaubern können!« Schließlich gingen die beiden Brüder und als dritter jener Bräutigam von dort weg und verließen ihr Heimatland. Sie zogen immer weiter und immer weiter – und schließlich kamen sie in einer Residenzstadt an. Dort mieteten sie einen Platz und wohnten nun da. Nach einigen Tagen wurden die Ehrbarkeit und die Tugenden dieser drei Leute in der ganzen Stadt berühmt, und ihr Ruhm gelangte bis zu den Ohren des Königs. Der König schickte Männer, ließ diese drei zu sich rufen und machte sie zu seinen Palastwächtern. Nachdem etwa ein Jahr vorübergegangen war, sagte ihnen der König, sie sollten heiraten. Alle drei – als sie etwas vom Heiraten hörten – legten dem König dar: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Wir haben es satt, zu heiraten!« Aber das Wort des Königs geht vor, und er ließ endlich mit Gewalt diese drei armen ehrenwerten Männer verheiraten, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit ihren Frauen zusammenzuleben.

Majestät, hört jetzt noch etwas über die spätere Lage. Als diese drei Personen die Heimat verlassen hatten, was tat die eben verheiratete Braut? Sie suchte und fand zunächst die Frauen dieser beiden Brüder, und dann berieten sie sich; um ihre Männer zu suchen, wurden sie durch die Macht des Zaubers zu schwarzen Hähern, und alle drei flogen davon. Sie flogen und flogen, und schließlich gelangten sie in das Königreich, wo ihre Männer lebten. Eines Tages saßen ihre Männer in traulichem Verein mit ihren Frauen, als diese drei Häher plötzlich ankamen und sich auf die Mauer ihres Hauses setzten. Als sie die Männer mit den anderen Frauen sitzen sahen, fingen sie an zu schreien. Als sie das sahen, sagten die richtigen Frauen zu ihren Männern: »He, Männer, hattet ihr etwa schon vorher Frauen?« Daraufhin merkten diese drei armen Kerle etwas und antworteten: Vorher waren wir niemals verheiratet!« Daraufhin sagten die Frauen wiederum: »Die Häher, die da auf der Mauer sitzen, die sagen immer: ›Das sind sie, das sind sie!‹« Endlich, nach einigem Hin und Her, gaben die armen ehrenwerten Männer die

Wahrheit zu. Als die Frauen das hörten, sagten sie zu ihnen: »Diese eure früheren Frauen sind die schwarzen Häher, und wir werden uns jetzt zu gefleckten Hähern machen, und dann werden wir mit ihnen kämpfen und kämpfen, und wenn wir sie auf die Erde geworfen haben, dann macht ihr es so, daß ihr diese schwarzen Häher ganz totschatzt und wegwerft!« Die drei Frauen sprachen's, wurden im Handumdrehen zu gefleckten Hähern und flogen hoch, um mit den schwarzen Hähern zu kämpfen. Immer weiter kämpften die schwarzen und die gefleckten Häher, bis sie alle herunterfielen. Da sagten die drei Freunde zueinander: »Welche werden nun erschlagen und welche am Leben gelassen?« Da rief derjenige unter ihnen, der die neue hübsche Braut aufgegeben hatte: »Laßt weder die schwarzen noch die gefleckten leben!« Daraufhin nahmen diese drei Knüppel in die Hand und wandten die auf alle sechs an, und sie schlugen sie allesamt tot. Und dann wandten sie sich von dort in eine andere Gegend.

Nun, Majestät, so geht das mit den heutigen Frauen – deswegen werde ich niemals, nein niemals heiraten!«

Als der König das Wort des Sittichs hörte, blickt er zu der Maina. Daraufhin legte ihm die Maina dar: »Majestät, Ihr habt vielleicht die Geschichte vom Kaufmann und seiner Frau nicht gehört, in der die Treue der Frau so hoch gelobt wird – und diese Geschichte werde ich Euch morgen nacht hören lassen! Dann seid Ihr bitte der Schiedsrichter!« Als die zweite Nacht glücklich kam und Gottes Geschöpfe sich versammelt hatten, da begann die Maina mit ihrer Geschichte:

»Majestät, es war einmal ein Kaufmann, dem die göttliche Macht eine solche Frau gegeben hatte, daß im Hause keines Königs es eine so wunderbar liebevolle Frau gab, schöner als alle Feen. So viel Schönheit Gott der Dame gegeben hatte, so viel Adel hatte er ihr auch verliehen. Aber dieser Kaufmann war im Herzen sehr mißtrauisch. Deswegen ging er nicht sehr lange aus, um Handel und Wandel zu treiben. Als seine Frau das bemerkte, sagte sie einmal zu

ihm: »Mann, du treibst überhaupt keinen Handel – schließlich, wie lange werden wir noch etwas zu essen haben! Wenn du mir nicht vertraust, dann mach es so, daß ich dir milchweiße Kleider wasche und denen meine Reinheit anvertraue. Du zieh diese Kleider an und geh, in welches Land es dir gefällt, und treibe deine Handelsgeschäfte. Wenn sich auf diesen Kleidern irgendein Flecken zeigt, dann sollst du wissen, daß ich dir untreu geworden bin!« So zeigte sie diesen und jenen und allerlei Wege, und schließlich machte sich der Mann bereit, für Handelszwecke ins Ausland zu ziehen, und er füllte seine Boote mit Handelsgütern und machte sich auf die Reise. Er reiste immer weiter, er reiste immer weiter und kam in einem Lande an, und mit dem Gedanken, seine Einkünfte zu verbessern, ließ er die Boote in einem Hafen anlegen. Dort gab es das Gesetz der Prinzessin, daß jeder Kaufmann, der da kam, unbedingt mit ihr Würfeln spielen mußte. Wenn der Kaufmann dieses Spiel gewann, dann brauchte er keinerlei Steuern und Abgaben zu zahlen, und wenn er geschlagen wurde, dann mußte er als Gefangener bei der Prinzessin bleiben, und seine Boote mit aller Fracht wurden beschlagnahmt.

So kam dieser Kaufmann zu jener Prinzessin, um Würfeln zu spielen, und das Spiel begann. Aber der Kaufmann verlor das Spiel. Die Prinzessin gab ihrer Dienerin Befehl: »Der Kaufmann soll in einen dunklen Raum gesperrt werden, und seine Boote mit Fracht sollen beschlagnahmt werden!« Sobald dieser Befehl kam, wurde der Kaufmann in einen dunklen Raum gesperrt und alle seine Boote und Fracht beschlagnahmt. Kaum waren ein paar Tage vergangen, da kam zu derselben Prinzessin ein Ölpresser, um von ihr einen Sklaven zu kaufen. Da brachten sie den Ölpresser in jenen Raum, wo der Kaufmann und die anderen Gefangenen der Prinzessin festgehalten wurden. Der Ölpresser sah sich gründlich um, und unter allen Gefangenen sah er diesen Kaufmann als etwas leichter und sanfter an, nahm ihn mit und ließ ihn auf seiner Ölprelle arbeiten. So arbeitete und arbeitete der Kaufmann auf der Ölprelle, und

mehrere Monate verstrichen. Der König jenes Reiches pflegte täglich dort vorüber zu gehen und sah, daß die Kleider des Kaufmanns immer weiß und leuchtend waren. Da er das täglich sah, dachte der König bei sich: ›Das muß bestimmt irgendeinen Grund haben – wie könnten sonst seine Kleider bei einer so schweren und schmutzigen Arbeit weiß bleiben?‹ So ließ er eines Tages einen Hausierer kommen und sagte zu ihm: »Auf der und der Ölmühle arbeitet ein Mann, dessen Kleider immer weiß sind. Geh mal hin und quetsch ihn aus, was wohl die Ursache dafür ist!« Als der Hausierer dieses Wort des Königs hörte, lief er sofort dorthin und redete mit dem Kaufmann über alles mögliche und kam schließlich zu seinem Ziel und fragte ihn nach dem Grund, weshalb seine Kleider immer weiß blieben. Der Kaufmann ließ sich auch von ihm umgarnen und erzählte ihm die Geschichte von seiner Frau von Anfang bis Ende. Der Hausierer stand von dort auf und erzählte die Geschichte ganz genau dem König. Als der König das hörte, gab er dem Hausierer Befehl: »Innerhalb eines Monats bringst du diese Frau zu mir!« Sprach's, füllte für den Hausierer Boote mit Gütern und schickte ihn dorthin, unter dem Vorwand, er solle dort Handel treiben. Nach einigen Tagen erreichte der Hausierer das Land des Kaufmanns und suchte und fand die Frau des Kaufmanns und sagte zu ihr: »Mutter, dein Mann, der Kaufmann, hat in unserem Königreich mit der Prinzessin Würfel gespielt; sie hat ihn gefangengenommen, und jetzt arbeitet er bei einem Ölpresser und dreht die Presse. Er hat mich geschickt und gesagt: ›Erzähl das meiner Frau und bring sie hierher.‹« Die Frau des Kaufmanns, die außerordentlich klug war, bewahrte die Sache in ihrem Herzen und sagte zu dem Hausierer: »Morgen komm bitte mit all deinen Dienern, damit sie meinen Besitz nehmen und ihn auf die Boote laden, damit wir dann weggehen können!« Als der Hausierer das hörte, freute er sich innerlich sehr. Danach machte es die Frau des Kaufmanns so, daß sie ihre eigenen Leute hereinholte und im Haus sitzen ließ. Es war gerade Morgen geworden, da rief der Hausierer alle seine Die-

ner zusammen und kam bei ihr an – aber er war noch kaum in das Haus des Kaufmanns eingetreten, als die Leute der Kaufmannsfrau über sie herfielen, sie in Kisten packten und ins Meer warfen. Dann zog die Frau des Kaufmanns Männerkleider an, bestieg das Boot des Hausierers und ließ die Boote hinterher abfahren. Endlich nach einer Reihe von Tagen, erreichte sie das Königreich, wo ihr Mann im Unglück gefangen war. Gleich beim Aussteigen erkundigte sich die Frau des Kaufmanns in der Stadt: »Auf welche Art spielt die Prinzessin Würfel?« Daraufhin erzählten die Leute ihr: Wenn die Prinzessin Würfel spielt, dann zündet sie eine Lampe an und setzt sich hin, und in deren Licht spielt sie!« Die Frau des Kaufmanns wunderte sich sehr: »Warum zündet denn die Prinzessin eine Lampe an, wenn sie spielt, und spielt nicht bei Tage und nicht am Feuer und nicht bei einer Kerze – also, wenn sie spielt, dann bestimmt bei einer Lampe, und immer gewinnt sie das Spiel! Da steckt bestimmt ein Geheimnis dahinter!« Sie grübelte und grübelte und fragte und fragte, bis sie schließlich begriff, woran es eigentlich lag. Die Sache, Majestät, war nämlich die, daß die Prinzessin zwei Mäuse dressiert hatte, die sie zur Zeit des Spiels in ihren Achselhöhlen versteckte, und wenn der Gegenübersitzende eine Sechs hatte, dann kam die eine Maus der Prinzessin und löschte die Lampe, und die andere Maus rannte und warf die Sechs um. Auf diese Art hatte die Prinzessin so viele Kaufleute übers Ohr gehauen. Als die Frau des Kaufmanns diesen Trick begriffen hatte, was machte sie da – sie erwarb sofort ein paar Kätzchen, und dann setzte sie sich hin, um wie üblich mit der Prinzessin Würfel zu spielen. Während sie so spielten, und die Frau des Kaufmanns die Sechs warf, da ließ die Prinzessin ihre Mäuse los, aber die Frau des Kaufmanns ließ die Kätzchen sofort los, die sogleich die Mäuse packten – und die Prinzessin verlor das Spiel! Da sagte die Frau des Kaufmanns zu der Prinzessin: »Laß all die Kaufleute sogleich frei, die bei dir gefangen sind!« Die Prinzessin antwortete ihr: »Jetzt werden dir alle die gefangenen Kaufleute übergeben werden – du

bist frei darin, was du über sie entscheidest.« Da holte die Frau des Kaufmanns alle Kaufleute, ließ sie frei und entsprechend den Zeichen, die sie von dem Hausierer erhalten hatte, suchte und fand sie ihren Mann, gab dem Ölpresser Geld und kaufte ihn frei, und dann kehrten Mann und Frau nach Hause zurück, und nach einer Reihe von Tagen der Reise erreichten sie heil und gesund ihre Heimat. Dies, Herr, sind solche Frauen, die ihren Männern neues Leben schenken!«

Als der König die Geschichte der Maina hörte, blickte er auf den Sittich; aber der Sittich zog sich abwehrend zurück.

Schließlich sagte der König zu der Maina: »Frau Maina, du hast mir einen so großen Gefallen getan, aber was kann ich machen? Auch du weißt, daß man Henna nicht mit Gewalt auftragen kann, und wenn es dann klebt, dann bleibt es nicht fest. Nun, bleib doch mit deiner Tochter bei mir, und was immer ich für dich tun kann, das will ich immer tun – vielleicht wird das Herz des Sittichs doch eines Tages umkehren und er nimmt deine schwarze niedliche Tochter mit ihrem kohlepehrabenschwarzen Gesichtchen doch noch!« Daraufhin entbrannte die Maina im Zorn und ging mit ihrer Tochter dorthin, wo sie hergekommen war – und dann fingen der König mit seinem lieben kleinen Sittich und mit seinen Untertanen an, sehr, sehr, ja ganz gewaltig fröhlich zu leben!



## 26. Der kluge Affe



in armer Mensch lebte mit seinem betagten Mütterchen in einer Hütte. Bei ihnen war immer Nacht und nie Tag – kurz, sie verbrachten eine sehr kummervolle Zeit. Eines Tages sagte die alte Mutter zu ihrem Sohn: »Junge, hier sitzt du und grübelst – ich möchte, daß du in ein anderes Land gehst und ein bißchen verdienst, so daß ich dich verheiraten und meinen Herzenswunsch erfüllen kann. Lieber Gott – wann wird mir dieser Wunsch erfüllt werden!« Sprach's, zog einen Groschen heraus, den sie in all den Jahren gespart hatte, und gab ihn ihm. Der Junge nahm die Münze von seiner Mutter, verabschiedete sich von ihr und verließ das Haus.

Er war erst ein kleines Stück aus der Stadt herausgezogen, als er einen Affen traf. Der fragte ihn wie geht's, wie steht's? Der Arme erzählte ihm alles. Als der Affe das hörte, tröstete er ihn und sagte zu ihm: »Freund! Zunächst einmal habe ich Hunger; bring du für diesen Groschen Kichererbsen, so daß zwei Personen essen und dann ein bißchen weitergehen können. Und dann ist es meine Sache, diese Wohltat wieder gutzumachen. Ich hoffe dich zu verheiraten, und dann werde ich irgendwohin gehen.« Jener Arme fand ein wenig Trost durch die Worte des Affen, ging in die Stadt zurück, brachte Kichererbsen, traf sich wieder mit dem Affen und legte die Kichererbsen vor ihn hin. Der Affe aß ein paar selbst und gab ein paar jenem Armen, und den Rest band er in ein Säckchen als künftige Wegzehrung. Nachdem sie Kichererbsen gegessen und Wasser getrunken hatten, standen die beiden auf und machten sich auf den Weg.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie einen Schakal trafen, der sie grüßte und wie geht's wie steht's fragte. Der Affe erzählte ihm die ganze Geschichte und gab ihm zwei, drei Kichererbsen zu es-

sen, die der Schakal auch fraß. Dann machte er sich mit ihnen zusammen auf den Weg, und sie erreichten ein kleines Dorf. Dort sahen sie, wie ein Ölpresser die Ölpreſse in Bewegung setzte. Da sagte der Affe zum Schakal: »Ich werde jetzt den Ölpresser ärgern, und du nimm jene Sense und renne weg!« Der Schakal weigerte sich, das zu tun; da sagte der Affe zu ihm: »Dann gib all die Kichererbsen zurück, die du gegessen hast!« So blieb dem Schakal nichts anderes übrig als die Sense zu bringen. Da sprang der Affe hoch, kletterte auf den Ochsen, der die Presse drehte, und fing an ihn zu stören und unruhig zu machen. Der Ölpresser folgte dem Affen auf den Fersen; währenddessen nahm der Schakal die Sense und rannte fort, und auch der Affe brachte sich vor dem Ölpresser in Sicherheit und kam wieder mit ihnen zusammen, und dann gingen sie weiter voran.

Sie waren kaum aus dem Dorf herausgekommen, als sie einen Barbier trafen, der, einen Beutel mit seinen Instrumenten auf der Schulter, seines Weges zog. Als der Affe den sah, sagte er zum Schakal: »Freund Schakal, jetzt reiß diesem Barbier mal seine Instrumente fort, oder gib mir all die Kichererbsen wieder, die du gefressen hast!« Schließlich umzingelten sie den Barbier, knurrten und bissen ihn und rissen ihm den Sack mit den Instrumenten fort. Sie gaben dem Armen die Sense und den Sack und gingen weiter mit ihm voran.

Sie waren noch nicht viel weiter gewandert, als sie eine Person sahen, die einen Dreschflegel trug. Da sagte wiederum der Affe zum Schakal: »Schakal, entreiß diesem Mann den Dreschflegel oder gib mir die Kichererbsen zurück!« Schließlich stimmte der Schakal dem zu. Dann holte der Affe Steine und begann sie auf den Mann zu werfen. Dieser arme Kerl stellte den Dreschflegel auf die Erde und verfolgte den Affen, und sogleich ergriff der Schakal seinen Dreschflegel und rannte davon. Als sich der Affe vor diesem Mann in Sicherheit gebracht hatte, kam er wieder zu ihnen, und die drei wanderten weiter.

So wanderten sie, als sie eine alte Frau erblickten, die mit einer großen Schale Lassi auf dem Kopf in die Stadt ging, um sie dort zu verkaufen. Da rief der Affe den Schakal: »Los, Freund! Entreiß der Alten die Schale, oder gib die Kichererbsen zurück!« Der Schakal wollte nicht, aber sie berieten sich schließlich und kreisten die Alte ein. Die Frau stellte die Schale auf die Erde und jagte sie fort. Zum Schluß knufften sie sie und schlugen sie, rissen ihr die Schale weg und übergaben sie jenem Armen, und dann wanderten sie weiter. Nachdem sie etwas weiter gegangen waren, sahen sie, daß ein Fakir – ein Musikant – auf einem müden Pferde daherkam. Da sagte der Affe wieder zu dem Schakal: »Nimm diesem Fakir dies Pferd und die Trommel ab und gib sie mir, oder gib mir die Kichererbsen zurück, die du gegessen hast!« Der Schakal zögerte, aber endlich mit Hängen und Würgen sagte er Ja. Da hielten die beiden den Fakir auf und machten ihn so ärgerlich, daß er vom Pferde stieg und sie verfolgte, und sogleich nahm der Arme die Trommel und setzte sich auf das Pferd. Als der Musikant das sah, rannte er auf sein Pferd zu, aber er konnte es nicht mehr erreichen, und so blieb er schließlich stehen und raufte sich die Haare. So waren dem Musikanten Pferd und Trommel weggenommen, und alle drei gingen weiter. Der Schakal hatte nun genug von ihnen; er dachte: »Ich will mich doch unter irgendeinem Vorwand von ihnen trennen, damit sie mich nicht irgendwo totschiessen.« Zuletzt, als sie immer weiter gingen, stahl er sich nach einer Seite davon, rettete sein Leben und lief von dem Affen und dem Armen weg.

Der Affe und sein Gefährte ritten nun den ganzen Tag auf dem Pferd, und schließlich war es bald soweit, daß die Sonne untergehen würde. Da sagte der Arme zu dem Affen: »Freund, wenn wir jetzt nahe an einem bewohnten Ort wären – ich bin schon sterbenshungrig und -durstig!« Der Affe tröstete ihn, trieb das Pferd an, und da waren sie nahe einer Stadt. Was taten sie – sie banden das Pferd an einem Baum an und gingen in die Stadt hinein. Was sahen sie – die ganze Stadt war leer und ringsherum pfliff der Wind durch

öde Straßen. Sie gingen umher und gingen umher und erblickten schließlich einen großartigen Palast. Sie gingen in den Palast, in dem sie eine schöne Frau sitzen sahen. Als diese Frau sie auf sich zukommen sah, sagte sie zu ihnen: »Dieser Platz gehört dem Dämon Rakas; wenn der kommt und euch sieht, dann wird er euch mit Haut und Haaren auffressen. Deswegen möchte ich, daß ihr ganz leise rasch von hier weggeht.« Sie sagten: »Wir sind völlig kraftlos, weil wir den ganzen Tag nichts gegessen und getrunken haben; erst gib uns etwas zu essen und zu trinken; dann, wenn der Dämon kommt, werden wir schon sehen!« Die Frau machte ganz schnell etwas Speise fertig und gab sie ihnen; sie aßen und tranken und wurden vergnügt und höchst munter und berieten sich mit der Frau. Schließlich setzten sie sich auf die obere Galerie.

Es war noch nicht viel später, als auf einmal ein scharfer Windstoß kam und gleichzeitig Regen fiel. Der Regen war kaum vorbei, als plötzlich ein gewaltiger Lärm ertönte und der Dämon hereinstürmte. Diese beiden Personen saßen oben auf der Galerie; sie sahen von ferne den Dämon kommen und sahen auch, daß seine Klauen mit Blut gefüllt waren. Kaum war er da, als er die Frau fragte: Wen hat man heute wieder in die Stadt kommen sehen? Sein Pferd war vor der Stadt draußen angebunden, das habe ich erschlagen.« Da sagte die Frau zu ihm: »Ich bin hier gefangen – wie sollte ich wissen, wer kommt und wer geht?« Sprach's und brachte ihm Essen. Der Dämon hatte kaum den Bissen zerkrümelt, um ihn in den Mund zu stecken, als der Affe, der auf der Galerie saß, anfang wie ein Schakal zu heulen. Der Dämon ließ das Essen, blickte nach oben und sagte: »He da! Wer bist du?« Darauf sagte der Affe zu ihm: »Sag du erst mal, wer du bist!« Darauf gab er ihm zur Antwort: »Ich bin der Dämon Rakas!« Darauf sagte der Affe zu ihm: »Und ich bin Bararrbakas!« Da fragte der Dämon ihn: Wer von uns ist stärker?« Der Affe sagte: »Das wollen wir gleich mal ausprobieren, dann werden wir es ja wissen!« Da sagte der Dämon: »Erst wollen wir mal Faustkampf machen!« Sprach's und

schlug den Affen so mit der Faust, daß er schwarz und blau wurde. Was tat der Affe da? Er nahm aus dem Beutel des Barbiers alle Instrumente in die Hand, ergriff sie und schlug sie auf den Dämon, daß das Blut nur so heraussprang. Dann sagte er zum Dämon: Wenn du noch irgendein Andenken hast, dann bitte schön!« Der Dämon zog seinen Zahn heraus und warf ihn auf den Affen, aber das hatte gar keine Wirkung. Der Affe rief ihm zu: »So, hier ist mein Zahn!« Sprach's und warf ihm die Sense des Ölpressers ins Gesicht, so daß er laut aufschrie. Dann warf er auch noch den Dreschflegel auf ihn und sagte: »Hier, da hast du mein Ohr, jetzt komm, laß uns mal Spucke austauschen!« Der Dämon spuckte ohne zu zögern; dann kam wieder die Reihe an den Affen, der die Schale mit Lassi ergriff und dem Dämon über den Kopf warf, daß der richtig gebadet wurde. Danach fing der Affe an die Trommel zu rühren.

Als der Dämon diesen Ton hörte, fragte er: Was ist das nun schon wieder für ein Geräusch?« Der Affe antwortete ihm: »Das ist das Geräusch meines Bauches, der Hunger hat; wenn ich dich aufresse, wird dieses Knurren aufhören.«

Als der Dämon das hörte, da rannte er ohne weiter nachzudenken weg, und es wurde ihm klar, daß der da eine noch größere Plage als er selbst war; deswegen wandte er sich ab und ward nicht mehr gesehen.

Nachdem der Dämon fortgerannt war, stiegen der Affe und der Arme herunter und kamen mit der schönen Frau zusammen. Der Affe sagte zu der Frau: »Jetzt bist du den Dämon los, jetzt mußt du diesen Mann da heiraten!« Die Frau stimmte dem zu. Da sagte der Affe zu dem Armen: »Jetzt laß die Trommel rühren und verkündet rings in der Umgebung, daß der Dämon für immer fort ist, und kein Grund zur Furcht mehr besteht, und wer immer in der Stadt wohnen möchte, der soll kommen und bequem wohnen!« Als man diesen Aufruf hörte, da zogen eine Menge Leute wieder in die Stadt, und in einigen Tagen war die Stadt wieder belebt und blü-

hend. Der Arme heiratete auch die schöne Frau und wohnte in ihrem Palast, und nach ein paar Tagen holte er auch sein betagtes Mütterlein aus dem Dorf, und dann lebten alle zusammen.



## 27. Das Butterhaus



s war einmal ein König, der war ganz eng mit seiner Königin verbunden – so sehr, daß er unbedingt alles das tat, was sie sagte. Einmal redete die Königin ihm ein, ein Wohnhaus aus Butter zu bauen. Der König fragte sie verwundert: »Woher soll denn so viel Butter kommen, daß man ein ganzes Haus bauen könnte?« Da sagte die Königin zu ihm: »Majestät, du spinnst wohl. Dein Reich ist doch so groß, und darin gibt es so viel Milchvieh – befiehl denen doch, zu kommen und sich hier zu versammeln, und dann befiehl ihnen: Wieviel Butter ihr am Tage produziert, die übergebt ihr dem Polizeichef! Wenn ein Weidevieh nicht gleich kommt, dann laß es aufhängen!« Am anderen Tag ordnete der König auf Befehl der Königin an, daß alles Milchvieh sein Weideland verlassen und sich in der Stadt versammeln sollte. Der König befahl ihnen: »Alle Butter, die ihr habt, die werdet ihr mir geben!« Am nächsten Tag ließ er alle Bauhandwerker in seinem Lande rufen und befahl ihnen: »Ich muß ein Wohnhaus aus Butter errichtet haben; deswegen laßt eure Arbeiten und arbeitet hier!« Als die Bauhandwerker eine derartige Rede hörten, da berieten sie sich untereinander: »Da werden wir durch diesen blöden König ja

schön aufgehalten! Aber man muß einen Plan machen, um sich zu retten.« Sie kamen nun zum König und sagten zu ihm: »Gut, Herr, ruft schnell Männer, daß sie Gräben ausheben, und wenn die Butter kommt, fangen wir an.«

Auf Befehl des Königs kamen die Bauleute, und die Butter kam auch; da legten die Arbeiter die Butter in die ausgehobenen Vertiefungen und fingen mit der Arbeit an. Das war am Morgen; deswegen war die Butter noch hart; die Klumpen fielen in diese ausgehobenen Gräben, die Mauern wuchsen höher und die Bauarbeiter arbeiteten. Aber als die Sonne etwas höher stieg, da fing die Butter an weich zu werden und ganz zu schmelzen. Die Bauarbeiter gingen sofort zum König und sagten zu ihm: »Majestät, die Butter ist unter der Hitze der Sonne völlig geschmolzen – was soll denn nun getan werden?« Darauf ging der König einen Augenblick in sein Haus und sagte zu der Königin: »Du hast gesagt ›Mach ein Butterhaus‹; die Arbeit ist auch im Gange, aber die Sache ist die, daß die Butter ganz geschmolzen ist. Was soll man nun machen?«

Die Königin sagte zum König: »Wie schrecklich blöde bist du doch! Alle diese vielen Vögel, die in deinem Reiche leben, die bring her und befehl ihnen, sich zu versammeln und mit ausgebreiteten Flügeln dazustehen, so daß in ihrem Schatten das Haus fertig wird!« Der König befahl, die Vögel zusammenzurufen. Vogel um Vogel kam, und als sie sich versammelt hatte, befahl ihnen der König, schattenspendend mit ausgebreiteten Flügeln dazustehen. Alle Vögel waren dem Ruf des Königs gefolgt; nur ein einziger winziger Mossirro-Vogel war nicht gekommen. Am nächsten Tage kam auch der Mossirro-Vogel. Der König fragte ihn: »He, Mossirro! Gib Auskunft, warum du gestern nicht gekommen bist!« Der Mossirro antwortete: »Herr, gestern hatten wir einen Disput in unserer Familie zu schlichten; deswegen konnte ich nicht kommen.« Der König fragte ihn: »Und was ist bei der Schlichtung denn herausgekommen?« Da antwortete der Mossirro: »Herr, wir haben miteinander diskutiert – der eine hat gesagt, es gibt mehr Männer,

und der andere hat gesagt, nein, es gibt mehr Frauen.« Daraufhin fragte der König: »Und was ist dann passiert?« Der Mossirro sagte: »Herr, wir haben gezählt: Welcher Mann sich nach dem Wort seiner Frau richtet, den haben wir auch unter die Frauen gerechnet. Und dadurch gibt es mehr Frauen.«

Der König dachte: ›Und *ich* lasse dieses Haus auf das Wort meiner Frau hin errichten – das heißt, ich bin auch ein rechtes Weib gewesen!‹ Er entließ sofort die Bauleute, ging in den Palast und schalt die Königin tüchtig aus. Und dann hörte er nie mehr auf die unsinnigen Ideen seiner Königin und begann sein Reich selbst in Ordnung zu halten.



## 28. Fürst Gutschmutsch und Wezir Tschitschmitsch



Der Sohn eines Wezirs war ganz versessen auf die Jagd. Als er einmal jagte, überschritt er die Grenze eines anderen Landes. Zum einen war der Weg unbekannt, zum anderen war er müde, und dazu war er noch schrecklich durstig, und so begann er hierhin und dorthin zu schauen: »Wo sehe ich jetzt bloß etwas, wo ich eine Weile ausruhen kann!« Nach einer Weile erblickte er einen Garten. Er ging geradewegs darauf zu, kam hinein und sah, daß es ein großartiger Garten war: in seiner Mitte war ein Brunnen, von dem Brunnen wurde ein Wasserschöpfrad getrieben, und so wurde der Garten bewässert. Er ging also direkt auf den Brunnen zu, trank aus dem laufenden Schöpfrad Wasser und tränkte sein Pferd. Plötzlich sah er den Gärtner und er bestieg sein Pferd. Der packte

die Hacke und stürzte auf ihn zu. Kaum war er da, so schrie er den Wezirsohn an: »O du Pferdebesitzer, du bist doch wohl nicht blind? Weißt du denn nicht, daß dies der Garten des Fürsten ist – und du tränkst dein Pferd aus dem Wasserschöpf rad? Jetzt wird das Wasser, das dein Pferd übriggelassen hat, in den Garten kommen und alle Blumen des Gartens werden verwelken und abfallen!« Der Wezirsohn antwortete ihm: »Herr Landwirt! Wie können denn die Blumen des Gartens von dem Wasser, das das Pferd übriggelassen hat, abfallen?« Als der Gärtner das hörte, packte ihn der Zorn; er nahm mit ganzer Gewalt die Stielhacke und schlug auf den Wezirsohn ein, so daß der den Hals brach. Dann schmiß er den Kopf in ein Wasserloch, warf den übrigen Körper draußen auf den Misthaufen, und das Pferd nahm er mit und band es bei seinem Hause an.

Ein paar Tage waren vergangen, aber der Wezirsohn war nicht heimgekommen. Der Wezir wartete sehr auf ihn. Er verbrachte die Tage mit Grübeln. Schließlich bat er seinen Fürsten um Urlaub und machte sich auf, seinen Sohn zu suchen. Er nahm ein paar Spurenläser mit sich, die die Spuren erkannten, so daß er in eben jenes Reich kam, wo sein Sohn erschlagen worden war. Als er vor jenem Garten ankam, erblickte er auf dem Misthaufen einen Leichnam. Der Wezir erkannte, daß dies der Leichnam seines Sohnes war. Er rief den Gärtner dieses Gartens und fragte ihn: Wer hat meinen Sohn getötet?« Der Gärtner sagte zu ihm: »Dein dummer Sohn hat sein Pferd mitten in den Garten gebracht und es getränkt. Wenn nun dadurch, daß der Huf des Pferdes das Wasser berührte, die Blumen im Garten des Fürsten verwelkt wären, dann hätte der sich geärgert und mich totgeschlagen. Wenn du dich beklagen mußt, dann geh nur zum Hofe des Fürsten – der wird dir schon seine Ungerechtigkeit zeigen!« Der Wezir ging geradewegs zum Hofe des Fürsten und führte Klage. Der Fürst sagte zu ihm: »Schön, komm doch bitte morgen, dann werden wir eine Entscheidung fällen.«

Der Wezir fragte in der Stadt: »Wie heißt denn der Fürst?« Die Leute sagten: »Gutschmutsch.« Und er fragte weiter: »Schön, und wie heißt sein Wezir?« Sie sagten: »Tschitschmitsch.« Als der Wezir diese beiden Namen hörte, verwunderte er sich sehr und dachte bei sich: ›Was sind das bloß für Namen!‹ Um es kurz zu machen, am nächsten Tag ging der Wezir zum Hofe. Dort saßen Fürst Gutschmutsch und Wezir Tschitschmitsch. Der Fürst sagte zu dem klageführenden Wezir: »Laß deine Klage hören!« Darauf erzählte er ihnen die ganze Geschichte. Als der Fürst den Hergang hörte, sagte er: »Das ist eine ganz schwierige Entscheidung! Aber bleib hier sitzen, damit ich meinen Wezir um Rat frage.« Fürst Gutschmutsch fragte nun seinen Wezir Tschitschmitsch um Rat, und der sagte: »Herr, die Sache ist doch ganz einfach. Dieser Mann soll seine Frau diesem Gärtner geben. Der Gärtner heiratet sie – und dann, wenn sie einen Sohn bekommen, dann wird der Gärtner den aufziehen. Wenn der Junge so alt wie der verstorbene Sohn dieses Mannes ist, dann nimmt der Mann einfach seine Frau und seinen Sohn zurück.« Als der klageführende Wezir diese Entscheidung hörte, staunte er sehr. Als er in der Stadt fragte, erfuhr er, daß der Name dieses Reiches Bedadi-nagar (Ungerechtigkeits-Stadt) war, und das so etwas hier Gerechtigkeit war. Ganz stumm nahm er den Leichnam seines Sohnes und kehrte in sein Reich zurück. Nachdem er seinen Sohn begraben hatte, ging er zu seinem Fürsten und erzählte ihm die ganze Geschichte und bat ihn um Urlaub: »Laßt mich gehen, damit ich Rache für meinen Sohn nehme!« Und der König gab ihm die Erlaubnis. Er gab nun alles andere auf und wandte sich nach Bedadi-nagar.

Nach einigen Tagen erreichte der Wezir Bedadi-nagar. Er lief in der ganzen Stadt herum und kaufte ein Lagerhaus, in dem er einige Säcke Getreide hinlegte. Dann ließ er in der Stadt verkünden: »Ich bin ein Getreidehändler; ich werde für den Preis, der in dieser Stadt üblich ist, achtmal so viele Maße Getreide geben. Wer Getreide haben möchte, der soll sein Geld vorher sammeln und mir brin-

gen!« Als die Bewohner der Stadt diese Ankündigung hörten, da berieten sie sich: »Das ist ja ein großartiges Geschäft!« Sie verkauften Gerätschaften, Schmuck und Juwelen, brachten Säcke und ließen das Geld sammeln. Als das Geld und der Schmuck der ganzen Stadt bei ihm zusammengekommen war, ließ er einen Ausrufer umherlaufen: »Heute wird das Getreidegeschäft losgehen, deshalb sollen alle Leute kommen und ihr Getreide abholen!« Die Leute versammelten sich in Scharen. Der Wezir öffnete einen Sack voll Getreide und stellte ihn vor sich. Die Leute wunderten sich, wie denn dieser eine Sack für all diese Leute genügen könnte. Schließlich brachte ein Kaufmann seine Säcke und setzte sich hin, um Getreide einzufüllen. Als der Mann, der das Getreide abwog, ein Fünfpfund-Maß hinstreckte, da kam der Wezir und ergriff ihn am Arm und sagte zu ihm: »Habe ich etwa gesagt, daß ich richtige aufrechte Maßgefäße voll geben will?« Die Kaufleute wunderten sich und fragten: »Na dann, wieviel?« Der Wezir sagte zu ihnen: »Die Maßgefäße werden umgekehrt und dann gefüllt – wenn ihr das annehmt, gut, wenn nicht, dann geht nur und beklagt euch beim Fürsten!« Die ganze Menge war höchst erstaunt. Dann liefen sie fort zum Fürsten und sagten: »Herr, so viel Ungerechtigkeit!« Fürst Gutschmutsch fragte seinen Wezir Tschitschmitsch: »Was ist denn nun wieder los?« Der Wezir legte ihm dar: »Herr, da ist ein Kaufmann, der hat gesagt, wieviel Maß Getreide die anderen Kaufleute in der Stadt für eine Rupie geben, davon werde ich das achtfache für eine Rupie geben – aber er hat nicht gesagt: ›ich werde die Maßgefäße richtig aufrecht füllen‹ – *umgekehrt* wird er nun das Maß füllen!« Als der König das hörte, wurde er verwirrt und fragte seinen Wezir: »Wezir – was kann man denn da bloß machen?« Der Wezir sagte: »Herr, die Entscheidung ist so, daß weder ihre richtig aufrechtstehenden, noch ihr umgekehrten Maße gefüllt werden, sondern auf der Seite liegend werden sie gefüllt.« Als Fürst Gutschmutsch diese Entscheidung hörte, freute er sich sehr und befahl sofort Wezir Tschitschmitsch, dies zu verkünden. Der We-

zir verkündete es allen Untertanen noch zu der gleichen Stunde. Als der Wezir, dessen Sohn zu Unrecht getötet worden war, diese Ankündigung hörte, da verlor er den Boden unter den Füßen: er dachte sich, daß der Fürst ihn rufen und fragen werde: ›Mann, woher ist dir der Plan mit den umgekehrten Maßgefäßen gekommen?, und dann würde er zu dem Fürsten sagen: ›Herr, das ist ein Plan, der dem entspricht, daß mein Sohn getötet worden ist und ich meine Frau dem Gärtner geben soll, damit er einen Sohn kriegt, ihn erzieht und ihn mir nach zwanzig Jahren wiedergibt. Denn hier ist das Gebiet von Fürst Gutschmutsch und Wezir Tschitschmitsch, wo alles verkehrt herum geht‹ Und der Arme blieb schweigend in einer Ecke sitzen. Da setzte sich Wezir Tschitschmitsch hin und nahm mit eigenen Händen Getreide aus dem Sack und füllte den Kaufleuten die auf der Seite liegenden Maßgefäße. Nun, in die liegenden Maßgefäße kamen kaum zwei, drei Körner, und der volle Sack wurde für die ganze Stadt kaum aufgebraucht. Da ließ der Wezir von der Blutrache für seinen Sohn ab; er hatte das gesamte Vermögen der Einwohner von Bedadi-nagar gesammelt, seine Satteltaschen gefüllt, stand auf und ging fort. Nach einigen Tagen kehrte er gesund zurück und erreichte seine Heimat, dankbar dafür, daß er lebendig zurückgekommen war und daß sein Kopf nicht auch so verloren ging wie der seines Sohnes.



## 29. Kaiser Sahne-Ahne und das Weidevieh



ines Tages gab Kaiser Sahne-Ahne (Khir-pir Badschah) seinem Wezir den Befehl: »Verkünde öffentlich im ganzen Walde: am Freitag vor dem Mittag sollen alle die Tiere, die Milch geben, sich an Unserem Hofe einfinden, damit Wir ihre Milch sehen können!« Der Wezir gehorchte und ging sogleich in den Wald, um die Proklamation zu verkünden. Alle Haustiere wunderten sich höchlichst, warum Kaiser Sahne-Ahne wohl ihre Milch prüfen wollte, und jedes einzelne sagte: »Meine Milch ist gut!« So viel Mäuler so viel Worte – schließlich vergingen die Tage mit all dem Gerede, und der Freitag dämmerte herauf.

Unter allen Tieren bemühte sich als erste die gute dicke Büffelkuh, zuerst zum Hofe des Kaisers Sahne-Ahne zu kommen. Als die Dämmerung kam, machte sie sich zum Palaste auf, sich grasend von Platz zu Platz schleppend. Als sie dort ankam, war noch kein anderes Tier angelangt, selbst Kaiser Sahne-Ahne war noch nicht zur Audienz erschienen. Was machte sie – bescheiden senkte sie den Kopf und stellte sich an die Seite. Als die Sonnenstrahlen auftauchten, erschien Kaiser Sahne-Ahne mit seinen Emiren und Weziren im Audienzraum. Als sein Blick auf die Büffelkuh fiel, freute er sich sehr, hieß sie willkommen und sagte zu ihr: »Frau Büffelin, ich bin ganz besonders erfreut, daß du eher als alle anderen gekommen bist. Jetzt segne ich dich, damit die folgenden Eigenschaften in deiner Milch enthalten sein mögen: erstens soll deine Milch immer fett bleiben, zweitens sollen in deiner Milch immer kräftigende Dinge sein, drittens soll in deiner Milch Wohlgeruch sein, ein Wohlgeruch, der ganz langsam vergeht und schließlich am Tage des Aufhörens verschwindet; viertens, da du als erste unter allen Tieren gekommen bist, wird deine Milch besser als die aller anderen Tiere sein. Schließlich soll dir auch noch die Besonderheit gegeben wer-

den, daß deine Milch besser als die aller anderen Tiere zu kirnen sein wird, so daß Butter und Buttermilch daraus wird, welche die Menschen mit Genuß essen.« Dann gab Kaiser Sahne-Ahne seinem Wezir den Befehl: »Bring die Frau Büffelkuh in das Akazienwäldchen.« Der Wezir brachte sofort die Büffelkuh dorthin.

Drüben im Walde aber, als dann die Sonne ein wenig höher aufstieg, kamen alle anderen Tiere an einem Platz zusammen und beratschlagten miteinander, wie man zu Kaiser Sahne-Ahne gehen sollte. Der eine sagte dies, der andere das, aber sie konnten sich nicht entscheiden. Als die Kuh diese Lage der Tiere sah, dachte sie: »Mein Gott, worüber denken die nur nach! Ich werde derweil an den Hof des Kaisers gehen!« Sie hielt den Mund, ging beiseite und schritt rüstig aus. Als die Kuh in der Audienzhalle des Kaisers Sahne-Ahne anlangte, war die Sonne schon ganz hübsch hoch gestiegen, aber der Kaiser bewillkommnete sie und gab ihrer Milch all die folgenden Eigenschaften: zunächst, daß ihre Milch weder zu dick noch zu dünn sei, sondern ganz ebenmäßig, und daß sie gut zu kirnen sei, und daß darin die richtige Quantität Fett sein sollte. Dann gab er seinem Wezir den Befehl: »Bring dieses Tier auch in das Akazienwäldchen.« Der Wezir brachte die Kuh dorthin.

Die Verhandlungen der Tiere im Walde schienen überhaupt nicht zu Ende zu kommen. Als das Schaf diese Situation sah, dachte es: »Von hier muß man weggehen; hier ist kein Büffel mehr und keine Kuh und auch kein Kamel, die müssen zweifellos dort schon angekommen sein – warum soll nicht auch ich mich aufmachen und mich zählen lassen?« Das arme Schaf brach also auch von dort auf. Es ging so dahin, als es auf dem Wege das Kamel traf, das dort Pilu-Sträucher fraß. Als das Schaf das sah, sagte es zu ihm: »Liebe Kamelin, komm doch, laß uns zum Kaiser Sahne-Ahne gehen!« Die Kamelin antwortete ihm: »Geh du nur, ich komme doch noch vor dir an! Ich setze einen Fuß hierhin, einen Fuß dahin, und so komme ich auch an! Denk du nur an deine eigenen Angelegenheiten!« Dieses Wort traf das Schaf ins Herz, es verabschiedete sich

und ging vorwärts. Als das arme Schaf in der Audienzhalle ankam, stand es mit gesenktem Kopfe da. Dem Kaiser Sahne-Ahne gefiel die demütige Haltung des Schafes sehr, und er sagte sogleich zu ihm: »Du gefällst mir ebensogut wie der Büffel, und in deiner Milch sollen die gleichen Eigenschaften enthalten sein wie in der Büffelmilch, nur wirst du nicht so viel Milch haben wie ein Büffel, und aus deiner Milch wird nicht so viel Buttermilch und Butter kommen!« Das Schaf akzeptierte die Entscheidung des Kaisers mit großer Freude. Und der Kaiser sagte dann dem Wezir, er solle es zu einer Grünfläche bringen.

Im Walde fiel plötzlich der Ziege ein, sich abzusetzen. Sie ging fort und traf auf dem Wege das Kamel, das da graste. Die Ziege sagte ihm, es solle doch mitgehen, aber das Kamel gab ihm die gleiche Antwort wie es dem Schaf gegeben hatte. Der Ziege ging das zu Herzen, und sie lief mit Mühe, um bei der Audienz zu sein. Als die Ziege in der Audienzhalle ankam, war es ganz kurz vor Mittag, aber Kaiser Sahne-Ahne erbarmte sich ihrer und sagte: »Deine Milch wird ganz leicht und wenig sein; aus der Milch wird man keine Butter machen können, und deine Milch wird einen üblen Geruch haben. Nun geh von hier fort, und welchen Zweig du immer siehst, den wirst du essen.« Die Ziege grüßte höflich, stand auf und ging weg, und was immer sie an Zweigen auf dem Wege fand, die fraß sie. Als es genau Mittag geworden war, da kam die Kamelin zur Audienz – einen Fuß hier, einen Fuß dort, so stapfte sie in die Audienzhalle. Der Kaiser war sehr ärgerlich über die Kamelin und sagte: »Du hast überhaupt kein Interesse gezeigt, weshalb dir als Strafe gegeben wird, daß deine Milch sich niemals kirnen lassen wird. Wenn deine Milch gemischt wird und neben die von Büffel, Kuh, Ziege und Schaf gestellt wird, dann wird deren Milch schlecht. Aber immerhin bist du gekommen; deswegen erlaube ich deine Milch als rituell rein, so daß die Reisenden unterwegs sie trinken dürfen. Nun geh weg – was immer du an Dornsträuchern siehst, darauf grase!« So sagte Kaiser Sahne-Ahne

und stand von der langen Audienz auf, um in seinen Palast zu gehen.

Was aber für Tiere nach Mittag kamen, die schickte der Wezir alle aus der Audienzhalle fort, weswegen ihre Milch auch zu nichts zu gebrauchen ist.



### 30. Sultan Schakal



in Schakal ging in den Laden eines Blaufärbers und sagte zu ihm: »Tauch mich doch mal richtig ins Indigofaß!« Um dem Schakal eine Freude zu machen, tauchte der Färber ihn einmal richtig ins Indigofaß. Als der Schakal seinen Körper mit Farbe bedeckt sah, war er begeistert. Dann steckte er sich Akaziendornen in die Ohren, ging zu den anderen Schakalen, beriet sich mit ihnen und gab sich selbst den Titel Sultan. Am Rande des Teiches kletterte er auf einen großen Haufen trockener Kuhfladen und setzte sich darauf. Da kam eine Herde Ziegen zum Teich, um daraus Wasser zu trinken. Das Schakal richtete sich zornig auf, hinderte die Ziegen daran, Wasser zu trinken und sagte: »Erst einmal lobt und preist mich, dann könnt ihr Wasser trinken!« Daraufhin sangen die Ziegen das Lob des Schakals:

»Auf einem Thron von Gold  
sitzt du, der duftet hold –  
Juwelen dir im Ohr,  
stellst du den Sultan vor!«

Als der Schakal dieses Preislied hörte, freute er sich sehr und erlaubte den Ziegen, Wasser zu trinken. So begannen auch andere Herden – Kühe, Büffel, Kamele und so weiter – zu kommen, die den Schakal preisen mußten, dann Wasser tranken und weiterzogen. Am Ende kam ein altes Schaf schnaufend, schnaufend zum Teich. Das Schaf war sehr durstig, und deshalb wandte es sich sogleich zum Wasser. Darauf schrie der Schakal es an und sagte: »Erst einmal preise mich, und dann trink Wasser!« Das Schaf sagte zu ihm: »Onkel, ich bin so schrecklich durstig, gestatte mir, daß ich erst Wasser trinke und dich dann preise!« Da gab der Schakal ihm Erlaubnis, Wasser zu trinken. Das Schaf trank sich richtig satt, ging etwas weiter, setzte sich neben einen Baum und begann sein Loblied zu singen:

»Auf einen Thron von Mist  
sitzt du, der stinkend ist!  
Und Stacheln dir im Ohr –  
stellst den Schakal recht vor!«

Als der Schakal das hörte, entbrannte er in Zorn und sprang auf das Schaf zu. Als das Schaf sah, wie wütend der Schakal war, und hierhin und dorthin schaute, erblickte es ein paar Jagdhunde. Es rief dem Schakal zu: »Onkel Schakal – nun guck mal, wie sie hinter dir her sind!« Als der Schakal die Jagdhunde sah, war er ganz entsetzt, wandte sich dem Walde zu und rettete sich. Und von da an nannte er sich niemals mehr Sultan.



### 31. *Der Schakal und der Gammler*



s war einmal ein Gammler, der jeden Tag gegen Abend bhang im Mörser zerstieß, zu dieser Zeit etwas trank und etwas in einen Lehmtopf legte und aufhob, das er nachts in kleinen Schlucken heimlich trank. Auf einmal gewöhnte sich ein Schakal daran, in seine Hütte zu kommen, und trank nachts sein gesamtes bhang aus. Der Gammler wunderte sich gewaltig – wo ist denn bloß das bhang hingegangen! Schließlich bemerkte er eines Nachts den Schakal und begann einen Weg vorzubereiten, um ihn zu fangen.

Was tat er – eines Tages machte er ein Netz zurecht und legte es über den Tontopf, versteckte sich in der Nähe und wartete da. Der Schakal war schon daran gewöhnt, sich zu dem Tontopf zu wenden, sobald er kam. Der Gammler hatte da bereits mit der Zugschnur gesessen, und daß der Schakal das Maul in den Topf steckte und er das Netz zuzog, war eines. Der Schakal war sicher und fest drin. Er machte viele Anstrengungen, freizukommen, aber das half alles nichts. Er blieb nun mal gefangen. Da kam auch der Gammler ihm näher, der hatte schon die Wut von Tagen in sich. Was tat der – er band dem Schakal einen Strick um den Hals, zog ihn heraus und band ihn an einem Pfahl an. Dann brachte er seinen Schuh und verprügelte ihn ganz gewaltig. Nun war es die tägliche Beschäftigung des Gammlers, über Nacht die trockenen Schuhe in einer Schüssel Wasser naß zu machen und am Morgen vorm Frühstück diese nassen Schuhe zu holen und ihn zu verprügeln. Dann gab er ihm etwas zu fressen und zu trinken. Als der Schakal immer wieder verprügelt wurde und immer schwächer wurde, dachte er bei sich: ›Freund, jetzt muß ich mir was einfallen lassen, um mich zu retten; sonst geht mein Leben noch mit Schuhschlägen zu Ende!‹ Er dachte nach, und endlich fiel ihm ein Plan ein. Als es Nacht wurde,

begann er zu heulen. Als die anderen Schakale seine Stimme hörten, fingen sie als Antwort auch an zu heulen, aber sein Geheul kam aus dem Inneren des Hofes, deswegen wandte sich kein Schakal aus Furcht dorthin. Schließlich berieten sich alle Schakale eines Nachts und schickten ihren ergrauten Helden zu ihm, um sich nach der Lage zu erkunden. Der ergraute Held der Schakale kam, traf ihn und fragte: Wie geht's, wie steht's, Herr Schakal – gib Auskunft, wie bist du denn hier so elend hergekommen?« Der Schakal erwies dem ergrauten Helden alle Höflichkeit und begrüßte ihn freundlich, dann antwortete er ihm: »Herr, Gottes Güte ist das! Ich schlug mich im Dschungel mit großen Schwierigkeiten durch; manchmal fand ich was zu fressen, manchmal auch nicht. Der Eigentümer dieses Hauses ist ein sehr wertvoller Mensch, der hat mich hier untergebracht. Er ist furchtbar nett zu mir. Jeden Morgen in der Frühe macht er eine Schüssel mit Reishülsenbrei fertig und setzt sie mir vor, und wenn ich dann gegessen habe, bin ich satt. So verlebe ich meine Tage in Bequemlichkeit und kühlem Schatten, und hin und wieder nun denke ich bei mir, daß es viel besser wäre, wenn ein so gemütliches friedliches tägliches Brot einem betagten Manne wie dir zuteil würde. Ich bin ja noch so jung; ich kann mir den Bauch füllen, indem ich herumlaufe und mich herumschlage.« Als der Held der Schakale diese Worte des gerissenen Schakals hörte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und er sagte zu dem gerissenen Schakal: »Lieber kleiner Freund, du sagst da wirklich die Wahrheit – für uns Alte ist es jetzt sehr mühsam, im Dschungel zu überleben, und wenn du mir diesen Gefallen tust, dann werde ich diese deine Wohltat mein ganzes Leben lang nicht vergessen. Du sagst, wie ich dich losmache, und dann setze ich mich an deine Stelle und verbringe hier die letzten Tage meines Lebens.« Der Schakal war schon auf dem richtigen Wege und sagte zu dem ergrauten Helden: »Ergrauter Held, wenn du wirklich damit einverstanden bist, dann gut! Mach es jetzt so, daß du den Strick von meinem Hals losmachst, den legst du dir

dann um den Hals und setzt dich hier neben diesen Pfahl. Früh am Morgen wird dir der Hausherr eine Schüssel Reisschalen zum Essen bringen. Genieße sie und sei glücklich, und bete weiterhin für mich!« Der alte Schakal tat all das, und der andere brachte sich in Sicherheit.

Am Morgen brachte der Gammler wie üblich die Schüssel mit den nassen Schuhen und stellte sie vor ihn. Als er diese Schüssel sah, da fing er an vor Freude hochzuspringen. Aber kaum war der Gammler gekommen, da holte er die nassen Schuhe aus der Schüssel und ließ sie auf seine Sprünge regnen. Er strengte sich sehr an, um loszukommen, aber wo er immer hinging, da fielen diese Schuhschläge auf ihn. An diesem Tag war er halbtot und fraß nicht und trank nicht. Dann dachte er bei sich: »Der Schakal hat mich ja ganz schön reingelegt.« Dann überlegte er, wie er sich jetzt wohl retten könnte. Als er am nächsten Tag den Gammler kommen sah, sagte er zu ihm: »Freund, ich bin ja gar nicht jener Schakal, sondern ein guter Ehrenmann unter den Schakalen und ein Freund des Königs. Ich bin hier durch Täuschung hereingefallen; nun, was hast du schon davon, daß du mich schlägst! Bitte, sei so gut und laß mich frei! Ich hoffe, daß ich dir als Dank dafür etwas geben kann, was dein Herz begehrt.« Der Gammler wurde durch diese Worte bewegt, glaubte ihm und ließ ihn frei. Der Schakal setzte sich nun ganz frei ihm gegenüber und sagte zu ihm: »Nun wünsch dir mal was!« Der Gammler sagte: Wenn du schon so sagst, dann verheirate mich mal mit der ältesten Tochter des Königs dieses Landes!« Der Schakal sagte: »Schön, so viel davon. Jetzt setz du dich hin und genieße, wie ich dir den Ehevertrag mit der Königstochter bringe!« Der ergraute Held der Schakale sprach's und ging zum königlichen Hofe.

Als der Schakal am Hofe des Königs ankam, machte er einen Satz und setzte sich neben den König auf den Thron. Der König sagte zu ihm: »Freund Schakal, sag mir – was ist der Grund für dein Kommen?« Der Schakal sagte zu ihm: Verehrungswürdiger, es

gibt da einen König, der möchte Eure älteste Tochter heiraten. Nun, wenn ihr einverstanden seid, ihm den Ehevertrag zu geben, fein – sonst ist er bereit, Krieg mit Euch zu führen! Nun, wie immer es Euch gefällt.« Als der König das hörte, wurde er erst rot vor Zorn, aber dann sagte er zu dem Schakal: »Freund, die Antwort darauf werde ich dir morgen früh geben.« Dann ordnete er an, ihn im königlichen Gästeraum unterzubringen. Der Schakal genoß die Nacht als Gast des Königs sehr. Er wurde sehr verwöhnt, und am nächsten Morgen rief der König ihn und gab ihm das Eheversprechen. Als der Schakal seinen ersten Erfolg sah, wurde er sehr vergnügt und lief seinem Versprechen gemäß zurück zu dem Gammler und sagte zu ihm: »Freund, jetzt tritt mal rasch Hochzeitsvorbereitungen! Aber, mein Lieber, höre gut zu – hast du irgend etwas im Hause?« Der Gammler sagte zu ihm: »Freund, ich habe nur zwei Kühe und ein lahmes Eselchen.« Der Schakal sagte zu ihm: »Nun schön, verkauf das Vieh und laß dir einen eleganten Anzug machen; alles andere überlaß nur mir, ich werde das schon selber arrangieren.« Der Gammler verkaufte sein Vieh, ließ sich einen feinen Anzug machen, und am festgesetzten Zeitpunkt gingen beide, Schakal und Gammler, los, um zur Hochzeit zu kommen.

Sie gingen und gingen und erreichten den Strom. Von dort lag die Residenzstadt ein wenig entfernt. Als sie zum Ufer des Stromes kamen, sagte der Schakal zu dem Gammler: »Bleib du jetzt hier sitzen, und ich gehe zum König und laß dir ein Reittier schicken. Du sei gescheit und reite bitte auf nichts anderem als auf einem Elefanten!« So sagte der Schakal, schlug ein paar Purzelbäume im Schlamm am anderen Ufer und kam geradewegs zum königlichen Hof. Als der König und der Wezir den Schakal in einem solchen Zustand sahen, waren sie höchlichst überrascht und fragten ihn: »Schakal, was hast du denn für Pech gehabt?« Der Schakal antwortete: »Herr, frag bitte nicht! Das Leben Eures künftigen Schwiegersohnes und meines Königs ist lang, so daß er gerettet wurde -

sonst, lieber Himmel, wo wären wir da jetzt!« Da befragte der König den Schakal noch viel verwunderter, worauf dieser zu ihm sagte: »Lange möget Ihr leben, Verehrungswürdiger! Gerade waren die Boote mit dem Hochzeitszug bei Flut hier angekommen, da erhob sich plötzlich ein Sturm, und alle unsere Boote sanken in die Tiefe; nur ich und der gesegnete König konnten uns retten. Sonst ist nicht ein Fetzen gerettet worden! Daher geht's mir so – bitte, schickt jetzt doch dem edlen König ein Reittier, denn der sitzt dort am Ufer!« Als der König das hörte, schickte er sogleich einen Zug Pferde. Aber der Gammler war ja vom Schakal belehrt worden, alle Reittiere außer dem Elefanten zu verachten. Deshalb schickte er diese Pferde zurück. Wiederum wurden auf Befehl des Königs Sättel auf gute Kamele gelegt und diese zu ihm geschickt, aber er schickte auch diese Kamele zurück. Schließlich ließ der König den Schakal rufen und fragte ihn nach dem Grund. Der sagte: »Majestät, auf Kamelen oder Pferden zu reiten ist doch eines Königs nicht würdig. Zäumt für unseren edlen König einen Elefanten auf und schickt den zu seinen Diensten, dann werdet Ihr sehen, wie er gleich kommt!« Der König tat das, und der Gammler ritt auch sofort zum König. Der König begrüßte ihn höflich und ließ ihn im königlichen Gästehaus wohnen, wo er saß und das gute Gäste-Essen genoß.

Eines Tages ordnete der König an, daß man den künftigen König, d.h. den Gammler, in das Obergemach der Prinzessin schicken sollte, damit er sie treffe und die beiden ihre Gewohnheiten kennenlernten, und danach sollte dann Hochzeit gemacht werden. Der Schakal machte ihm klar: »Freund, jetzt mußt du deine Mannhaftigkeit und Klugheit zeigen, sonst geht die Sache, die wir so schön vorbereitet haben, in die Brüche!« Nachdem die Sonne untergegangen war, zeigten sie ihm den Weg zu dem siebenten Oberstock der Prinzessin, und die Diener kamen hinter ihm her. Als er eintrat und wundersame Vorhänge und Stickereien sah, geriet er völlig aus der Fassung und sagte bei sich: »Ich, ein armer Gammler, wie soll ich

mit dieser ganzen Geschichte bloß fertig werden!« So brütete und überlegte er und lief die ganze Nacht wie verrückt in den unteren Räumen des Wohnhauses umher. Dann wurde es Morgen, und er kehrte zu seinem Aufenthaltsort zurück. In der nächsten Nacht ging es genau so. Der Schakal befragte ihn darüber. Der Gammler erzählte ihm die ganze Sache. Der Schakal sagte: Wenn dem so ist, dann muß ich mich jetzt von dir verabschieden, Freund!« Der Gammler beschloß: »Heute Nacht werde ich zu der Prinzessin kommen!« In der dritten Nacht ließen ihn die Diener in die Tür zum siebenten Stock – was tat er da? Er verband sich die Augen mit einem Taschentuch und kam schwankend und stolpernd im siebten Stock bei der Prinzessin an, umarmte sie mit voller Wucht, schmiß sie aufs Bett und fing an, sie nach allen Richtungen herumzuwerfen. Die arme Prinzessin war völlig entsetzt – »O Gott o Gott«, seufzte sie nur und rettete sich schließlich am Morgen vor ihm. Am Morgen erzählte der Gammler mit halbverschämtem Grinsen dem Schakal alles. Und als es Morgen war, berichtete auch die Prinzessin die ganze Geschichte und sagte: »Der kommt mir vor wie ein Wilder – wer hat den bloß zum König gemacht?« Als der König das hörte, wurde er nachdenklich und beriet sich sogleich mit dem Wezir. Der Wezir sagte: »Lang möget Ihr leben, Verehrungswürdiger. Jetzt muß man es so machen, daß man ihm sagt, er solle ein Meer-Pferd bringen. Wenn er ein richtiger echter König ist, dann weiß er, wie man ein Meer-Pferd bringt, andernfalls wird das Pferd ihn mit seinen Tritten völlig fertig machen, und wir werden von seiner Niedertracht gerettet, und die Sache wird dann auf sich beruhen.«

Am Morgen rief der König den Schakal und sagte: »Wir brauchen unbedingt ein Meer-Pferd. Sag das deinem König und laß es ihn bringen!« Der Schakal sagte: »Zu Befehl, Verehrungswürdiger; das ist ja eine Kleinigkeit!« Sprach's und erzählte dem Gammler die ganze Geschichte. Er sagte zu ihm: »Daß du bloß nicht verwirrt wirst! Du geh nur einfach mit mir, und wenn wir dorthin kommen,

kletterst du auf einen Baum und bleibst da sitzen. Den Rest werde ich selber machen. Wenn du siehst, daß das Pferd von all dem Rennen ermüdet ist, dann komm vom Baum herunter und klettere bitte darauf.« So riet er ihm, und früh am Morgen gingen die beiden dem Meere zu und fingen an das Ufer abzusuchen. Schließlich erblickten sie von ferne ein Pferd. Sie liefen lange umher, und als sie dem Pferd näher kamen, da kletterte der Gammler auf einen Baum und blieb da sitzen, während der Schakal anfang, das Pferd herumzuhetzen. Seit dem Morgen hatte er es laufen lassen, und nun war es Abend geworden. Da war das Pferd vom ständigen Rennen müde geworden und fiel erschöpft zu Boden. Eine Weile zitterte es, und schließlich stellte es sich unter den Baum, wo der Gammler saß. Da gab der Schakal dem Gammler ein Zeichen: »Jetzt los!« Der sprang auch sofort auf das Pferd. Daß er aufsaß und das Pferd sich wieder bemühte freizukommen, war eins. Es hatte sich kaum aufgebäumt, als der Gammler die Arme zum Baum ausstreckte und ihn ganz fest ergriff. Das Pferd versuchte alle möglichen Tricks, um loszukommen, aber aus Furcht vergaß es diesen Baum vollkommen. Endlich wurde der Baum von seiner Wurzel losgerissen. Nun war aber der Baum auf der Schulter des Gammlers, und der Gammler auf dem Hinterteil des Pferdes. Er brachte es heran; aber das Pferd war müde, das fing mit ein bißchen Mühe an, langsam zu laufen, und der Schakal führte es herum und herum und dann geradewegs in den Hof des Königs. Der König und der Wezir standen beide erwartungsvoll da. Als sie das sahen, waren sie höchst erstaunt und sagten: Verflixt noch mal, das ist doch ein richtiger Held!« Und der Wezir bestätigte es dem König: »Ja, das ist bestimmt ein Königssohn und ein Heros! Verwandtschaftsbande mit so einem heldenhaften Jüngling zu knüpfen ist recht und billig.« Der König war nun ganz überzeugt, und ohne jedes Nachdenken sagte er sofort zu. Dann wurden die Vorbereitungen für die Hochzeit des Gammlers mit königlichem Prunk begonnen. Schließlich ließ der König einen großartigen Palast errichten, ver-

heiratete den Gammler mit seiner ältesten Tochter, gab ihm reiche Mitgift und ließ sie in Glanz und Gloria dort wohnen, wo sie miteinander ihre Tage mit Vergnügen und Unterhaltung, mit Freude und Genuß verbrachten. Dann verabschiedete sich der Schakal eines Tages und ging wieder zurück in den Dschungel.



### 32. *Der Schakal und die alte Frau*

s war einmal eine alte Frau, die hatte keine Kinder. Deswegen pflanzte sie einen Pflaumenbaum vor ihrem Hause, bewässerte ihn und versorgte ihn, daß er wuchs. Nach einer Reihe von Jahren war dieser Pflaumenbaum ausgewachsen, und in der Pflaumenzeit trug er Früchte. Die Pflaumen waren schön reif, da dachte sich die alte Frau: ›Ich werde heute unter dem Pflaumenbaum saubermachen, den Hof ganz rein machen und morgen, wenn ich aufstehe, die Pflaumen schütteln und essen!‹ In dieser Nacht ging dort ein hungriger Schakal auf Suche nach Beute vorüber, als sein Blick auf die reifen Pflaumen fiel. Sachte sachte, Fuß um Fuß setzend kam er und stellte sich unter diesen Pflaumenbaum. Sollten da nicht gerade die beiden Hühner der alten Frau auch auf dem Pflaumenbaum sitzen? Das würde für den Schakal aber ein Fest werden! Der Schakal machte einmal mit den Zähnen ›krr krrr‹, da fielen die Hühner ihm schon klatsch klatsch vor die Füße. Er fraß die Hühner und kam dann wieder, um mit den Pflaumen anzufangen. Als er sich an den Pflaumen sattgegessen

hatte, kam ihm der Gedanke, seine Notdurft zu verrichten. Schakale tun das immer oben auf einem höhergelegenen Erdhaufen, und so blickte er hierhin und dorthin, als sein Blick auf das hochgestellte Backblech fiel, das neben dem Feuerplatz stand. Darauf erledigte er sein Geschäft und lief weg. Als die alte Frau am Morgen aufstand, sah sie, daß die Hühnerfedern herumflogen und daß auch die Pflaumen gefressen waren, und als sie zum Feuerplatz kam, da sah sie, daß das Backblech mit Schakalkot verunreinigt war. Die Arme raufte sich jammernd die Haare.

In der nächsten Nacht kam derselbe Schakal wieder und fraß Pflaumen und machte das Backblech voll. Und dann gewöhnte sich der Schakal daran, wenn die Nacht kam, Pflaumen zu fressen, das Backblech vollzumachen und wieder wegzulaufen. Die arme Alte schrie und suchte ihn, aber mit dem Schakal war nichts zu machen. Schließlich sagte eines Tages eine Nachbarin zu ihr: »Gute Frau, ich will dir einen Ratschlag geben. Wenn du das machst, dann werden deine Pflaumen nicht gefressen, und der Schakal wird auch nicht wiederkommen. Mach es so: stell das Backblech ins Feuer, und wenn es richtig rotglühend geworden ist, dann tu scharfes öl und roten Pfeffer drauf und stell das hin. Dann wird er schon seinen Spaß dran haben!« In dieser Nacht bereitete die Alte alles entsprechend den Worten jener Frau vor. Etwas später kam der Schakal, fraß Pflaumen und wandte sich dem Backblech zu, um dort sein Bedürfnis zu verrichten. Kaum aber hatte er sich auf das Blech gesetzt, da fing sein Hintern an zu brennen! Er brüllte auf, machte sich aus dem Staube und kam niemals wieder zu der alten Frau.



### 33. Das Zeugnis des Schakals



ie Kühe eines Mannes pflegten im Walde zu grasen. In diesem Walde lebten auch Schakale, von denen einer ganz besonders gerissen war. Was machte er? Wenn immer eine Kuh im Walde kalbte, dann fraß er ihr Kalb auf. Jener Mann begann schließlich auf die Suche zu gehen, fing diesen Schakal und dachte, er wolle ihm nun seine Strafe geben. Aber der Schakal sagte mit viel Flehen und Bitten zu ihm: »Lieber Freund, verzeih mir diesmal; in Zukunft werde ich so etwas nicht wieder tun, und wegen des Schadens, den ich dir in der Vergangenheit zugefügt habe – wenn du irgendeine Schwierigkeit hast, dann ruf mich, ich werde dir helfen!« Jener Mann entschloß sich also, den Schakal laufen zu lassen. In der Nachbarschaft jenes Mannes nun lag das Haus eines Mollas. Eines Tages kalbte die Kuh jenes Mannes im Hause, und am anderen Tag lief zufällig das Kälbchen jener Kuh am Hause des Mollas vorbei. Der Molla, ehrloserweise, band dieses Kalb an das Hinterteil seines eigenen Stiers und tat so, als ob er es mit Mühe aus ihm herauszöge. Zu dieser Zeit waren einige Leute aus dem Dorf wegen irgendeiner Angelegenheit zum Molla gekommen, die sahen auch, daß des Mollas Stier ein Kalb zur Welt brachte. Jener Mann suchte nach seinem Kalb und ging dabei am Hause des Mollas vorbei. In diesem Augenblick brüllte das Kalb vor Hunger; jener Mann hörte das und so ging er in das Haus des Mollas hinein. Als er dort das Kalb angebunden sah, forderte er es von dem Molla zurück. Der Molla antwortete: »Bist du ganz verrückt geworden? Gestern hat mein Stier gekalbt und hat dieses Kalb zur Welt gebracht! Wenn du das nicht glaubst, dann frag doch die und die Zeugen, die gerade hier waren! Wenn du auch einen Zeugen hast, so bring ihn her!« Jener Mann wurde ganz verwirrt. Endlich erinnerte er sich an das Wort des Schakals und sagte: »Heute will ich ihn einmal prüfen!«

Er ging zum Schakal, erzählte ihm die ganze Geschichte und bat ihn, Zeugnis abzulegen. Der Schakal tröstete ihn und versprach, Zeugnis abzulegen.

Der Fall kam am nächsten Tag vor den Herrscher dieses Landes, der beiden Parteien sagte, sie sollten Zeugen beibringen. Jener Mann ging wieder in den Wald, suchte und fand den Schakal und sagte zu ihm: »Freund, morgen früh sei bitte bei der Audienz der allerhöchsten Majestät anwesend, um Zeugnis abzulegen!«

Am Morgen, in der Audienzhalle des Herrschers waren der Molla mit seinen Zeugen und jener Mann gekommen, nur der Schakal war noch nicht da. Daraufhin sagte der König zu jenem Mann: »Dein Zeuge ist bis jetzt noch nicht gekommen, die Zeit verstreicht nutzlos – kommt er nun oder nicht?« Jener Mann hatte noch nicht geantwortet, als der Schakal schnaufend hereinkam und sich in eine Ecke verkroch. Der Herrscher fragte den Molla und seine Zeugen nach der Wahrheit, und die Zeugen sagten, was sie mit eigenen Augen gesehen hatten, und berichteten es dem Herrscher. Der Schakal, der in einer Ecke an der Seite saß, begann unbewußt zu dösen und langsam einzuschlafen. Der Herrscher sah diesem Schauspiel zu und sagte zu ihm: »He, Schakal! Zum ersten bist du zu spät gekommen, und zum zweiten fängst du an zu dösen – was ist los? Hast du heute nacht nicht geschlafen?« Als der Schakal die Stimme des Herrschers hörte, machte er plötzlich einen gewaltigen Satz, faltete die Hände und sagte: Verehrungswürdiger! Was soll ich Euch erzählen – diese Nacht fing der Fluß ganz plötzlich Feuer, und so haben wir, alle Schakale, uns zusammengetan und bis zum Morgen gelöscht. Und da fiel es mir ganz plötzlich ein, daß ich ja heute bei Eurer Majestät zum Zeugnisgeben anwesend sein mußte, und da habe ich den ganzen Kram liegen lassen, weshalb es ein ganz bißchen später geworden ist, und dann das Wachbleiben in der ganzen Nacht – da bin ich schon ein wenig schläfrig!«

Als der Herrscher das hörte, sagte er zu ihm: »Du elender Lügner! Wann hätte je ein Fluß Feuer gefangen?« Darauf antwortete der

Schakal: »Mein erhabener Herr, wenn ein Fluß niemals Feuer fängt, wann hätte dann ein Stier jemals ein Kalb geboren?« Da gingen dem König die Augen auf, und er begriff die List des Mollas. Da gab er das Kalb jenem Manne zurück und jagte den Molla und seine Zeugen aus der Audienzhalle fort.



### 34. *Der Schakal und der Hase*

 Einmal kam ein Hase zu einem Teich, um Wasser zu trinken, als er dort einen Schakal traf. Der Schakal war flink, stellte sich vor den Hasen und sagte zu ihm: »Heute werde ich dich fressen!« Als der arme Hase das hörte, erschrak er. Dann sagte er zu dem Schakal: »Onkel Schakal, was hast du davon, wenn du mich frißt? Entschuldige mich dieses eine Mal; später werde ich bestimmt nicht wieder in diese Gegend kommen!« Aber der Schakal kümmerte sich nicht um sein Flehen und Bitten; er sagte: »Freund, wer läßt denn eine Beute laufen, die ihm in die Hand gefallen ist? Heute lasse ich dich nicht entkommen!« Der arme Hase sah ein: ›Jetzt ist es schwierig, ihm zu entkommen, aber irgendeinen Plan werde ich schon machen.‹ Da sagte er zum Schakal: »Gut, Onkel, ich werde dir süßes Wasser zu trinken geben – läßt du mich dann frei?« Als der Schakal etwas von süßem Wasser hörte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, und dann dachte er bei sich: ›Ich will doch mal sehen, ob er mich wirklich süßes Wasser trinken läßt oder nicht!‹ So sagte er: »Also gut, gib mir süßes Wasser zu trinken!«

Was tat der Hase da? Er brachte ein Stück Holz, an dem ein Bienenstock war, und ließ das im Wasser kreisen, bis das Wasser süß war. Dann sagte er zu dem Schakal: »Onkel, jetzt trink mal und sieh!« Als der Schakal das Wasser getrunken hatte, sagte er sehr vergnügt: »Freund, lehre mich doch auch dieses Wunder!« Da sagte der Hase zu ihm: »Onkel, ist es etwa so leicht, Wunder zu lernen, daß ich sie dir so im Nu beibringen könnte?« Mit diesem Vorwand entkam er dem Schakal. Als der Schakal den Hasen weglaufen sah, rannte er auch hinter ihm her.

Der Hase rannte und rannte, hüpfte und hüpfte und kletterte schließlich einen Berg hinauf. Der Schakal kam hinter ihm her, um ihn zu überwältigen, aber der Hase war schon weit voran. Endlich, als der Hase auf den oberen Hang zu klettern begann, fingen seine Füße an zu rutschen, und sowie er sich ein Stückchen gerettet hatte, da rutschten ihm die Füße wieder weg. Was machte der Hase da? Er schrie von oben dem Schakal zu: »Rette dich, Onkel, rette dich! Der Berg fällt herunter!« Erst glaubte ihm der Schakal nicht; aber als er nach oben blickte und den Hasen rutschen sah, wurde ihm gewiß, daß der Berg wahrhaftig fallen würde, und was tat er – sofort sprang er mit einem gewaltigen Satz zur Seite, bis der Berg wieder zum Stehen kommen würde. So hatte der Hase Gelegenheit zur Flucht; er rannte sofort auf den Berg und rettete sich dorthin. Nach einer Weile sah der Schakal nach und sah – verflixt noch mal! Der Berg steht ja noch genau so wie vorher, und da war kein Hase... So ging er dann recht enttäuscht nach Hause.



### 35. Die Gazelle und das Krokodil



n einem Walde lebte eine Gazelle. Die war außerordentlich klug und tat alles mit größter Überlegung und bester Planung. Eines Tages stand sie am Wegrand, als sie von fernher sechs Ochsenkarren erblickte, die mit Lasten beladen waren. Sie rannte und setzte sich mitten auf die Straße. Als der erste Wagen, auf dem Salz war, näher kam und der Kutscher die Gazelle auf der Straße sitzen sah, sagte er:

»Gazelle! He, Gazelle! Geh weg von dieser Stelle!  
Sonst werden meine Ochsen dich töten und zertreten,  
Bei deinen schönen Kinderchen hab ich dann schwere Schuld.«

Als die Gazelle das hörte, sagte sie: »Wirf mir einen Sack herunter, dann geh ich zur Seite!« Der Kutscher war gezwungen, ihr einen Sack Salz zu geben, und fuhr dann weiter. Da kam der zweite Wagen, auf dem Rohzucker war. Als der näher kam, setzte sich die Gazelle wiederum mitten auf die Straße. Als der Wagen nahe war, sagte der Kutscher, als er die Gazelle sah:

»Gazelle! He, Gazelle! Geh weg von dieser Stelle!  
Sonst werden meine Ochsen dich töten und zertreten,  
Bei deinen schönen Kinderchen hab ich dann schwere Schuld.«

Da antwortete ihm die Gazelle: »Gib mir einen Sack Rohzucker, dann geh ich zur Seite!« Dem Kutscher blieb nichts anderes übrig; er nahm einen Sack herunter und gab ihn ihr. Auf diese Art brachte die Gazelle durch ihre Schlaueit vom dritten Kutscher einen Sack Zucker, vom vierten einen Sack Weizen, vom fünften einen Sack Reis und vom sechsten einen Sack Kalk zusammen.

Dann ging sie in den Wald, wo eine alte Rundhütte stand. Sie machte diese Rundhütte sauber und brachte alle Säcke und legte sie hinein. Mit dem Kalk tünchte sie dann die Hütte, daß sie wie neu war, dann machte sie die Tür fest und setzte sich dorthin. Nach ein paar Tagen bekam sie ein Junges, dem sie den Namen Gago Pamadschhar gab. Dann setzte sie das Kleine in die Hütte, schloß die Tür, und wenn sie von draußen vom Gras kam, dann stellte sie sich an die Tür und sagte:

»Die Hütte bemalt, mit Körnern gefüllt,  
Mit Zucker gepflastert, mit Salz wohlgefüllt,  
Vom Volke verborgen hat Gago gegessen –  
öffne, Pamadschhar, daß ich dich treffe!«

Wenn das Junge diese Melodie hörte, öffnete es die Tür, die Gazelle kam herein und gab ihm Milch, und dann ging sie wieder fort. Nahe der Hütte der Gazelle war ein großer sumpfiger Teich, in dem ein großes Krokodil lebte. Das war schon viele Male zu der Rundhütte gekommen, um das Junge der Gazelle zu fressen, aber da es die Tür verschlossen fand, war es immer wieder umgekehrt. Einmal, als es gerade von dort umkehren wollte, sah es die Gazelle kommen. Da versteckte es sich im Gras in der Nähe. Kaum war die Gazelle angekommen, da stellte sie sich an die Tür, blickte hierhin und dorthin und sagte dann:

»Die Hütte bemalt, mit Körnern gefüllt,  
mit Zucker gepflastert, mit Salz wohlgefüllt,  
Vom Volke verborgen hat Gago gegessen –  
öffne, Pamadschhar, daß ich dich treffe!«

Als das Junge diese Melodie hörte, öffnete es die Tür von innen, und die Gazelle ging hinein. Das Krokodil hörte diese Worte, prägte sie sich ein und begann sie zu wiederholen. Als die Gazelle

zurück ging, da ging es auch still weg und glitt leise in den Teich. Fröhlich ging es dann zur Tür der Rundhütte und sang:

»Die Hütte bemalt, mit Körnern gefüllt,  
mit Zucker gepflastert, mit Salz wohlgefüllt,  
Vom Volke verborgen hat Gago gegessen –  
öffne, Pamadschhar, daß ich dich treffe!«

Als das Junge diese Melodie hörte, öffnete es die Tür von innen, und das Krokodil trat ein. Im Nu schnappte es das Junge, schloß die Tür und lief in den Teich. Nach kurzer Zeit, als die Gazelle kam, sah sie, daß die Hütte leer war und ihr Kind nicht da. Sie rief und rief ihr Kind lange, aber sie konnte keine Spur finden. Da sah sie dort die Fußspuren des Krokodils. Nun war sie sicher, daß das Krokodil ihr Junges geschnappt hatte. Da stellte sie sich an die Tür und begann mit lauter Stimme zu rufen:

»Die Hütte bemalt, mit Körnern gefüllt,  
mit Zucker gepflastert, mit Salz wohlgefüllt,  
Vom Volke verborgen hat Sabo gegessen –  
öffne, Pamadschhar, daß ich dich treffe!«

Das Krokodil hörte diese Stimme und dachte: »Die Gazelle hat wohl noch ein zweites Kind, das Sabo heißt – warum sollte ich das nicht auch wegholen?« Es wartete eine kleine Weile, kam dann zu dieser Hütte, stellte sich draußen hin und begann zu sagen:

»Die Hütte bemalt, mit Körnern gefüllt,  
mit Zucker gepflastert, mit Salz wohlgefüllt,  
Vom Volke verborgen hat Sabo gegessen –  
öffne, Pamadschhar, daß ich dich treffe!«

Als die Gazelle diese Melodie hörte, öffnete sie die Tür von innen und stellte sich an die Seite. Als das Krokodil hereinkroch, machte sie einen plötzlichen Satz, sprang heraus und machte die Tür von außen zu. Nach einiger Zeit kletterte sie auf die Hütte, legte ihr Gesicht oben an ein Loch und sagte:

»Jagdhunde kommt! Macht euch ein Fest!  
Treibt an die Hunde, kommt, greift an!«

Als das Krokodil diese Stimme hörte, kriegte es einen großen Schreck und flehte die Gazelle an: »Liebe Frau, verzeiht mir! Ich werde auch dein Kind sofort aus dem Magen herausholen! Im Namen Gottes, bring mich aus diesem Gefängnis heraus!« Sprach's, würgte mit viel Anstrengung und spuckte das Junge schließlich wieder heil und gesund heraus. Da öffnete die Gazelle die Tür und sagte zu dem Krokodil: »Rette dich ganz rasch in den Teich, damit die Hunde es nicht merken!« Das arme Krokodil rannte aus Angst vor den Jagdhunden ganz atemlos fort, glitt in den Teich, und die Gazelle war wieder mit ihrem Kind vereint.



### 36. Der Hahn, das Stierkalb, der Hammel und das Kamel



ines Tages kam ein Hahn beim Picken und Picken einem Stierkalb nahe; da gab das Kalb ihm einen Tritt. Der Hahn sagte zu ihm: »Du Blinder! Mein Rang ist so hoch – warum hast du mich getreten?« Das Kalb antwortete: »Mein Rang ist höher als deiner – spiel dich nicht so auf!« Der Hahn sagte: »Ich stehe in höherem Ansehen als du!« Und das Kalb sagte: »Ich stehe in viel höherem Ansehen als du!« So begannen die beiden zu streiten. Schließlich sagten sie: »Laßt uns zu einem Unparteiischen gehen, der soll entscheiden!« So erhoben sie sich beide und gingen fort.

Als sie weitergingen, trafen sie einen Hammel, zu dem sagten sie: »Bruder, wir haben uns gestritten, jetzt entscheide du zwischen uns!« Der Hammel sagte: »Entschieden werden muß unter solchen, die einander gleich sind. Ich habe viel höheres Ansehen als ihr beiden, und so werde ich keine Entscheidung treffen.« Da begannen der Hahn und das Stierkalb sogleich mit dem Hammel zu streiten und sagten: »Wir sind dir an Rang überlegen!« Und daraufhin fingen alle drei an miteinander zu streiten. Sie sagten: »Laßt uns zu einem Unparteiischen gehen, der soll entscheiden!« und so gingen alle drei zusammen weiter.

Sie gingen und gingen, da trafen sie unterwegs ein Kamel. Sie sagten zu dem Kamel: »Entscheide zwischen uns!« Das Kamel sagte: »Ihr alle seid mir an Rang nicht ebenbürtig, deswegen werde ich keine Entscheidung zwischen euch treffen.« Nun fingen alle drei an mit dem Kamel zu streiten und sagten: »Wir sind größer als du!«, und so stritten sich alle vier. Schließlich sagten sie: »Laß uns zu einem Unparteiischen gehen, der soll entscheiden.«

Alle vier standen auf und gingen zusammen zu einem Kadi. Dem sagten sie: Wir haben uns gestritten; jeder von uns behauptet, er habe größeres Ansehen als die anderen; bitte entscheide doch zwi-

sehen uns!« Der Kadi fragte zuerst den Hahn: »He, Hahn! Laß hören, warum du größer als das Stierkalb bist!« Der Hahn sprach: »Als Gott der Erhabene Adam aus dem Paradies vertrieb, da sagte dieser zu Gott dem Erhabenen: ›O Herr, als ich im Paradies war, wenn ich da einschlief, da kamen deine Engel und weckten mich, so daß ich dich anbeten konnte – wer soll mich jetzt hier aus dem Schlaf wecken? Einmal habe ich schon eine Sünde begangen; aber wenn ich nun auch noch meine Anbetung nicht fortsetze, dann wird mich noch größere Strafe von dir treffen!« O Kadi – da machte Gott der Erhabene meinen Ahnherrn im vierten Himmel zum Gebetsrufer und ließ ihn erscheinen, und er pflegte jederzeit der Regel nach zu rufen. Ob es nun wolkig sei oder finstere Nacht – wir rufen genau zur richtigen Zeit und sind wegen unseres Ahnherrn hochgeachtet!«

Dann fragte der Kadi das Kalb: »Laß du einmal hören, warum du hochgeachtet bist!« Das Kalb sagte: »Herr, als Gott der Erhabene den Teppich der Erde ausbreitete, da sprach er zu allen Dingen: ›Wer wird die Last meiner Erde auf sich nehmen?‹ Da gab es nicht einen, der Ja sagte. Schließlich sagte unser Ahn: ›O Herr, ich bin zwar ein krummhörniges Vieh, aber auf einem Horn werde ich die Last der ganzen Welt tragen.« Seit jenem Tag steht er, die ganze Welt auf seinem krummen Horn stützend. Ferner hat er seinen Nachkommen befohlen: ›Widersteht niemals irgendeiner Arbeit.« Nun, Herr, wir ziehen die Pflüge, wir ziehen die Karren, wir drehen die Schöpfräder und die Wasserräder, und bis zum heutigen Tage stehen wir gehorsam in Dienstbarkeit. Das ist es, Herr, deswegen sind wir hochgeachtet.«

Der Kadi sprach zum Hammel: »Nun laß du hören, weshalb du hochgeachtet bist?« Der Hammel sagte: »Herr, meinen Ahnen hat Gott im Paradies erschaffen; dann, als Gottes Befehl zu dem heiligen Propheten Abraham kam: ›Steh auf und opfere deinen Sohn für mich!«, da wandte der heilige Abraham seinen Sohn zur Kaaba, verband ihm die Augen, nahm das Messer in die Hand, sprach die

Worte ›Gott ist am größten‹, und da gab Gott der Erhabene Gabriel Befehl: ›Geh, bring den Hammel aus dem Paradies, damit er ein Ersatz für den heiligen Ismail werde!‹ Gabriel kam und brachte den Fellen aus dem Paradies, der dann zum Ersatz für den heiligen Ismail wurde, und von dem Fell dieses fetten Hammels machte er ein Gewand, das der gesegnete Prophet Muhammad anzog, als er sich auf seine Himmelfahrt begab. Seit jenem Tage ist unsere Aufgabe, Opfertiere in der Welt zu sein. So, Herr, deswegen bin ich hochgeehrt.«

Nun fragte der Kadi das Kamel: »Laß du hören, warum du hochgeehrt bist?« Das Kamel sagte: »Herr, unser Ahnherr wurde zufällig krank; er war in einem Wüstengebiet und war ganz unglücklich; dort war ganz viel Gestank, und er hatte keine Hoffnung mehr, daß er gerettet würde. Eines Tages kam der gesegnete Prophet Muhammad seines Weges. Als er diesen Zustand des Kamels sah, erhob er seine Hand zum Gebet, und es wurde wieder ganz gesund; und der Prophet der letzten Zeit bestieg dieses Kamel und segnete es: ›Am Gerichtstage werde ich auf dir reiten!‹ Außerdem, wenn unsere Ahnfrau nicht zum Berge Arafat gekommen wäre, dann wäre die Predigt nicht gehalten worden. Also, Herr, meine Großmutter und mein Großvater sind beide hochgeachtet, und deshalb bin auch ich hochgeachtet.«

Als nun der Kadi die Worte aller Tiere gehört hatte, wunderte er sich sehr und wußte nicht, wen er als den größten und am meisten geachteten erklären sollte. Schließlich, nach vielem Nachdenken, sagte er zu allen vieren: »Ihr alle seid voller Ehre und hochgeachtet; deswegen geht alle zusammen, wie das hochgeachtete Leute tun, und streitet nicht miteinander!«

Als die vier Tiere diese Entscheidung hörten, waren sie sehr erfreut und blieben einander immer in engster Freundschaft verbunden.

### 37. Die Stacheln des Igels



an sagt, daß in früheren Zeiten, als die Tiere und Vögel noch sprechen konnten, der Igel keine Stacheln auf seinem Körper hatte. Sein Körper war sanft und glatt wie Seide. Er sagte den Tieren und Insekten gute schöne Worte und erfreute sie, und alle Geschöpfe liebten ihn deshalb sehr. Aber der Igel hatte *eine* Eigenschaft, die niemandem gefiel. Das war, daß er allen die Wahrheit sagte und niemandem gegenüber jemals heuchelte – und wegen dieser Gewohnheit war jeder verärgert über ihn.

Eines Tages sagte er zur Schlange: »Du beißt die Menschen – da tust du nichts Gutes; laß doch diese Angewohnheit!« Der Schlange gefiel dieses Wort des Igels nicht, und sie begann bei dem Menschen Verleumdungen gegen den Igel auszustreuen. Der Mensch war schon vorher über den Igel verärgert gewesen, und als die Schlange so redete, nahm er ihn und warf ihn in einen trockenen Dornbusch, wo sich ihm viele Dornen anhefteten, und so blieb er denn.

Nach diesem Tage erfuhr der Igel, daß dies alles durch die Schlange gekommen war; deshalb wurde er ihr Feind, und bis zum heutigen Tage ist es so: wo er eine Schlange sieht, da spießt er sie auf und tötet sie.



### 38. Die schlaue Ratte



rgendwo lebte einmal eine Ratte, die sich für außerordentlich klug und geschickt hielt, so daß sie gewöhnlich die Menschen gar nicht belästigte. Eines Tages bekam sie Hunger. Was tat sie – sie setzte sich hin und fing an, in einem Misthaufen zu graben. Als sie lange gegraben hatte, fiel ihr ein halbverkohltes Holzscheit in die Hand, das nahm sie und ging zu einem Eseltreiber und sagte zu ihm: »Freund, nimm dieses Holzscheit und gib mir was zu essen!« Der Eseltreiber sah, daß die arme Ratte sehr hungrig war; so nahm er das Holzscheit von ihr und gab ihr etwas zu essen. Doch die Ratte war gerissen – was tat sie? Als sie gegessen hatte, fing sie gleich darauf an zu schreien und sagte: »Nun habe ich einen ganzen Tag geschuftet und schließlich dieses Scheit bekommen – gib mir das jetzt wieder!« Der Eseltreiber hatte das Stück Holz schon verbrannt und erklärte das der Ratte lang und breit, aber die sagte: »Gib mir mein Holzscheit wieder, oder geh zum Kadi!« Als der Eseltreiber sah, daß die Ratte nicht nachgab, machte er sich mit ihr zusammen zum Kadi auf.

Sie kamen beim Kadi an; da sagte die Ratte zum Kadi: »Kadi, he Kadi! Gib mir mein Recht!« Der Kadi sagte: »Herr Ratz, ich werde ganz bestimmt für dein Recht sorgen – nun sag an!« Da sagte die Ratte zu ihm:

»Ich grub ein Loch und fand ein Scheit,  
das Scheit gab ich dem Treiber dann –  
Gibt mir der Eseltreiber nun  
den Kessel, oder nicht?«

Der Kadi sagte: »Ohne Zweifel wird er ihn dir geben.« Da brachte der arme Eseltreiber auf das Wort des Kadis hin den Kessel und gab

ihn der Ratte. Die Ratte nahm den Kessel, hüpfte vor Freude und ging weiter.

Nachdem sie eine Strecke gegangen war, traf die Ratte einen Farmer. Sie sagte zu ihm: »Freund, nimm diesen Kessel und gib mir als Gegengabe nur Kartoffelbrei!« Der arme Farmer, der keine Ahnung hatte, wie schlau die Ratte war, freute sich sehr, daß er einen Kessel umsonst bekam. Er gab der Ratte für den Kessel viele Parthas und Kartoffelbrei, bis sie satt war – aber was machte die Ratte? Nachdem sie gegessen hatte, begann sie plötzlich ein Klaggeschrei auszustoßen: »Dieser Kessel gehört meinen Ahnen; gib ihn mir wieder, sonst geh ich und verklag dich beim Kadi!« Da sagte der Farmer zu ihr: »Du bist doch wohl nicht verrückt geworden? Du hast den Kessel gegeben und all diesen vielen Brei gegessen, warum willst du denn jetzt den Kessel wieder haben – was soll's?« Aber er sagte eins und die Ratte sagte etwas anderes – sie sagte: »Gib mir ganz schnell den Kessel, sonst geh zum Kadi!« Der Farmer sah, daß es schwierig war, von ihr loszukommen; so gingen sie schließlich beide zum Kadi. Die Ratte stand sofort auf und sagte zum Kadi: »Kadi, he Kadi! Laß mir Gerechtigkeit zuteil werden!« Der Kadi fragte sie: »Was ist denn nun schon wieder los?« Da sagte die Ratte zu ihm:

»Ich grub ein Loch und fand ein Scheit,  
das Scheit gab ich dem Treiber dann,  
Der Treiber gab den Kessel mir,  
den Kessel gab dem Farmer ich.  
Wird mir der Farmer geben  
den Ochsen, oder nicht?«

Der Kadi sagte: »Zweifellos wird er ihn dir geben.« Der Farmer mußte nun auf das Wort des Kadis hin den Ochsen holen und der Ratte geben.

Die Ratte nahm den Ochsen, und sie war noch nicht viel weiter

gegangen, als sie einen Hochzeitszug erblickte. Sie ging mit dem Ochsen geradewegs auf den Bräutigam los und sagte zu ihm: »Fürst Bräutigam! Nimm diesen Ochsen und gib mir etwas Milch zu trinken, denn ich sterbe vor Durst!« Der Bräutigam sah, daß er umsonst einen Ochsen bekam und ließ die Ratte gern reichlich Milch trinken; er nahm den Ochsen und stellte ihn neben sich. Was machte die Ratte da? Als sie sich an Milch sattgetrunken hatte, fing sie an zu weinen und sagte zu dem Bräutigam: »Du hast mir armen Würmchen Unrecht getan und hast mir den Ochsen mit Gewalt weggenommen, nur für ein Schlückchen Milch! Jetzt gib mir meinen Ochsen wieder, sonst geh ich und verklage dich beim Kadi!« Da sagte der Bräutigam zu ihr: »Ratte! Solche Tricks hast du wohl auch schon bei anderen gemacht! Du selbst hast aus freien Stücken mir das Rind gegeben, und jetzt, wo du die Milch getrunken hast, sagst du: ›Gib mir den Ochsen zurück!‹« Aber die Ratte gab nicht nach und sagte: »Du gibst mir den Ochsen nicht, also geh zum Kadi.« Schließlich kamen die beiden zum Kadi. Die Ratte sagte wiederum gleich bei der Ankunft: »Kadi, he Kadi! Wird mir Recht zuteil werden oder nicht?« Der Kadi sagte zu ihr: »Ohne Zweifel wird es dir zuteil!« Da sagte die Ratte:

»Ich grub ein Loch und fand ein Scheit,  
das Scheit gab ich dem Treiber dann,  
Der Treiber gab den Kessel mir,  
den Kessel gab dem Farmer ich,  
der Farmer gab den Ochsen mir,  
den Ochs gab ich dem Bräutigam.  
Der Bräutigam, gibt er mir  
die Braut wohl, oder nicht?«

Da sagte der Kadi zu ihr: »Zweifellos wird er sie dir geben!« Dann sagte er zum Bräutigam: »Hole sofort deine Braut und gib sie her!« Dem armen Bräutigam war Unrecht geschehen, aber wer beugt sich

nicht dem Urteil des Kadis? Er mußte unbedingt seine Braut der Ratte geben, und die Ratte nahm die Braut und ging davon. Als die Ratte und die Braut ein Stück gegangen waren, was machte die Braut da, die sehr wütend auf die Ratte war? Sie fand eine Gelegenheit und prügelte die Ratte mit ihrem Schuh so sehr, daß ihr die Eingeweide herauskamen. Dann ging sie zurück und kam wieder zu ihrem Bräutigam, und alle zogen fröhlich im Hochzeitszug weiter und gingen in ihr Dorf.



### 39. Das kahle Zicklein



inmal machte sich ein kahles Zicklein bereit, zu den Großeltern zu gehen, stand auf und ging davon. Unterwegs traf es einen Büffelhirten, der fragte es: »Kahles Zicklein, wohin hast du dich aufgemacht?« Es sagte: »Ich geh, um bei den Großeltern Weizen zu essen.« Da sagte der Büffelhirt zu ihm: »So viel Weizen, wie du essen willst, kann ich dir geben – heirate mich doch!« Als das Zicklein das hörte, sagte es: »Ich werde dich heiraten, aber erst will ich bei den Großeltern Weizen essen – wenn ich zurückkomme, dann!« Sprach's und zog weiter.

Es ging und ging, da traf es unterwegs einen Kameltreiber, der es fragte: »Kahles Zicklein, wohin gehst du denn gerade?« Es gab ihm zur Antwort: »Ich gehe, um bei den Großeltern Weizen zu essen.« Da sagte der Kameltreiber: »Weizen, Hirse so viel du wünschst, das hol dir von mir, nimm mich zum Mann!« Als das Zicklein das

hörte, antwortete es ihm: »Wenn ich heirate, dann dich, aber erst mal will ich bei den Großeltern Weizen essen, und dann auf dem Rückweg werde ich dich heiraten!« Antwortet's und stand wieder auf und ging weiter.

Nachdem es ein Stückchen gegangen war, traf es wiederum einen Ziegenhirten, der es fragte: »Kahles Zicklein, wohin gehst du denn gerade?« Das Zicklein gab ihm die gleiche Antwort: »Ich gehe, um bei den Großeltern Weizen zu essen!« Da sagte der Ziegenhirt: »Was für eine Notwendigkeit besteht denn, zur Großmutter zu gehen, wenn du Weizen essen willst? Nimm mich zum Mann, dann werde ich dir so viel Weizen zu essen geben, wie du essen kannst!« Daraufhin sagte das Zicklein: »Ich werde dich bestimmt heiraten, aber erst will ich bei den Großeltern Weizen essen, und wenn ich zurückkomme – dann!« Als der Hirte diese Antwort hörte, schwieg er voll Hoffnung, und das Zicklein ging weiter, bis es zum großmütterlichen Hause kam.

Als das Zicklein zu seiner großmütterlichen Familie kam, da bat es die Großmutter um Weizen, um den zu essen. Die Großmutter hatte nur eine einzige Enkelin; was tat sie – sie stellte ein Puppenhaus hin, das mit bestem Weizen gefüllt war, da setzte sie es hinein und ließ es dadrin, damit sich ihr Lieblingszicklein so richtig satt essen konnte. Da blieb das Zicklein zwölf Monate in diesem Puppenhaus sitzen und aß und aß dort Weizen und wurde dick und fett. Nach zwölf Monaten kam es aus dem Puppenhaus heraus und sagte zur Großmutter: »Oma, jetzt werde ich zu Mama gehen, denn ich habe große Sehnsucht nach ihr.« Schließlich erlaubte ihr die Großmutter, in ihr Dorf zu gehen. Da sagte das Zicklein zu ihr: »Oma, es sind schlimme Zeiten, auf den Wegen gehen viele Feinde und Freunde, deshalb steck mich in einen großen Tontopf und laß mich gehen!« Als seine Großmutter das hörte, was tat sie – sie steckte das Zicklein in einen großen Tontopf, verschloß die Öffnung des Topfes und ließ ihn wegrollen.

So ging es immer weiter, da traf es unterwegs den Ziegenhirten, der

in der Hoffnung auf die Hochzeit zwölf Monate lang am Wege gewartet hatte. Als der den Tontopf auf sich zukommen sah, rief er laut und fragte ihn:

»Tontopf, hallo Tontopf –  
sahst du ein kahles Zicklein?«

Da rief das Zicklein aus dem Topf:

»Geh, mein Tontopf, gehe –  
ich will zu meiner Mama!«

Sprach's, und der Topf lief wieder weiter, und der Hirt begann hinter ihm her zu laufen. Der Topf lief und lief, und nachdem er eine ganze Strecke zurückgelegt hatte, traf er auf dem Wege denselben Kameltreiber. Als der den Topf gehen sah, fragte er ihn:

»Tontopf, hallo Tontopf –  
sahst du ein kahles Zicklein?«

Da sagte das Zicklein von drinnen:

»Geh, mein Tontopf, gehe –  
ich will zu meiner Mama!«

Sprach's, und der Topf fing wieder an weiterzulaufen. Da lief auch der Kameltreiber zusammen mit dem Ziegenhirten hinter ihm her. Und sie waren erst ein kleines Stück weitergegangen, als ihnen unterwegs der Büffelhirt begegnete, der auch in Hoffnung auf die Hochzeit ein Jahr lang am Wege gewartet hatte. Als der Tontopf und seine beiden Gefährten ihm näher kamen, da fragte er:

»Tontopf, hallo Tontopf –  
sahst du ein kahles Zicklein?«

Da antwortet das kahle Zicklein wieder:

»Geh, mein Tontopf, gehe –  
ich will zu meiner Mama!«

Der Topf fing wieder wie üblich an zu laufen, und der Kameltreiber und der Ziegenhirt liefen hinter ihm her. Als der Büffelhirt das sah, da begann auch er mit ihnen weiterzulaufen.

Der Topf lief und lief, und als sie schließlich beim Hause des Zickleins ankamen, da ging das Zicklein sofort ins Haus, aber diese armen Kerle, die sich Hoffnung auf die Hochzeit gemacht hatten, die blieben draußen vor der Tür stehen. Als das Zicklein im Hause war, kam es aus dem Topf heraus und erzählte seiner Mutter die ganze Geschichte mit der Hochzeit. Als seine Mutter das hörte, daß diese zwei, drei Burschen vor der Haustür standen, was tat sie? Sie ergriff einen dicken Knüppel und rannte hinter ihnen her. Genug, als sie den Knüppel sahen, da war diesen Burschen schon die Lust auf Hochzeit vergangen; sie retteten sich gerade eben noch, der eine hierhin, der andere dorthin. Und dann lebte das Zicklein wieder vergnügt mit seiner Mutter zusammen.



#### 40. Die Hochzeit des Fröschleins



ines Tages hatte sich ein Fröschlein auf den Weg gemacht, als es auf der Straße einen Büffelhirten traf.

Der Hirt fragte: »Fräulein Fröschlein, wohin gehst du denn?« Da wurde es ärgerlich und sagte:

»Deine Mutter, deine Schwester mögen Frösche sein –  
Ich bin eine echte Dame, rechte Dame fein,  
Und ein reicher Edelmann soll mein Gatte sein!«

Der Hirt sagte zu ihr: »Gnädiges Fräulein, entschuldigt! Bitte, sag mir doch, wohin gehst du?« Das Fröschlein antwortete: »Meinen Bauch zu füllen, einen Mann zu nehmen!« Als der Hirt das hörte, sagte er: »Dann nimm mich doch zum Mann!« Worauf das Fröschlein ärgerlich wurde und sagte: »Geh, du Dummkopf – ich will aber nicht deine Kuhfladen wegtragen, wenn ich dich heiraten sollte!«

Sprach's und wanderte weiter.

Nachdem sie eine Strecke zurückgelegt hatte, traf sie einen Ziegenhirten, der sie auch fragte: »Fräulein Fröschlein, wohin gehst du?« Sie antwortete ihm zornig: »Geh, Dummkopf! -

Deine Mutter, deine Schwester mögen Frösche sein –  
Ich bin eine echte Dame, rechte Dame fein,  
Und ein reicher Edelmann soll mein Gatte sein!«

Als der Ziegenhirt das hörte, sagte er: »Gut, gnädiges Fräulein! Sag mir doch, wohin gehst du?« Daraufhin sagte sie: »Meinen Bauch zu füllen, einen Mann zu nehmen!« Der Ziegenhirt sagte: Wenn dem so ist, dann nimm doch mich zum Mann!« Da ärgerte sich das

Fröschlein und sagte zu ihm: »Soll ich etwa den Dung deiner Ziegen sammeln, daß ich mit dir Hochzeit machen sollte?«

Sprach's und ging wieder weiter.

Sie ging und ging; da traf sie auf dem Wege einen Reiter. Auch der fragte sie: »Laß mich wissen, Fräulein Fröschlein, wohin du gehst!« Als sie das Wort ›Fröschlein‹ hörte, regte sie sich furchtbar auf, rollte die Augen und sagte:

»Deine Mutter, deine Schwester mögen Frösche sein –  
Ich bin eine echte Dame, rechte Dame fein,  
Und ein reicher Edelmann soll mein Gatte sein!«

Als der Reiter sah, wie wütend sie war, sagte er: »Schon gut, gnädiges Fräulein, sei nicht böse! Sag mir doch, wohin gehst du?« Darauf antwortete das Fröschlein ihm: »Ich gehe, meinen Bauch zu füllen, einen Mann zu nehmen!« Da sagte der Reiter zu ihr: »Wenn du schon einen Mann nehmen willst, dann nimm doch mich – ich werde dich schön auf dem Pferde reiten lassen!« Aber selbst darauf hatte das Fröschlein gleich etwas zu antworten: »Ich will nicht mit Pferdeäpfeln zusammenkommen, wenn ich dich heiraten sollte. Ich gehe noch weiter!« Sprach's und machte sich wieder auf. Sie ging immer weiter und ging immer weiter, bis sie auf dem Weg einen fahrenden Händler traf. Der sagte zu ihr: »Fräulein Fröschlein, wohin gehst du?« Das Fröschlein antwortete ihm:

»Deine Mutter, deine Schwester mögen Frösche sein –  
Ich bin eine echte Dame, rechte Dame fein,  
Und ein reicher Edelmann soll mein Gatte sein!«

Als er das hörte, sagte der Hausierer: »Schon gut, gnädiges Fräulein. Gib mir schon Auskunft, wohin du gehst!« Das Fröschlein sagte zu ihm: »Ich gehe, meinen Bauch zu füllen, einen Mann zu nehmen!« Da sagte der Händler: »Na, kannst du einen großartige-

ren Mann als mich kriegen? Ich werde dich von Dorf zu Dorf herumspazieren lassen!« Da sagte das Fröschlein zu ihm: »Nun mach dich aber fort: hast nichts für deinen eignen Mund und wünschst dir einen Rassehund! Ich müßte schon den Verstand verloren haben, wenn ich dich heiraten würde!« Sprach's und ging weiter.

Als das Fröschlein wieder ein ziemliches Stück vorangekommen war, traf es an einer Stelle eine Ratte. Der Rattenmann sagte zu ihr: »Fräulein Fröschlein, wohin gehst du?« Als das Fröschlein das hörte, rümpfte es die Nase und antwortete:

»Deine Mutter, deine Schwester mögen Frösche sein –  
Ich bin eine echte Dame, rechte Dame fein,  
Und ein reicher Edelmann soll mein Gatte sein!«

Als der Rattenmann diese Antwort hörte, sagte er: »Gnädiges Fräulein, verzeih mir bitte! Ich wußte nicht, daß dein Name ›Dame‹ ist. Bitte, gib Auskunft, wohin du gehst!« Da sagte das Fröschlein zu ihm: »Ich gehe, meinen Bauch zu füllen, einen Mann zu nehmen!« Da sagte der Rattenmann zu ihr: »Wenn du schon unbedingt heiraten willst, dann nimm doch mich zum Mann! Ich werde dir soviel Kokosshalen und Zuckerkand zu essen geben wie du immer haben willst!« Als das Fröschlein von Süßigkeiten hörte, war es sofort damit einverstanden, ihn zu heiraten, und sagte: »Gut, wenn du das willst, dann In Gottes Namen – ich habe nichts dagegen!« Und dann heirateten sie mit großem Pomp.

Eine Zeitlang lebten die beiden zufrieden miteinander, und seinem Versprechen gemäß ging der Rattenmann Tag und Nacht aus, um Kokosnuß und Zuckerkand zu holen und seine Frau zu füttern. Nach einiger Zeit kriegten sie auch Kinder; zwei Kinder wurden ihnen geboren. Eines Nachts, als der Rattenmann Kokosnuß und Zuckerkand holen ging, verfiel er sich in einer Rattenfalle. Als der Zuckerbäcker am Morgen die Ratte gefangen sah, nahm er seinen Schuh, machte sie fertig und warf sie draußen auf den Misthaufen.

Als das Fröschlein sah, daß der Rattenmann bis zum Morgen nicht zurückgekehrt war, da schickte es früh die Kinder aus, um nach dem Vater zu forschen. Beide Kinder guckten hierhin und guckten dorthin; dann sahen sie in einer Ecke ihren Vater tot auf dem Misthaufen liegen. Da rannten sie zurück, um der Mutter die ganze Wahrheit zu erzählen. Als das Fröschlein diese Nachricht hörte, wurde sie sehr, sehr traurig. Die Arme weinte und klagte und saß schließlich ganz stumm da. Von diesem Tage an sagte sie den Kindern immer wieder: »Stehlt niemandem etwas und nehmt keinem Menschen etwas ohne Erlaubnis weg!«



#### *41. Der König und die flügelahme Krähe*

s war einmal ein König – der wahre König ist ja Gott, aber dies war der zeitliche König. Seine Macht erstreckte sich nicht nur über Menschen, sondern auch über Vögel und Geflügel, über Insekten und Gewürm, über Dämonen und Feen, über Geister und Gespenster. Einmal gab es in seinem Lande eine Hungersnot. Da es kein Mehl mehr gab, liefen die Armen umher, Bretter vor den Bauch gebunden, aber ihren kleinen Kindern gaben sie trockene Brotstückchen in die Hand und schickten sie ganz früh heraus, damit sie vergnügt spielen sollten. Von oben kamen im Lande Krähen, die mit den Flügeln schlugen, den Kinderchen dieses Brot wegschnappten und davonflogen. Nach einigen Tagen erreichte den König diese Kunde, daß die

Krähen alles vernichteten. Die kleinen Kinder waren noch kaum mit ihrem Stückchen Brot herausgekommen, als schon Krähen kamen und es ihnen wegrissen. Da befahl der König: »Alle Krähen sollen kommen und sich bei mir einfinden!« Als alle Krähen sich eingefunden hatten, sagte der König zu ihnen: »Was für ein Unrecht habt ihr denn den Kindern getan?« Die Krähen antworteten: »Lebe lange, Verehrungswürdiger! Wir sind Krähen, die den Kindern Brotstücke wegreißen, um sie unserer alten weisen Krähe zu geben, die unser aller Führer ist! Die ist ganz schrecklich alt und weiß noch von alten Zeiten.« Der König befahl: »Bringt diese Krähe vor mich!« Die Krähen gingen fort und brachten die alte Krähe her. Der König fragte sie: »An wieviel Zeit erinnerst du dich?« Sie antwortete: »Heil sei dem König! Ich erinnere mich an die Zeit von der Großmutter deiner Großmutter und der Großmutter von deren Großvater und dessen, was sie mit Jar Fakir erlebte.« Der König sagte: »Rede!« Die Krähe sagte: »Der Großvater deiner Großmutter, dessen Großvaters Großvater war das – in dessen Königsherrschaft kam ein Fakir zu betteln und erhob den Bettler-Ruf am Tor seines Schlosses. Die Dienerin brachte ihm Almosen, aber der Fakir weigerte sich, sie anzunehmen. Er sagte: ›Die Königin selbst soll kommen und mir Almosen geben.‹ Als die Königin diese Starrköpfigkeit des Fakirs sah, brachte sie ihm schließlich selbst die milden Gaben. Dann trafen sich beider Augen, und beide blieben da wie angewurzelt stehen. Ein paar Stunden verstrichen so. Endlich, als dort jemand vorüberging, sagte die Königin zu dem Fakir: ›Geh du da und da unter den Baum, und ich komme dann auch.‹

Der Fakir ging dorthin und setzte sich unter den Baum. Nach einiger Zeit kam auch die Königin, und wieder trafen sich ihre Augen, und die Nacht ging vorüber und schließlich brach der Tag über sie herein. Als aber der König dort erfuhr, daß die Königin fortgegangen war, ließ er im Königreich verkünden, daß die Königin gestorben sei.

Nach ein paar Tagen ging der Wezir dieses Königreiches an jenem Baum vorbei. Was sollte er sehen – Königin und Fakir saßen dort. Der Wezir legte ein Tuch zwischen die beiden; da wachte die Königin auf und sagte zu dem Fakir: »Fakir, sei nüchtern und wache! Es ist jetzt die Zeit, daß der König kommt, deshalb will ich zum Schloß gehen!« Als der Wezir das Tuch wieder fortgenommen hatte, waren sie wieder in genau demselben Zustand.

Der Wezir ging und erzählte dem König die ganze Geschichte. Der König sah, daß diese beiden genau so da saßen. Der König war tief gekränkt; was machte er – er ließ rings um die beiden Lebenden einen Kuppelraum bauen, der noch heute steht.«

Der König sagte zu der alten Krähe: »Kannst du mir diesen Kuppelraum zeigen?« Die Krähe sagte: »Ja, Herr. Aber ich habe keine Kraft zu fliegen; setz mich in eine Sänfte und geh mit, damit ich dir dann diesen Kuppelbau zeige und du ihn mit eigenen Augen siehst.« Als der König das hörte, befahl er seinen Dienern: »Nehmt die Krähe, und wohin sie immer sagt, daß wir gehen sollen, dahin wollen wir gehen.«

Schließlich kamen sie alle bei einem Kuppelbau an, aber der war an allen vier Seiten verschlossen. Der König befahl: »Macht ein Loch in den Bau!« Als die Krähe das hörte, da befiel sie ein Zittern. Endlich war ein Loch in den Kuppelbau gemacht, aber drinnen war ganz und gar nichts.

Da befahl der König: »Ergreift diese flügelahme Krähe, werft die in das Loch und verschmiert das Loch dann! Sie kann nur fremdes Brot fressen und hat nur Lügen erzählt, dummes Zeug geredet und alle in Schrecken gesetzt.«

Als die anderen Krähen sahen, wie es ihrem Führer erging, da bereuten sie es, daß sie den Kindern ihre Brotstückchen weggerissen hatten. Und nun sitzen die Krähen nur noch in Entfernung und betrachten die Brotstückchen der Kinder. Aber das nur, wenn die Kinder nicht aufpassen; sonst, wenn man sie nur ein bißchen beunruhigt, dann fliegen sie rasch davon!

Dank Gottes Macht kam nun, als die Leute jenes Landes von den Krähen befreit waren, überall gute Zeit und bequemes Leben, und alle Leute segneten ihren König Tag und Nacht.



#### 42. *Der Storch und die Störchin*



Am Rande eines Sumpfbereiches hatten ein Storch und eine Störchin in einem dichten Baum ein Nest gebaut und Junge gekriegt. Die beiden pflegten schon früh am Morgen auszufliegen, um Futter zu suchen, und den ganzen Tag gaben sie ihren Jungen Körner und Atzung. Eines Tages, als sie so herumflogen, sahen sie an einer Stelle ein Hirsefeld. Der Storch sagte zur Störchin: »Setz dich dort auf den Baum, und ich hole schnell etwas Hirse!« Als die Störchin das hörte, verbot sie es ihm: »Tu das nicht! Es ist schon spät, laß uns aufstehen!« Aber der Storch handelte ihr zuwider; er ließ die Störchin dort und ging ins Hirsefeld. Kaum hatte er zwei, drei Körner gefressen, als ein Bauer herankam, rasch ein Netz auswarf, ihn packte und mitnahm und dann nach Hause ging. Als die Störchin ihn gefangen sah, sagte sie:

»Ich hab dich umgarnet, ich hab dich gewarnet,  
Iß nur keine Hirse, ach, iß sie doch nicht!«

Da sagte der Storch:

»Ich war ja so dumm, nun bringt man mich um,  
*Ich* werde sterben, *du* aber leben –  
geh zu den Kindern, geh zu den Kindern!«

Als die Störchin das hörte, flog sie geradewegs zu ihren Kindern, gab ihnen zu essen und zu trinken, legte sie schlafen und flog dann zum Hause des Bauern, um etwas über den Storch zu erfahren. Als die Störchin zum Hause des Bauern kam, was sollte sie da sehen – der Bauer hatte den Storch geschlachtet und schnitt sein Fleisch in Stücke! Da sagte sie zu dem Bauern: »Ach, ach! Was hast du da für ein Unrecht getan!« Der Bauer antwortete: »Der hatte ja meine Hirse gefressen, deswegen habe ich ihn getötet!« Darauf sagte die Störchin zu ihm: »Gut, dann brate und iß ihn, aber gib mir bitte nachher die Knochen!«

Der Bauer und seine Frau brieten das Fleisch und aßen es, und als sie die Knochen alle an eine Stelle gelegt hatten, da kam die Störchin, wandte sich zu den Knochen und begann zu sagen:

»Ich hab dich umgarnet, ich hab dich gewarnet –  
Iß nur keine Hirse, ach, iß sie doch nicht!«

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, als sich in den Knochen eine Bewegung zeigte, und daraus wurde wieder ein Storch, der sogleich zu fliegen anfing und sich neben die Störchin setzte. Dann gingen beide fort und kamen zu ihren Kindern, und der Storch bereute und versprach, daß er in Zukunft niemals wieder anderer Leute Saat fressen würde.



### 43. Die Spätzin und der Spatz



s war einmal ein Spatz, und es war auch eine Spätzin. Die Spätzin brachte Reis, und der Spatz brachte einen Maßbecher. Beide zusammen kochten dann kitschni. Da ging die Spätzin, Wasser holen. Der Spatz aß danach das kitschni, band sich ein Tuch über die Augen und legte sich schlafen. Als die Spätzin Wasser geholt hatte und zurückkam, erreichte sie die Tür des Hauses und rief den Spatzen und sagte: »Nimm den oberen Krug herunter!« Der Spatz antwortete: »Der obere ist zerbrochen, stell den unteren Krug herunter.« Die Spätzin tat, wie der Spatz ihr gesagt hatte, und als sie dann hereinkam, sah sie, daß kein kitschni mehr da ist und der Topf ist leer. Da sagte sie zum Spatzen: »Wer hat denn das kitschni aufgegessen?« Der Spatz sagte: »Der Hund des Rajas hat es gegessen!« Als die Spätzin das hörte, ging sie zum Raja und sagte: »Fürst, dein Hund hat mein kitschni gegessen!« Der Raja antwortete: »Beweise das, damit ich einen Richterspruch abgebe.« Die Spätzin sagte: Wie Ihr wünscht!« Der Raja sagte: »Geht zum Brunnen!« Da kamen sie zum Brunnen. Da band der Raja im Brunnen eine Schaukel aus einer schwachen Schnur an und sagte: »Ihr beide kommt der Reihe nach schaukeln. Wer hereinfällt, hat das kitschni gegessen!«

Erst schaukelte die Spätzin und schaukelte hin und her, bis sie müde wurde, aber die Schnur riß absolut nicht. Dann schaukelte der Spatz. Kaum daß er auf die Schaukel kam, da riß die Schnur, und der Spatz fiel hinein. Da fing die Spätzin an zu weinen. Als die Katze hörte, daß sie weinte, kam sie und fragte die Spätzin: »Schwester, warum weinst du denn?« Da sagte sie: »Mein Spatz ist da hereingefallen!« Die Katze sagte: »Ich werde ihn dir von drinnen herausholen – was gibst du mir dann dafür?« Sie sagte: »Ich werde dir Milchreis und Weizenbrot zu essen geben!« Begierig

darauf, holte die Katze den Spatz aus dem Brunnen, übergab ihn der Spätzin und sagte: »So, nun gib mir Milchreis und gutes Brot!« Die Spätzin sagte: »Jetzt geh weg. Wenn aus meinem Hause Rauch aufsteigt, dann komm bitte!«

Eines Tages – was machte die Spätzin? Sie machte im Hause ein großes Feuer, legte ein Eisenstück in den Ofen und erhitzte es und deckte die Eisenpfanne zu, als ob ganz richtig Milchreis fertig dastände. An diesem Tage sah die Katze großen Rauch und kam, zum Essen bereit. Die Spätzin sagte zu ihr: »Bitte schön, gut, daß du gekommen bist; ich wollte schon meinen Mann zu dir schicken!« Die Katze sagte zu ihr: »Jetzt mach nicht so lange; zeig mir einen Platz, wo ich sitzen kann!« Die Spätzin zeigte ihr den Platz auf dem erhitzten Eisenstück und sagte: »Fürstin Katze, setz dich darauf!« Daß die Katze sich darauf setzte und ihr Hinterteil verbrannte, war eins. Sofort sprang sie auf und sagte:

»Du gibst mir keinen Reis,  
Verbrennst mir nur den Steiß –  
Pfui über deine Lügen!«

Sprach's und rannte schreiend davon und sagte der Spätzin niemals wieder, daß sie etwas essen wollte.



#### 44. *Der Schakal und der Sperling*



n einem Dorf auf einem Baum wohnten eine Sperlingsfrau und ein Sperling, die einander ganz innig liebten. Wenn immer sie irgendwohin zum Ausflug oder zum Picken gingen, taten sie das immer gemeinsam. Einmal pickten die beiden – Sperling und Sperlingsfrau – gerade in einem Pferch, als plötzlich eine Kuh etwas fallen ließ und die arme Sperlingsfrau unter dem Kuhfladen begraben wurde. Als der Sperling sah, daß seine getreue Gefährtin unter den Kuhfladen geraten war, da fing der arme Kerl an ganz schnell mit Schnabel und Krallen den Kuhfladen fortzuräumen. Aber so ein ganz großer Kuhfladen – wie könnte der von einem so kleinen Sperling sogleich abgetragen werden! Schließlich ging die Herde zum Grasens fort, aber dieser arme Kerl grub noch immer in dem Kuhfladen. Während der Sperling so grub und grub, wurde es Mittag, aber weder hatte er den Kuhfladen abgetragen, noch war die Sperlingsfrau darunter hervorgekommen. In diesem Augenblick tauchte ein Schakal schnüffelnd bei dem Pferch auf. Als der Sperling den Schakal sah, flog er erschrocken fort und setzte sich oben auf den Baum, aber der Schakal, der unter dem Kuhfladen die Sperlingsfrau deutlich sah, fing sofort an zu graben und zog sie heraus. Aber als er das Maul aufriß, um sie zu fressen, da schrie auf einmal der Sperling ihm zu: »Hallo, hallo! So'n blöder Schakal, der ißt 'n Sperling voll Kuhmist, der ißt ihn ungewaschen!« Als der Schakal das hörte, zögerte er, gerade noch bevor er den aus dem Kuhfladen herausgeholt, mit Mist beschmierten Vogel fressen wollte, schämte sich und ging, um die Sperlingsfrau zu waschen. Er nahm sie ins Maul und ging zum Fluß. Als der Schakal am Fluß ankam, flog der Sperling hinter ihm her und setzte sich ängstlich in einiger Entfernung hin. Als der Schakal die Sperlingsfrau gewaschen und aus dem Wasser aufs Ufer gezo-

gen hatte und das Maul aufmachte, um sie zu fressen, da fing der Sperling wieder an: »Hallo, hallo! Der frißt das naß, der frißt das nicht trocken!« Als der Schakal das hörte, ärgerte er sich sehr, aber er begriff, daß der Sperling vielleicht recht hatte, und so nahm er die Sperlingsfrau wieder ins Maul und begann zu dem Pferch zu laufen, während der Sperling immer hinter ihm her flog. Als er bei dem Pferch ankam, was tat der Schakal da? Er legte die Sperlingsfrau in das Loch, wo das schwache Feuer brennt, das die Moskitos vom Vieh abwehren soll, damit sie dort in der Wärme des Feuers rasch trocken werden sollte. Da nun in dem Loch nur ein Ofen war und die Sperlingsfrau vom Wasser durchnäßt war, wurde sie ganz mit schwarzer Asche beschmiert. Als nach einer Weile der Schakal die Sperlingsfrau wieder aus dem Loch holte und sich anschickte, sie zu fressen, da schrie der Sperling wieder: »Hallo, hallo! Der Schakal frißt Angebranntes! Der Schakal frißt Angebranntes!« Als der Schakal das hörte, wurde er noch viel ärgerlicher. Was machte er – er drehte und wendete die Sperlingsfrau und warf sie wieder in das Loch. Genug – daß sie ins Loch fiel und wieder die Flügel schlug, um zu fliegen, war eins – sofort flog sie hoch und setzte sich zu dem Sperling auf den Baum. Als der Schakal das sah, war er ganz enttäuscht und ging ziemlich stumm davon. Dann flogen Sperling und Sperlingsfrau fröhlich davon und kamen wieder in ihr Nest.



#### 45. Die Schlange und der Schlangenbeschwörer



n einem Walde lebte ein ältester Schlangenbeschwörer, der überaus freundlich und gutherzig war und niemals irgend jemanden betrübt hatte. Einmal lief eine Gruppe von Schlangenbeschwörern hinter einer Königskobra her. Die Schlange rannte und rannte, um sich das Leben zu retten, und schutzsuchend, um Asyl bittend, kam sie zu diesem alten Schlangenbeschwörer. Sie sagte zu ihm: »Hinter mir ist eine ganze Truppe von Schlangenbeschwörern her – versteck mich doch irgendwie!« Da fragte der Schlangenbeschwörer sie: »Wie kann ich denn eine so große Schlange wie dich verstecken?« Da sagte die Schlange zu ihm: »Mach deinen Mund auf, daß ich in deinen Magen gehen kann, und wenn dann die Leute, die hinter mir her sind, wieder weg sind, dann komme ich wieder heraus!« Da glaubte der gutherzige Fakir der Schlange, machte den Mund auf, und die Schlange ging hinein.

Die Schlangenbeschwörer, die gekommen waren, um die Schlange zu fangen, waren nach vergeblicher Suche umgekehrt, aber die Schlange genoß den schattigen Platz im Magen sehr und dachte gar nicht daran, herauszukommen, Der Bauch des armen Fakirs wurde von Tag zu Tag dicker, aber die Schlange hatte ihr Versprechen vergessen und blieb im Magen sitzen.

Eines Tages war der Fakir eingeschlafen, und sein Mund stand offen, als die Schlange, mit der Absicht, Luft zu holen, aus seinem Mund herauskam und anfang, Luft zu schnappen. In diesem Augenblick saß da auch eine Katze; als die sah, wie die Schlange aus dem Mund herauskam, schlich sie ganz vorsichtig und heimlich heran, schlug plötzlich zu und zerrte die ganze Schlange heraus, schlug sie mit den Krallen und machte sie fertig. Da wurde der Fakir wach, und als er sah, daß die Schlange tot war, lobte er die Katze sehr und sagte zu ihr: »Frau Katze, vom heutigen Tage an

bist du ein Feind der Schlange, und ich gebe dir ein Zauberwort. Jetzt verlasse du den Wald und lebe mit den Menschen zusammen. Kein Mensch wird das Essen, auf das du ein Auge geworfen hast, essen, aber die von dir übriggelassene Speise wird jeder essen!« Als die Katze den Segen und den Rat des Fakirs hörte, war sie bereit, zu den Menschen zu gehen und dort zu wohnen. Als sie sich verabschiedete, streichelte der Fakir sie. Da in diesem Augenblick die Finger des Fakirs in schwarze Farbe getaucht waren, entstanden auf der Katze schwarze Flecken, als er sie streichelte. Seit jenem Tage hat unbedingt jede Katze ein paar schwarze Flecken, und das ganze Katzengeschlecht ist mit den Schlangen verfeindet.



#### *46. Der Tod von Mossirro*

ines Tages flog der winzige Man Mossirro mit seiner Frau herum und vergnügte sich und spielte, und als er weiter flog, da kam plötzlich der Pfeil eines Jägers und traf ihn, und er war gleich tot. Als Man Mossirro gestorben war, da begann seine Frau, Man Mossirri, in Kummer um ihn zu weinen und zu jammern. Da ging dort ein Kameltreiber vorüber, der fragte Man Mossirri: »Gute Frau, um wen trauerst du denn so?« Da antwortete sie:

»Man Mossirro ist tot –  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt!«

Als der Kameltreiber das hörte, wurde er sogleich verirrt verwirrt. Er ging ein wenig weiter, als ihm unterwegs ein Händler begegnete. Als der ihn so verirrt verwirrt sah, fragte er ihn: »Kameltreiber, was ist denn mit dir los?« Da antwortete der Kameltreiber:

»Man Mossirro ist tot –  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt,  
Der Händler reißt die Kleider auf!«

Als der Händler das hörte, begann er seine Kleider zu zerreißen. Als der Händler so seine Kleider zerriß, da kam dort gerade eine Krähe vorbei. Als sie den Händler in diesem Zustand sah, sagte sie zu ihm: »Bruder! Was machst du denn jetzt da? Zerreißt du Papier?« Da gab ihr der Händler zur Antwort:

»Man Mossirro ist tot –  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt  
Der Händler reißt die Kleider auf,  
Die Krähe ist verstört zerstört!«

Als die Krähe diese Sätze auf dem Munde des Händlers vernahm, flog sie verstört zerstört von dort weg und setzte sich geradewegs auf einen Pflaumenbaum. Als der Pflaumenbaum die Krähe so verstört zerstört sah, fragte er sie: »Krähe, was ist mit dir los? Du siehst heute so grünlich-blaß und wirr aus!« Da antwortete die Krähe:

»Man Mossirro ist tot,  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt  
Der Händler reißt die Kleider auf  
Die Krähe ist verstört zerstört,  
Des Pflaumenbaumes Zweige kahl!«

Kaum hatte die Krähe das gesagt, da verwandelte sich der Pflaumenbaum. Als die Krähe noch auf ihm saß, schüttelte er alle seine Blätter ab und stand ganz kahl da. Kurz darauf kam ein alter Holzfäller und setzte sich unter den Baum. Als er sah, wie der Baum aussah, sagte er: »Meine Dame! Hoffentlich zum Guten – warum hast du die Blätter abgeschüttelt?« Als der Pflaumenbaum das hörte, sagte er:

»Man Mossirro ist tot,  
Um Man Mossirro trauern alle  
Der Treiber ist verirrt verwirrt,  
Der Händler reißt die Kleider auf,  
Die Krähe ist verstört zerstört,  
Des Pflaumenbaumes Zweige kahl,  
Der alte Mann kaut Blätter jetzt!«

Als der alte Mann diese Antwort hörte, stand er auf, begann die Blätter zu essen, die der Baum abgeschüttelt hatte, sammelte die anderen und legte sie in seinen Rucksack und ging nach Hause. Als seine Frau ihn in diesem Zustand sah, sagte sie: »Verdammter Kerl! Bist du ganz verrückt geworden, daß du Blätter kaust?« Da sagte der alte Mann:

»Man Mossirro ist tot,  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt,  
Der Händler reißt die Kleider auf,  
Die Krähe ist verstört zerstört,  
Des Pflaumenbaumes Zweige kahl,  
Der alte Mann kaut Blätter jetzt,  
Das Weib zerreißt die Decken jetzt!«

Als die alte Frau das hörte, ging sie rasch ins Haus, dann holte sie alle Flickenteppiche des Hauses von hier und dort, machte einen

Haufen daraus und begann sie in Stücke zu reißen. Als die junge Tochter der Alten sah, wie diese die Flickenteppiche zerriß, kam sie angelaufen und fragte die Mutter: »Mama, was machst du denn da?« Da begann ihre Mutter zu sagen:

»Man Mossirro ist tot,  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt,  
Der Händler reißt die Kleider auf,  
Die Krähe ist verstört zerstört,  
Des Pflaumenbaumes Zweige kahl,  
Der alte Mann kaut Blätter jetzt,  
Das Weib zerreißt die Decken jetzt,  
Das Mädchen macht den Kuhmist klein!«

Kaum hatte das Mädchen diese Antwort gehört, da rannte sie geradewegs in den Kuhstall. Dort angekommen, sammelte sie allen Mist, setzte sich und begann ihn zu zerkleinern. Als eine Büffelkuh, die im Stall stand, sah, wie das Mädchen den Mist zerkleinerte, sagte sie: »Na, du dummes Ding – früher hast du die Kuhfladen gesammelt und nach Haus getragen, was ist denn jetzt mit dir los, daß du sie zerkleinerst?« Als das Mädchen das hörte, sagte sie:

»Man Mossirro ist tot  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt,  
Der Händler reißt die Kleider auf,  
Die Krähe ist verstört zerstört,  
Des Pflaumenbaumes Zweige kahl,  
Der alte Mann kaut Blätter jetzt,  
Das Weib zerreißt die Decken jetzt,  
Das Mädchen macht den Kuhmist klein,  
Die Büffelkuh wird krank und matt!«

Als die Büffelkuh das hörte, fühlte sie sich sogleich krank, blieb eine Zeitlang stehen und ging dann schließlich und stellte sich an den Fluß. Als der Fluß sah, daß die Büffelkuh krank war, sagte er: »Schwester! Was ist mit dir los?« Da antwortete die Büffelkuh:

»Man Mossirro ist tot,  
Um Man Mossirro trauern alle:  
Der Treiber ist verirrt verwirrt,  
Der Händler reißt die Kleider auf,  
Die Krähe ist verstört zerstört,  
Des Pflaumenbaumes Zweige kahl,  
Der alte Mann kaut Blätter jetzt,  
Das Weib zerreißt die Decken jetzt,  
Das Mädchen macht den Kuhmist klein,  
Die Büffelkuh ist krank und matt,  
Der Fluß ist ausgetrocknet, dürr!«

Als der Fluß diese Antwort hörte, wurde er im gleichen Augenblick ganz trocken, und alle Fische und anderen Lebewesen, die in ihm waren, die begann er aufs trockene Land zu werfen.



## NACHWORT

Genau genommen müßte dieser Band ›Märchen aus Sind‹ heißen; da einerseits durch den Band ›Märchen aus dem Pandschab‹ bereits ein bedeutendes Gebiet Pakistans abgedeckt und andererseits die Paschto-Märchen der Pathanen im nordwestlichen Grenzgebiet Pakistans schon stark mit den Traditionen des afghanischen Nachbarlandes zusammenhängen und die Volkserzählungen der verschiedenen Sprachgruppen des Hindukusch ein eigenes Forschungsgebiet darstellen, schien es uns legitim, diese Auswahl von Sindhi-Märchen als repräsentativ für die Märchenüberlieferung der pakistanischen Ebenen anzusehen. Das gilt um so mehr, als Sind, das Land am unteren Indus (24°-28° n.Br.), das als eine der vier Provinzen Pakistans das Gebiet von Karachi bis südlich von Multan, von den südlichen Bergen Balotschistans bis zur indischen Grenze am Rann of Kutch und Radschastan umfaßt, das erste Gebiet im Subkontinent war, das von den Muslimen erobert wurde. 711 erreichte Muhammad ibn al-Qasim vom Irak aus das untere Indus-tal und führte seine kleine Truppe bis nach Multan, das für lange Zeit der nördlichste Vorposten des Islam in Indien blieb. Damit ist Sind das eigentliche Kernland des indo-pakistanischen Islam. Die weitgreifende Eroberung des Subkontinents durch muslimische Truppen beginnt erst rund drei Jahrhunderte nach der Eroberung von Sind, nämlich um das Jahr 1000, von Afghanistan aus; Lahore wurde zur Hauptstadt der neuen Provinz. Ab 1200 wurde Delhi Mittelpunkt des sich bald bis Bengalen und in den Dekkan ausdehnenden muslimischen Reiches und blieb auch später immer das kulturelle Zentrum des indischen Islam, so bedeutende Kulturzentren in Golkonda und Bidschapur, in Kaschmir und Bengalen auch entstehen mochten.

Im ganzen Mittelalter unterschieden Geographen und Literaten zwei Hauptteile des Subkontinents, *Sind* und *Hind*, wobei das er-

stere etwa das heutige Pakistan umfaßt, nämlich das Land entlang dem Indus und in der Ebene der fünf großen Ströme – das *Pandschab* – die sich zunächst langsam miteinander und dann nahe Utsch mit dem ›Vater der Ströme‹, wie die Pathanen den Indus nennen, vereinigen. Hinter dem Beas, im heutigen indischen Ost-Pandschab, beginnt Hind, das eigentliche Indien.

Das Land in der großen Stromebene war seit uralten Zeiten besiedelt; die Ruinen von Moenjo Daro in Sind und Harappa im südlichen Pandschab zeugen von einer hochentwickelten Stadtkultur des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Völkerschaft um Völkerschaft durchzog dann das Industal; Darius schloß einen Großteil des Gebietes um 519 v.Chr. an das Perserreich an; Alexander der Große erreichte das Industal 337 v.Chr. Es folgten die buddhistischen Mauryas; um 100 v.Chr. drangen die Skythen ins Pandschab-Indus-Gebiet ein, denen 78 n. Chr. die Kuschanas folgten, nach denen die Hephtaliten oder Weißen Hunnen kamen. Kurz vor der islamischen Eroberung hatte eine Hindu-Familie die Macht im unteren Industal an sich gerissen. Dann lösten islamische Geschlechter indischer, persischer und türkischer Herkunft einander auf dem Thron von Sind in der damaligen Hauptstadt Thatta ab. Gleichzeitig wurde das Land zu einem wichtigen Zentrum der Mystik. Schon im 11. Jahrhundert hatte sich Hudschwiri Data Gandsch Bakhsch, der Verfasser eines grundlegenden persischen Lehrbuches der islamischen Mystik, des Sufismus, in Lahore niedergelassen, wo sein Grab noch verehrt wird. Um 1200 kamen dann Vertreter mystischer Bruderschaften aus dem zentral-islamischen Gebiet in den Subkontinent, um dort Gottesliebe und Prophetenliebe und die Gleichheit aller Gläubigen vor Gott zu predigen. Es waren diese Bruderschaften, die den Islam im Subkontinent ausbreiteten, nicht das Schwert der Eroberer. Adschmir in Radschasthan und Delhi waren wichtige religiöse Kristallisationspunkte; im Stromgebiet des Indus und Pandschab legen noch jetzt die gewaltigen Bauten von Multan von der religiösen Macht Baha'uddin Zakariyas und seiner

Nachfolger Zeugnis ab, und das Heiligtum Lal Schahbaz Qalandars in Sehwan am unteren Indus mit seinen ekstatischen Riten zieht noch immer Zehntausende von Frommen an. Multan und Utsch waren im Mittelalter auch wichtige Propagandazentren der schiitischen Ismailis, die zahlreiche Anhänger gewannen.

Viele *sayyids*, Nachkommen des Propheten, ließen sich im Industal nieder, wurden und werden tief verehrt und haben politisch und kulturell eine nicht unerhebliche Rolle gespielt.

1526 legte der aus dem Hause Timurs stammende Babur den Grundstein für das Reich der Großmoghule, das bald den größten Teil Indiens umfaßte; 1591 wurde auch Sind der Zentralmacht unterstellt, während das Pandschab schon früher von Delhi aus regiert wurde. Im 18. Jahrhundert zerfiel nach dem Tode des letzten großen Moghulherrschers, Aurangzeb (1707), das Reich, und ein anderthalb Jahrhunderte währender Todeskampf der Moghuldynastie begann, an dem sich Dschats und Sikhs, Marathas, persische und afghanische Eroberer, Briten, Franzosen und Holländer beteiligten. In jenen Jahren des 18. Jahrhunderts, als die Truppen der muslimischen Nachbarn von Iran und Afghanistan aus in immer neuen Wellen durch das heutige Pakistan nach Delhi brandeten und die aus einer mystischen Gemeinschaft zur Militärmacht gewordenen Sikh große Teile des Pandschab und des nordwestlichen Grenzgebietes besetzten, entstand in den heimgesuchten Gebieten, gewissermaßen als Gegengewicht zur grausamen Wirklichkeit, eine zauberhafte mystische Literatur – in Delhi in Urdu, im heutigen Pakistan in Sindhi, Pandschabi und Paschto.

Die Briten hatten schon früh Fuß im Industal gefaßt. Thatta, damals noch an dem ständig seinen Lauf wechselnden Indus gelegen, war vom 17. Jahrhundert an ein Sitz der British East India Company, die von dort u.a. kostbare Stoffe, Salpeter und Asafoetida exportierte. 1843 besiegten die Briten die letzten selbständigen Herrscher von Sind, die Balotsch-stämmigen Talpur; 6 Jahre später wurde auch das Pandschab der East India Company unterstellt.

Die Muslime, einst die Herren des Landes, litten unter den veränderten politischen, sozialen und kulturellen Bedingungen mehr als die Hindus und schlossen sich, mit dem Stolz gedemütigter Herrscher, weitgehend ab; ihre Situation verschlechterte sich noch nach der unglücklichen Militärrevolte von 1857, die dem Moghulreich ein Ende bereitete. Um sich der neuen Lage anzupassen, entwickelten die Muslime mehrere Wege: die Reformbewegung von Sir Sayyid Ahmad Khan (st. 1898) wurde von der islamischen Orthodoxie scharf angegriffen, sein Modell eines Anglo-Muslim College in Aligarh aber wurde in verschiedenen Städten, wie Karachi und Dacca, begeistert übernommen. Das sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert verstärkende Gefühl der indischen Muslime, eine eigene Nation zu bilden, führte zu Reibungen mit den Hindus; wenn auch Vertreter beider Religionsgemeinschaften immer deutlicher die Befreiung Indiens von britischer Herrschaft ersehnten, wuchs doch auch – zumindest bei einem Teil der Muslime – der Wunsch, in einem Staat zu leben, in dem sie die zahlenmäßige Überlegenheit der Hindus nicht zu fürchten hätten und ihre Lebensformen nach ihren eigenen Idealen entwickeln könnten. Muhammad Iqbal, Dichter und Philosoph der indischen Muslime (1877-1938), gab diesem Gedanken erstmals 1930 öffentlich Ausdruck, als er die Schaffung eines eigenen Staates in den muslimischen Mehrheitsprovinzen Sind, Pandschab, Balotschistan, Kaschmir und North Western Frontier als Ideal aufstellte. Dieser Gedanke wurde dann nach einem gewissen Zögern von M. A. Jinnah, dem Führer der 1906 gegründeten Muslim League, aufgenommen und resultierte 1947 in der Teilung des Subkontinents.

Der junge Staat Pakistan übernahm ein schweres Erbe. Die Massaker im Pandschab in den Wochen der Teilung, der Zustrom von Millionen von Flüchtlingen und der Abzug von Millionen von Hindus, in deren Hand ein großer Teil des Handels gelegen hatte, stellte den armen neuen Staat vor kaum zu überwindende Probleme, die durch den allzu frühen Tod M. A. Jinnahs 1948 noch

verschärft wurden. Seither hat das Land, das erstaunliche wirtschaftliche Fortschritte zu verzeichnen hat, um seine Identität gerungen, und Regierung nach Regierung hat versucht, das islamische wie das nationale Erbe zu bewahren, islamische Ideale und die Notwendigkeit politischer, wirtschaftlicher und sozialer Reformen organisch zu verschmelzen. Die Spannungen zwischen den verschiedenen Provinzen, die ihre eigenen Sprachen haben, und den aus Indien Zugewanderten, die das allen anderen Sprachen übergeordnete und als Nationalsprache anerkannte Urdu als Muttersprache hatten, haben eine volle Integration nicht immer leicht gemacht; sie resultierten aber auch in einer für den Außenstehenden faszinierenden Vielfalt kultureller Äußerungen, die sich vor allem in der Literatur zeigen.

Unter den pakistanischen Sprachen ist das von etwa 5-6 Millionen Menschen gesprochene Sindhi, dem die hier vorgelegten Erzählungen entnommen sind, die grammatisch interessanteste, biegsamste und reichste. Das stellte schon der deutsche Missionar Ernst Trumpp (1828-1885) fest, dem wir das grundlegende Werk zur Sindhi-Grammatik (1872) verdanken. Nach der britischen Eroberung wurde 1853 eine einheitliche Schrift für das Sindhi geschaffen, nachdem bis dahin Alphabete auf arabischer und Sanskrit-Basis, wie auch das bei den Ismailis verwendete Khojki gebraucht worden waren. Dadurch wurde der Druck und infolgedessen die Entwicklung der Literatur erleichtert, die bald eine große Blüte erlebte. Schön in früheren Jahrhunderten hatte es in Sind, wie in den anderen Provinzen Pakistans, eine reiche Balladen- und Volksliteratur gegeben. Die traurigen Sagen von der schönen Sohni, die, jede Nacht zu ihrem Liebsten schwimmend, im Indus ertrinkt, ist ebenso Gemeingut des Pandschab und Sinds wie die Erzählung von Sassui, die auf der Suche nach ihrem entführten Geliebten in der Wüste zugrunde geht. Dazu kommt im Pandschab die Geschichte von Hir Randschha aus der Gegend von Dschhang, die fast zum Pandschabi-Nationalepos geworden ist. In Sind findet man halb-

historische Erzählungen aus dem 15. Jahrhundert, wie die von Lila Tschanesar oder dem Fürsten Tamatschi und der Fischermaid Nun, oder die an das radschasthanische Dholu Maru erinnernde rührende Geschichte von der treuen Marui, die auch im Palast des Herrschers von Omarkot ihrem Geliebten in der Thar-Wüste treu bleibt. Diese und manche andere Erzählungen müssen schon im Mittelalter bekannt gewesen sein, da die ältesten mystischen Dichter – wie Qadi Qadan (st. 1551) in Sind und Madho Lal Husain (st. 1593) in Lahore – in ihren Versen auf sie anspielen. In späteren Jahren wurden die Volkssagen zur Basis einer großartigen mystischen Dichtung, die ihren Höhepunkt hat in Schah Abdul Latifs (st. 1752) Sindhi *Risalo* und den ekstatischen Gedichten von Satschal Sarmast (st. 1826), während sie im Pandschab in den hinreißenden Versen von Bullhe Schah (st. 1754) und der klassischen Bearbeitung von *Hir Randschha* durch Waris Schah im späten 18. Jahrhundert ihren schönsten Ausdruck finden. Die Motive dieser Volkssagen wirken bis in die moderne Literatur.

Daneben kennt das Volk ungezählte Märchen und Fabeln, in denen sich die verschiedensten Einflüsse mischen. Unter den ersten Büchern, die ins Sindhi übersetzt wurden, waren Äsops Fabeln; 1894 wurde eine Übersetzung des *Hitopadesa* veröffentlicht (Neudruck 1968), denn lehrhafte Literatur für die Jugend war in den neuindischen Sprachen im 19. Jahrhundert sehr gefragt. Daß Grimms Märchen 1964 in einer reizenden Sindhi-Version gedruckt wurden, sei nur am Rande erwähnt. Der Märchenschatz umfaßt klassische Texte, in denen Feen, Geister, Könige und ähnliche Themen vorkommen; der erste Band der von Dr. Baloch herausgegebenen Sammlung enthält Inhaltsangaben von 39 solcher Märchen, die allgemein bekannte Motive enthalten. Daneben stehen die mehr volkstümlichen, meist kürzeren und oft recht erdhaften Erzählungen und zahlreiche Tierfabeln. Man darf auch nicht übersehen, daß die unermüdliche Übersetzungsarbeit Mirza Qalich Begs (1854-1929), der mehr als 300 Werke hinterließ, das Sindhi durch

Übersetzungen aus allen Gebieten der Literatur bereicherte – von Christoph von Schmid bis Shakespeare und Sherlock Holmes; der eifrige Literat sammelte auch die Überlieferungen seiner Heimat. Die Märchen, die von den Sammlern des *Sindhi Adabi Board* unter Leitung von Dr. N. A. Baloch in den Jahren 1957-1959 aufgezeichnet wurden und in der äußerst informativen *Sindhi Folklore Series* seit 1960 in sechs Bänden erschienen sind, stammen aus allen Teilen der Provinz: dem Norden um Larkana und Rohri, dem Zentralgebiet um die Provinzhauptstadt, das 1768 gegründete Hyderabad, und dem Süden mit dem Zentrum Thatta, der alten Königsstadt. Dazu kommt noch die Wüstenregion von Thar Parkar im Osten und die Stadt Karatschi. Obgleich man die Geschichten ohne weiteres als Märchen genießen kann, sind sie doch auch getreue Spiegelbilder des Lebens in den Dörfern und Kleinstädten entlang des großen Stromes.

Der Strom, oder – in den Wüstenregionen – der versteckte Brunnen, erscheint immer wieder, nicht nur als jenes wunderwirkende Wasser, durch das der Mensch, wie aus der indischen Überlieferung bekannt, die Spiele der Maya verstehen krnt (Nr. 21), sondern auch als Ziel des mystischen Suchers, der am Stromesufer den göttlichen Freund als Lichtgestalt trifft (Nr. 1) und am Ende in den Wogen das Paradies findet. Der Strom ist auch sehr real – der König genießt Ausflüge auf dem Fluß (Nr. 4), und die meisten Kaufleute fahren mit Booten oder großen Fregatten in ferne Lande, wobei manches Schiff durch Sturm oder tückische Wasserwirbel vernichtet wird (Nr. 3) – so wie auch die mystischen Volksdichter von der Sehnsucht der Kaufmannsfrau singen, die ihres Mannes harrt, der kostbare Fracht mitbringen wird – ein Sinnbild der Seele, die auf Gottes Gnadengaben wartet. Und für die Volksdichter werden die Wirbel im Strom oder an der Küste nahe Karatschi zu Symbolen der tückischen Welt, in der nur der sicher ist, der den Propheten zum Kapitän oder Lotsen nimmt (vgl. Nr. 14).

Die Märchen führen uns in die Dörfer, wo der Wadéro, der Dorf-

Vorsteher, für Ordnung sorgt (Nr. 4); er ist für die Dorfgemeinschaft verantwortlich, vertritt sie bei der Regierung und schlichtet ihre Dispute, und oft erscheint der König auch nicht viel anders als ein Wadéro – beiden obliegt es, das *katscheri* zu halten, jene Versammlung der Männer, in der Probleme des Dorfes oder des Staates diskutiert werden und Recht gesprochen wird. Die großen Wohnhäuser (*mahallāt*) haben einen *ōtāq*, einen weiten Empfangsraum, der wegen der Kühle vorzugsweise auf der Nordseite liegt; dort sitzen die männlichen Gäste; dort findet auch das *katscheri* statt, wobei der Held der Erzählung auf einer der einfachen Bettstätten sitzt, die für solche Zwecke mit einem Flickenteppich (*rillhī*) bedeckt wird. Diese Teppiche sind eine Art Steppdecke in kräftigen Farben, mit Vorliebe Weiß, Gelb, Schwarz und Rot, die die Frauen, von der Mitte aus beginnend, ohne jede Vorlage in kunstvollen Mustern zusammensetzen; zum Schluß steppt man sie mit einer kräftigen baumwollbelegten Unterlage durch. Der Gast wird entsprechend seinem Rang behandelt, und die Knaben, die von Kindheit das *katscheri* miterleben, wachsen ganz natürlich in eine der wichtigsten Pflichten des Muslim hinein, nämlich die rechte Etikette, die sich im Stil der Anrede u.a. zeigt. Wenn der geehrte Gast den Hausherrn verläßt, so wird ihm in der Regel ein Überwurf oder ein kostbares Stück Stoff mitgegeben; das ist noch heute Sitte.

In manchen Häusern findet man noch das große Schaukelbett (Nr. 24) dessen Stützen entweder fein geschnitzt sind oder aus dem farbenprächtigen Lackwerk von Hala bestehen; darin liegt oder sitzt man – Schaukeln spielt ja auch in der klassischen indischen Literatur und Malerei eine wichtige Rolle. Es gibt sogar Schaukelgesänge, die man sich vorsingen ließ, wenn man gemächlich geschaukelt wurde und der kühlende Windzug durch einen der Windfänger (Nr. 22) den Sommer erträglich machte; diese Windfänger, die auf dem Dach die Seebrise einfangen, sind, mit ihrer schräg-rechteckigen Form typisch für Süd-Pakistan. Oft werden

die Betten in den Innenhof gestellt, um die kühlen Nächte zu genießen (Nr. 3).

Um das Herrenhaus oder die wenigen größeren Gebäude im Dorf stehen Hütten, aus Holz und Lehm gebaut und häufig mit Rieddächern; eine Dornhecke schützt sie und schließt ein paar Ziegen und Hühner, vielleicht auch eine Kuh ein. An den Lehmwänden kleben getrocknete Kuhfladen, die als Heizmaterial dienen.

Beim Ausgehen nehmen die Männer den *Ajrak* über die Schulter; das ist ein ca. 5 m langes und 80 cm breites Stück Baumwollstoff, das mit Pappelholz-Modeln in blau (daher der Name: arabisch *azraq* ›blau‹), burgunderrot, weiß und schwarz in kunstvollen Mustern bedruckt wird; dieses Tuch dient als Turban, Beutel, Bettlaken oder wird um Rücken und hochgezogene Knie gebunden, um langes Sitzen zu ermöglichen, wie man es auch auf indischen Miniaturen sieht. Für die Großgrundbesitzer und die Reichen war Jagd der bevorzugte Sport; die *schikārgāhs* in Sind, die manchmal Tausende von Hektar umfassen und ausschließlich für Jagdvergnügen dienten, sind zum Teil im Zuge der Landreform aufgelöst worden. In Dornwäldern, Auwäldern und Steppen jagte man Vögel, Gazellen (die märchenhaft mit goldenen Hörnern versehen werden) und Großwild. Die Freude der Talpurprinzen an der Jagd und kostbaren Jagdwaffen wird von britischen Besuchern in Sind im frühen 19. Jahrhundert bezeugt. Ringkampf (Nr. 16) war, wie Hahnenkampf und Drachensteigen, ein beliebter Sport.

Während die Männer der Oberschicht sich so außerhalb des Hauses vergnügten, lebten die Frauen in ihrer eigenen Welt, entweder in dem durch den Hof abgetrennten hinteren Trakt des Hauses oder bei wohlhabenderen Familien im Obergeschoß. Dort sitzt die wichtigste Persönlichkeit – in der Regel die Mutter des Hausherrn – auf ihrem Bett und beherrscht die Familie mit bemerkenswerter Energie; sie wird durchaus um ihre Meinung gefragt (Nr. 4). Die Landfrauen in Pakistan sind beredt und schlagfertig (Nr. 6, 7) und manche Frau mag versucht haben, ihren Mann so ›anzuschmierens

wie es das Märchen erzählt (Nr. 9). Und wehe, wenn ihr der Mann widerspricht – dann droht sie immer, sie wolle zu ihren Verwandten zurückgehen! (Nr. 6). Täglich muß gekocht werden, vor allem aber, wenn Gäste kommen; denn selbst wenn die Frau nicht am Mahl teilnimmt, wie es die Regel ist, ist sie doch für die Gastfreundschaft und damit für die Ehre des Hauses verantwortlich. In langen Stunden widmet sich die wohlhabende Frau ihrer Toilette (Nr. 9); Würfelspiele waren bekannt (Nr. 4, 25), und die Eintönigkeit des Daseins wurde früher durch den Puppenspieler aufgelockert (Nr. 23) – *tamāschā*, »schönes Schauspiel« ist eine wichtige Vokabel.

Die Landfrauen und die Dienerinnen (die oft seit Generationen in der Familie dienen und daher mit allen Geheimnissen vertraut sind) sind die aktiven Charaktere; sie dürfen ja das Haus verlassen und sind nicht den Regeln strikter *pardah* unterworfen. Oft sieht man Mädchen am Brunnen, in weiten Hosen und losem Hemd mit gesticktem Oberteil, den leichten Schal über den Kopf geworfen; mit schweren Wassergefäßen auf dem Kopf gehen sie als kleine Farbflecken durch das Graubraun der Ebene. Noch farbenprächtiger sind die Hochzeitszüge, mit denen die junge Frau, angetan mit dem Nasenring als Zeichen ihrer neuen Würde (Nr. 24), in das Haus ihres Mannes geleitet wird; manchmal begleiten Musikanten den bunten Zug.

Das Verlöbniß wird in der Regel zwischen dem künftigen Bräutigam oder seinem Vertreter und dem Brautvater geschlossen; wenn alle juristischen Fragen, vor allem die Frage des Brautgeldes, geregelt sind, kann die Hochzeit stattfinden, die mit großem Gepränge gefeiert wird. Im allgemeinen haben die Töchter bei der Wahl des Zukünftigen nichts zu sagen (s. Nr. 7), und die Märchen geben ein betrübliches, wenn auch ziemlich realistisches Bild von den Prinzessinnen, die wie eine Ware weggegeben werden oder aus Gründen des Anstandes einen ihnen völlig Fremden heiraten (Nr. 10, 19, 24). Nur selten wählen sie selbst den Gatten, und das Ende einer

jungen Dame, die Turandot spielt (Nr. 8), ist auch nicht beneidenswert. Da der Muslim bis zu vier Frauen gleichzeitig haben darf, ist es für die Helden leicht, alle ihnen unterwegs begegnenden klugen oder schönen Mädchen zu heiraten, und die früheren Gemahlinnen verhalten sich ziemlich gleichgültig. Daß Prinzessinnen mit Dieben oder Hirten verheiratet werden (Nr. 8, 10) gehört ins Gebiet des Märchens, nicht der sozialen Wirklichkeit, wo der Mann gleichen oder höheren Ranges sein muß. Dagegen werden Ehen mit Geistern auch in der islamischen Theologie für möglich gehalten, da der Koran die Dschinnen als durchaus real anerkennt (Nr. 22, 23). Wird dem vornehmen Paar ein Kind geboren, so muß der Astrologe das Horoskop stellen (Nr. 24). Auch Träume spielen bei der Geburt eines Kindes, wie auch bei anderen Gelegenheiten, eine wichtige Rolle (Nr. 17), sagt eine Überlieferung des Propheten doch, daß der Traum einem Sechsendvierzigstel des Prophetentumes entspreche. – Mehrfach ist von Kindesentführung die Rede (Nr. 16 u.a.); diese Praxis ist schon aus dem Mittelalter historisch belegt.

Obgleich der Islam kein Kastensystem kennt, spiegelt sich doch die soziale Schichtung auch in den Märchen wider. Der König freilich wirkt selten wie ein ›richtiger‹ König; er ist gelegentlich grausam (allzu leicht wird mit dem Galgen gedroht), manchmal berühmt für Gerechtigkeit, hin und wieder töricht und nicht gerade aktiv (die Jagd interessiert ihn mehr als die Politik); doch ist er seinen Untertanen immer zugänglich. Die Hauptrolle in der Verwaltung des Reiches fällt dem Wezir zu (das gilt auch für Königssohn und Wezirsohn). Das entspricht wohl der Wirklichkeit, ist aber auch auf Grund der Tradition vom weisen persischen Wezir Buzurgmihir ein *topos* in der persischen und verwandten Fürstenspiegel- und romantischen Literatur. Bemerkenswert ist der große Anteil der Kaufleute an der Märchenwelt. Ihre Reisen und das Risiko ihres Berufes machten sie, von Sindbad dem Seefahrer an, zu beliebten Märchenfiguren, und das Schicksal verarmter Kaufmannsfamilien

wird dramatisch geschildert. Es mag erstaunlich erscheinen, daß Diebe eine so positive Rolle spielen – der ehrenwerte Dieb, der sich bekehrt (Nr. 10) oder der seine Sache so gut macht, daß er ein Königreich gewinnt (Nr. 15), sind zwar bekannte Typen, doch war Viehdiebstahl unter den Balotschen, die ihre Herden im Winter in das klimatisch mildere Industal herabtrieben, ein überaus ehrenwertes Gewerbe; man bewunderte die Künste der Diebe ebenso wie man ihre Tricks fürchtete. Haben doch selbst die mystischen Dichter des Industales den wahren Liebenden angewiesen, sich den Dieb zum Beispiel zu nehmen, der verschwiegen und geduldig ausharrt und auch unter Androhung härtester Strafen nichts aussagt. Um den Viehdieben auf die Spur zu kommen, gibt es besondere Spurenleser (Nr. 7, 28), die aus den kleinsten Zeichen des Fußes oder Hufes eine Spur erfolgreich »entziffern« können.

Überall im Lande wanderten die fliegenden Händler und Hausiererrinnen mit ihren kleinen Warenkästen oder -säcken umher; von ihnen konnten die Frauen ein Stückchen Stoff, bunte Armringe und ähnliches kaufen. Da ihr Beruf ihnen viel Gelegenheit gab, mit Menschen zusammenzukommen, dienten sie oft als Zwischenträger, Spione und werden daher oft zu üblen, mit allerlei Zauberfähigkeiten versehenen Kräften, ohne schon ganz zur Klasse der Hexen zu gehören (Nr. 25).

Die Märchenerzähler lieben besonders die ärmsten Schichten des Volkes. Da ist der Holzfäller, der im Unterholz der Akazienhaine mit Mühe seine tägliche Last Holz fällt und hackt, die er dann auf dem Kopf in die Stadt trägt, um sie für ein paar Pfennige zu verkaufen, und dessen Gottvertrauen wunderbar belohnt wird (Nr. 11). Der Tagelöhner schleppt für wenige Pfennige schwere Lasten, die der Reiche am Flußufer, wo die bunten Läden liegen, erworben hat (Nr. 20) oder sucht jede Arbeit, die ihm das magere tägliche Brot sichert. Der Schuster steht als Lederarbeiter ganz tief in der indischen Hierarchie (Nr. 2), obgleich die pakistanischen Schuster entzückende Schuhe mit Silberpunzerei oder Goldstickerei anfertigen,

die, aus solidem Leder, sich vorzüglich dazu eignen, jemanden durchzuprügeln. Der Ölpresser mit seiner schmutzigen Arbeit gehört zu den negativen Kontrastfiguren (Nr. 23, 25). Am tiefsten stehen *Sweeper* und *schikāri*; der Sweeper reinigt ja nicht nur das Haus, sondern vor allem die Latrinen, und wenn ein Sweeper kostbare Kleider trägt, so ist das wirklich verkehrte Welt (Nr. 23)! Der elende *schikāri* ›Jäger‹ – eindrucksvoll von R. Burton geschildert – wird von Hindus und Muslims gleichermaßen als *outcast* verachtet und durfte, obgleich er sich für einen Muslim hielt, die Moschee nicht betreten; er wurde als ›Aasfresser‹ verachtet, weil er auch gefallene Tiere aß (Nr. 1).

Der größte Teil der Bevölkerung in den Stromniederungen von Pakistan ist bäuerlich. Freilich gibt es hier kaum den fröhlichen Landmann: die meisten Landleute arbeiteten, oft seit Generationen, für die Großgrundbesitzer, und nur wenige besaßen ein Stückchen Land, das sie bestellten. In Sind war ein Drittel des Landes in der Hand von 1 % der Bevölkerung, im Pandschab ein Fünftel in der Hand von 0,5%. Das Ackerland oder der Garten wird mit den von geduligen Rindern gedrehten Wasserschöpfkrädern bewässert (Nr. 25, 28), und wehe, wenn das Kamel, statt die ihm zugewiesenen Dornensträucher abzuweiden (Nr. 29), sich an dem mit solcher Mühe gezogenen jungen Grün vergreift! (Nr. 18). Ehe der Lauf der großen Ströme durch Kanalbauten und Staudämme etwas mehr geregelt wurde (d.h. vor 1932) und bevor das Stauwasser in den Kanälen Millionen von Hektar anbaufähig machte, waren Hunger und Not bei der Landbevölkerung die Regel. Man rechnete von Ernte zu Ernte und war meist verschuldet, denn der Großgrundbesitzer versuchte oft, möglichst viel aus dem Land zu gewinnen, ohne entsprechend zu investieren oder die Lebensverhältnisse der Bauern zu verbessern. Durch Mißernte, Dürre oder Flut verstrickten sich die Bauern von Jahr zu Jahr in die Netze der Geldverleiher und Händler und verloren langsam ihren ganzen Besitz an diese. Da diese Gruppe meist Hindus waren, ist es nicht erstaunlich, daß

in Mirza Qalich Begs Sindhi-Adaption des ›Kaufmanns von Venedig‹ Shylock als Hindu-Händler auftritt (vgl. Nr. 18). – Oft haben die Menschen sich Bretter oder Steine vor den Bauch gebunden, um den nagenden Hunger nicht so zu spüren (Nr. 19, 41); die armen Eseltreibersfrauen, die kaum eine Zwiebel haben und immer nur *dal* (Linsen) essen und es nicht fassen können, daß eine von ihnen etwas Zukost zum Brot hat (Nr. 6), gehören ebenso in dieses, von modernen sozialkritischen Schriftstellern immer wieder beschworene Bild des Elends wie die rührende Bemerkung eines Märchens aus der Thar-Wüste, daß der König für seine Freunde Zicklein und Hühner schlachten ließ (Nr. 16) – ein Festmahl für die armen Diebe, die nur an Reissuppe und Yoghurt gewöhnt sind! Mit *bhang* (zerstoßenem Hanf) (Nr. 31) und Opium half sich mancher über den Hunger und die bittere Realität hinweg.

Freilich, das Industal ist auch Büffelland, und die Büffelkultur der Dschat spielt eine wichtige Rolle in den Märchen. Erzählungen über die Vorzüglichkeit der Büffelmilch (Nr. 29) oder die Freundlichkeit dieser Tiere führen uns in die fruchtbaren Weidegebiete am Strom, wo die großen Herden sich tagsüber im kühlenden Schlamm aufhalten und im sinkenden Licht langsam ins Dorf ziehen, wo im Pferch ein kleines Feuer in einem Loch brennt, um die Moskitos zu vertreiben (Nr. 43) und wo sich die törichte Königin sogar ein Butterhaus wünscht (Nr. 27).

Der Reisende sieht hin und wieder in der Landschaft einen Banyan-Baum, der das Vorhandensein einer Wasserstelle anzeigt (Nr. 2) und dessen ausgedehnte Luftwurzeln ihn fast zu einem Walde machen – wie die frühen Sindhi-Dichter den mystischen Geliebten als schutzspendenden Banyan-Baum symbolisiert haben, so wissen die Märchen, daß sich in seinem Gezweig Geister aufhalten und daß Träume in seinem Schatten sich erfüllen (Nr. 24).

Der Wanderer beobachtet, wie ein unvorsichtiges Zicklein seinen Weg entlang hopst (Nr. 39), wie im dichten Niederwald der Flußufer ein Storchenpaar seine Jungen füttert (Nr. 42), oder Ratten um-

herhuschen, um zu stehlen oder ihre Partner zu überlisten (Nr. 38). Die Spatzen hüpfen in den Dörfern herum; sie sind unzertrennlich, selbst wenn Frau Spätzin einmal unter einem Kuhfladen begraben wird (Nr. 43, 44). Aber da ist schon der Hans Dampf in allen Gassen der Tierwelt, der Schakal, zur Stelle, der von dem treuen Spatzen überlistet wird, während es sonst seine Rolle ist, andere zu überlisten. Der Schakal ist ja seit den Tagen des Hitopadesa und dann in der auf diesem basierenden islamischen Fabelsammlung *Kalīla va Dimna* das listenreiche Tier, vergleichbar unserem Reineke Fuchs. Hin und wieder wird er einmal hereingelegt, vor allem wenn man seine Vorliebe für Süßigkeiten kennt (Nr. 34), führt aber viel häufiger andere hinters Licht und erscheint dann als Gegenstück zu unserem Gestiefelten Kater (Nr. 31). Daß er sich bunt färben läßt, um als Herrscher zu posieren, ist einer der ältesten Züge der Schakalliteratur, die auch in der islamischen mystischen Dichtung (so in Dschelaleddin Rumis *Mathnawi*) mehrfach, wenn gleich mit verschiedenem Ausgang, geschildert wird (Nr. 30). Natürlich fehlt der Papagei nicht – die grünen langgeschwänzten Sittiche bringen Farbflecken in die graubraune Landschaft, und in der Märchenwelt und Poesie ist der ›zuckerkauende‹ Vogel mit vielen positiven Eigenschaften ausgestattet: in den Märchen des ›klassischen‹ Typs ist er der kluge, geschickte und seinem Meister treu ergebene, jedoch auch recht frauenfeindliche Vogel (Nr. 23, 25), wie er aus dem persischen Papageienbuch (*Tutināme*) des nordindischen Mystikers Nachschabi bekannt ist, der um 1330 indische Geschichten in dieses Werk verwob, das über eine verkürzte Urdu-Version 1863 auch in Sindhi veröffentlicht wurde. Als weiser Ratgeber kommt der Papagei auch im *Hudschat al-Hind* vor, einem apologetischen Werk des 17. Jahrhunderts, in dem der kluge Vogel eine Hindu-Prinzessin mit langen Zitaten aus persischer mystischer Literatur zum Islam bekehrt; eine ähnliche Rolle spielt er in dem großen *Dasamō Avatar-Werk* der Ismailis von Sind und Gudschat. Das klassisch-indische Motiv seines Disputes mit dem schwar-

zen Maina-Vogel kommt auch in einem der Sindhi Märchen vor (Nr. 25). Der geschickte und hilfreiche Affe (Nr. 26) – aus der indischen Tradition übernommen – gehört wie der Papagei und die Schlange sowohl zur realen wie zur magischen Welt. Die Schlange ist in der Tat sehr real in einem Lande, das ›sich einer nicht beneidenswerten Vielfalt an Schlangen rühmt‹, wie ein britischer Reisender vor gut hundert Jahren über Sind schrieb; sie wird von den Schlangenbeschwörern dressiert, und sie bewacht, entsprechend der klassischen Märchentradition, kostbare Schätze, von denen man sie mit einem Trick vertreibt (Nr. 1, 2). Die großen, oft schwarzen Schlangen, die in ihrem Charakter ambivalent sind, haben gefährliche kleinere Verwandte – jene Schlangen, die sich im Bauch von unglücklichen Prinzessinnen befinden. Oft kommen sie, wie in der klassischen Märchentradition, aus dem Mund hervor (Schlange als Seelentier, mit dem Atem verbunden); aber da eine der Geschichten ein vollständiges Rezept gegen ›Schlangen im Bauch‹ gibt (Nr. 3), das sich als richtiges Wurmmittel identifizieren läßt, darf man vielleicht die Häufigkeit dieses Motivs auch aus sehr wenig märchenhaften Erfahrungen mit den im Subkontinent so häufigen Wurmkrankheiten erklären. Ebenso ist die detailliert ausgemalte Lepra (Nr. 25) sowohl eine echte Tatsache wie ein Märchenmotiv (vgl. den mittelalterlichen aussätzigen König). Besessenheit wird auf mannigfache Weise beschworen; Nr. 2 gibt ein wirklichkeitsgetreues Bild dieser Praktiken.

Wie diese Märchen das äußere Leben des Landes mit Farben und Gerüchen widerspiegeln, so geben sie auch eine andere Eigenheit wieder, die der Besucher bald bemerkt: sie sind voll von Musik. Wenn die Schlange in einer der schönsten Erzählungen von der ›urewigen Woge der Melodie‹ spricht (Nr. 2), so übersetzt sie diese Liebe zur Musik in mystische Terminologie – die islamische Mystik hat ja besonders im Subkontinent eine hohe Musikkultur hervorgebracht, obgleich die Orthodoxie stets vor den Gefahren der mitreißenden Musik gewarnt hat. Für die Sufis und ihren größten

Dichter, Dschelaleddin Rumi (st. 1273), dessen Werk im Indusland und im Pandschab ebenso bekannt und beliebt war (und ist) wie am Hofe von Delhi, wie in Iran und der Türkei, läßt Musik die Seele an die urewige Anrede Gottes denken: ›Bin ich nicht euer Herr?‹ (Sura 7/171) und beschwört so die Erinnerung an die Zeit herauf, da Schöpfer und Geschöpf noch nicht getrennt waren. Deswegen entzückt Musik nicht nur Menschen, sondern auch Geister, Schlangen und Getier. Vor allem ist es die *murli*, das Instrument der Schlangenbeschwörer, ein etwa 40-50 cm langes, unten verdicktes Blasinstrument, dessen schneidender Klang sich zu kunstvollen Kadenz entwickelt und auch den Menschen berücken kann:

Die trunkene Stimme der *murli* hat mein Herz verzückt, singt Satschal, der leidenschaftliche Mystiker von Sind. Und – ›die murli vor der Eidechse spielen‹ ist das Äquivalent zu unserem: »Perlen vor die Säue werfen«! Die Sarindo, ein auf das linke Knie gestütztes Saiteninstrument, hat ebenfalls diesen weittragenden, mitreißenden Klang. Ob es der erregende Rhythmus der beiden kleinen Trommeln (*tabla*) ist oder der kunstvolle Gesang klassischer Melodien (*ragas*) – die Schilderungen der Wirkung der Musik in den Märchen entsprechen durchaus der Wirklichkeit (Nr. 19, 23, 24). Wer einmal an einem klaren Abend die Sindhi-Musiker Stunde um Stunde hat singen und spielen hören, versteht, daß Menschen und Geister in unseren Geschichten den Künstlern oder dem Veranstalter solcher Feste das zuwerfen, was ihnen am liebsten ist – ein kostbares Tuch, ein Schwert, oder selbst die schönste Fee ihres Geisterreiches.

Die Musik ist aber nicht nur Ausdruck der verfeinerten Hofkultur des Subkontinents, sondern Ausdruck mystischer Erfahrung. In der Tat ist die tiefe Frömmigkeit, die vielen dieser Erzählungen zugrunde liegt, ein typischer Zug dieser Märchen. Man braucht nicht an die islamische Umformung des Turandot-Motivs zu denken, in der die Prinzessin auf ihre Fragen einen ganzen Katechismus zu hören bekommt (Nr. 8) oder an die Geschichte vom Streit

der Tiere (Nr. 36), die sich alle ihrer islamischen Vergangenheit rühmen – der Glaube an die göttliche Vorherbestimmung, *qismat*, schimmert überall durch – es ist typisch, daß der Begriff ›Zufall‹ immer mit den Worten ›Durch die Macht Gottes‹ wiedergegeben wird. So stark die mystische Form des Islam allgemein auf dem ganzen Subkontinent verbreitet ist, genießt Sind doch den Ruf, besonders stark mystisch gestimmt zu sein; das große Gräberfeld von Makli Hill bei der alten Hauptstadt Thatta enthält der Volkslegende nach die Grabstätten von 125 000 Heiligen, darunter Bauten von ungewöhnlicher architektonischer Schönheit. Diese mystische Haltung hat auch zu einem friedlichen Zusammenleben von Hindus und Muslims geführt; zahlreiche Hindus waren Jünger muslimischer geistlicher Führer. Der feste Glaube an den Derwisch, den mystischen Führer, der dem Suchenden einen kurzen, prägnanten Rat gibt, wie es seit Jahrhunderten in der *malfūzāt* Literatur (Ausprüche der Heiligen) der indischen Sufis üblich ist, gehört fest zu dieser Tradition. Der Derwisch ist ja untrennbarer Bestandteil der indo-islamischen Welt; das zeigt die berühmte, zu Unrecht Amir Chosrau (st. 1325) zugeschriebene Geschichte von den *Vier Derwischen*, die 1801 von Mir Amman zu einem der meist gelesenen Urdu-Werke verarbeitet worden ist (*Bāgh ū bahār*, oft übersetzt). Der Derwisch kann so geläutert sein, daß er trotz äußerer Blindheit den Wert von Dingen und Menschen kennt (Nr. 12). Mit seinem Rosenkranz von 33 oder 99 Perlen, seiner Bettelschale und dem kreuzförmigen Holz, auf das er sich beim Niederhocken stützt, durchwandert er die Welt, der schönsten Namen Gottes gedenkend oder den Propheten segnend; wie alle müden Wanderer mag er sich eine Zeitlang in der Moschee niederlassen, wo der Fremde auf Ruhe und ein wenig Speise hoffen kann (Nr. 24). Die Derwische wissen und lehren ihre Schüler, daß diese Welt vergänglich ist, wie es der Koran lehrt, und daß es daher sinnlos ist, ihr viel Wert beizumessen – ›manches ist vergangen, manches wird vergehn‹ (Nr. 19). Auch die selbstlose Liebe, die nichts als den Anblick des geliebten We-

sens wünscht, gehört zu den Verhaltensweisen, die der mystische Islam gelehrt hat (Nr. 20). Almosen geben und Gutes tun ist das einzige, was den Menschen retten kann – und hier kommt es manchmal zu seltsamen Mischungen zwischen dem islamischen Glauben an den Herrn des Jüngsten Gerichtes und hinduistischer Seelenwanderungslehre (Nr. 1). Sicher, der Böse kann nicht anders als böse handeln (Nr. 2), und doch gehört auch er in das bunte Weltbild, und selbst solche Individuen, die scheinbar schlecht sind (wie Diebe oder Räuber) erscheinen geläutert durch die zentrale Eigenschaft fast aller Märchenhelden: die absolute Treue zum Freunde. Freundschaft steht höher selbst als Treue zur Familie (Nr. 16), und wenn die Freundschaft und Treue dann gar noch einem religiösen Führer gilt, ist sie vollkommen.

Gewiß, wir haben es hier mit Märchen zu tun und sollten die Motive nicht zu sehr in die reale Welt zurücktransponieren. Sie zeigen oft einen bemerkenswerten Mangel an Zeitgefühl – Stunden und Tage dehnen sich zu Jahren aus, Ereignisse von Jahren schmelzen auf Minuten zusammen. Manchmal handelt der Held nicht genau den Instruktionen gemäß, die der Leser noch gut kennt (Nr. 2). Dreifache Wiederholungen eines Motivs sind häufig, ebenso wie die Siebenzahl von Ereignissen oder Personen. Der kinderlose König ist eines der beliebtesten Motive, und daß Frauen mit Zauberkünsten vertraut sind, wird als selbstverständlich angenommen (Nr. 23, 25). Oft zeigen die Erzählungen eine herzliche Freude an humoristischen Schilderungen; sie malen die verkehrte Welt (Nr. 28) und fügen Sprichwörter und Verse ein (bei den längeren Kettengedichten sind Übersetzungen kaum möglich). Besonders typisch ist das starke Interesse an Rätselfragen, die im Lande äußerst beliebt sind – der ›gebildete‹ westliche Beobachter ist erstaunt, wie groß die Anzahl oft komplizierter und vielschichtiger Rätsel ist, die das einfache Volk liebt und mit Leichtigkeit löst; die Rätselüberlieferung in Sind würde eine eigene Studie verdienen, ebenso wie die Sprichwörter.

Diese Märchen sind nur eine kleine Auswahl aus einer fast 300 Stücke umfassenden Sammlung; sie scheinen mir aber die Vielfalt des Materials einigermaßen wiederzugeben und werden hoffentlich den deutschen Lesern einen ersten Einblick in die bunte Welt der pakistanischen Strom-Ebenen vermitteln.

Es bleibt mir nur, den Freunden in Sind und Hind für ihre Hilfe zu danken: Dr. N. A. Baloch und der Sindhi Adabi Board, Hyderabad, haben das Material geliefert; Pir Hussamuddin Rashdi, Karachi, hat einige philologische Fragen beantwortet, ebenso wie Dr. Motilal Jotwani, Dehli. Frau Dr. Gisela Kircher bin ich für ihre Auskünfte über die vorkommenden Pflanzen und Heilmittel dankbar.

Annemarie Schimmel

## *ANHANG*



## *Literaturverzeichnis*

- Abbas, Zainab Ghulam, *Folk Tales of Pakistan*, Karachi 1957 (eine wenig befriedigende deutsche Übersetzung: *Pakistanische Volkserzählungen*, München 1963)
- Ahmad, Uta, *Bibliographie des deutschen Pakistan-Schrifttums*, Deutsch-Pakistanisches Forum, Hamburg 1975
- Bausani, Alessandro, *Storia delle letterature del Pakistan*, Mailand 1958
- Burton, Richard F., *Sindh, and the Races that inhabit the Valley of the Indus*, 1851, repr. 1973
- Druarte, Adrian, *The Beggar Saint of Sehwan, and other sketches of Sind*, Karachi, n.d., ca. 1973
- Eglar, Zekiye, *A Punjabi Village in Pakistan*, New York, Columbia University Press, 1960
- Italiaander, Rolf (Hrsg.), *Aus der Palmweinschenke. Pakistan in Erzählungen zeitgenössischer Autoren*, Herrenalb 1966
- Jotwani, Motilal, *Shah Abdul Latif of Bhit*, New Delhi 1975
- Kincaird, CA., *Tales of Old Sind*, 1922
- Kincaird, CA., *Folk Tales of Sind and Guzerat*, 1925
- Lambrick, Hugh T., *Sindh. A General Introduction*, Hyderabad: Sind 1964
- Lambrick, Hugh T., *The Terrorist*, London, Ernest Benn, 1970
- Malik, Usman, und A. Schimmel (Herausgeber), *Pakistan. Ländermonographie*. Tübingen 1975
- Mayne, Peter, *Saints of Sind*, London, John Murray 1956
- Parsram, Jethmal, *Sind and its Sufis*, Madras 1924
- Prior, L.F. *Loveday, Punjab Prelude*, London 1952
- Qani\ Mir Ali Schir, *Makliname*, ed. Sayyid Hussamuddin Rashdi, 2. Aufl. Hyderabad 1967
- Quraeshi, Samina, *Legacy of the Indus*, New York, Weatherhill, 1974
- Qureshi, Ishtiaq Husain, *The Pakistani Way of Life*, London 1956
- Rushbrook Williams, L. F., *The State of Pakistan*, London 1962
- Schimmel, Annemarie, *Pakistan, ein Schloß mit tausend Toren*, Zürich, Orell-Füssli 1965
- Schimmel, Annemarie, *Sindhi Literature*, in Jan Gonda, *History of Indian Literature*, Wiesbaden 1974

- Schimmel, Annemarie, *Islamic Literatures of India*, in Gonda, o.e., Wiesbaden 1973
- Schimmel, Annemarie, *The Activities of the Sindhi Adabi Board*, in: *Welt des Islams*, Neue Serie VI 3-4, 1961
- Schimmel, Annemarie, *Neue Veröffentlichungen zur Volkskunde von Sind*, in: *Welt des Islam*, Neue Serie IX 3-4, 1964
- Schimmel, Annemarie, *Hochzeitslieder der Frauen im Indusland*, in: *Zeitschrift für Volkskunde*, Stuttgart, 61/1965
- Schimmel, Annemarie, *Ein Frauenbildungsroman auf Sindhi: Mirza Qalich Begs Zinat*, in: *Der Islam* 39/1965
- Schimmel, Annemarie, *Sind vor 1947. Die Erinnerungen Pir Ali Muhammad Rashdis*, in *Indo-Asia*, Tübingen, Januar 1979
- Sorley, Herbert T., *Shah Abdul Latif of Bhit*, London 1940, repr. 1965
- Stephens, Ian, *Pakistan*, London, Ernest Benn 1963
- Westphal-Hellbusch, Sigrud, und Dr. Heinz Westphal, *The Jat of Pakistan*, Berlin 1964

## *Anmerkungen und Worterklärungen*

1. Uttar, Erzähler Fāzil Qā'imī. Ungewöhnlich ist hier die nahtlose Verknüpfung streng islamischen Gottesglaubens, durch den wandernden Helden verkörpert, mit dem indischen Motiv der Seelenwanderung. – *Schikārīs* (Jäger) die outcasts im Industal, gelten auch bei den Muslimen als ganz unrein; sie werden verdächtigt, verendete Tiere zu essen und halten, wie hier, sogar Schweine, d.h. »unreine« Tiere.
2. Lar, Erzählerin Frau Zeb un-Nisā Lōhār (die einzige weibliche Überlieferin in diesen Bänden), die ein genaues Bild volkstümlicher Praktiken der Geisteraustreibung gibt. – *Pandit* Hindu-Priester. – *Molla* muslimischer Theologe. – *Pir* muslimischer mystischer Führer. – *Murli* das typische Blasinstrument des Schlangenbeschwörers; hat einen schneidenden, oft geradezu herzerreißenden Klang. – *Sarindo* ein Streichinstrument (hin und wieder kommen gezupfte Passagen vor), das einen weittragenden Klang hat und vor allem von den Hirten gespielt wird. – *Ajrak* ein baumwollenes Stück Stoff von etwa 6 yard Länge, das mit Modeln in Blau (daher der Name, vom Arabischen *azraq* – Blau), Dunkelrot, Schwarz und Weiß bedruckt wird und dem Sindhi als Überwurf, Decke, Turban, Beutel und für viele andere Zwecke dient.
3. Watscholi, Erzähler Allah Batschāyō Dscharwār. – Eine ähnliche Prüfungsgeschichte findet sich auch in ›Wachen ist Sache des edlen jungen Mannes; das Motiv der Prüfung der Bettstelle kommt auch in der Sindhi-Volksromanze von Mōmal Rānō vor. – *Amomum anthorizum* wird u. a. als Bittermittel und zur Verdauungsförderung angewandt; der Nim-Baum, *melia azadirachta*; ein öl aus seinem Samen wird als Mittel gegen Würmer verwendet. – *Asa foetida* kann ebenfalls als Darmdesinfiziens und Verdauungsmittel verwendet werden. Es scheint sich bei den Schlangen also ganz deutlich um Würmer (Bandwürmer, Peitschenwürmer?) gehandelt zu haben.
4. Watscholi, Kreis Hala, Erzähler Qādī Nūr Muḥammad. – *Frau, wasch dir nicht den Kopf*. Nach islamischem Gesetz muß man sich den ganzen

Körper, einschließlich des Haares, nach ›großer Unreinheit‹ waschen, wie Kindbett, Geschlechtsverkehr, Menstruation. Wenn sie sich nicht wäscht, zeigt sie damit, daß sie nicht ›verunreinigt‹ ist. Das Motiv findet sich auch in der Erzählung von Omar Marūi. – *ich tränke die Milch* bedeutet »ich würde zu eurem Milchbruder werden«, was ein Ehehindernis darstellt.

5. Watscholi, Kreis Hyderabad, Erzähler Muḥammad Batschal. Das hier und anderswo mit ›Groschen‹ übersetzte Wort bedeutet eine sehr kleine Münze, die seit langem nicht mehr verwendet wird.
6. Watscholi, Kreis Hala, Erzähler Qāḍī Nūr Muḥammad, dessen Geschichten sich durch besonders lebendigen Dialog auszeichnen. – *Maulwi Sahib* der rechtskundige Schriftgelehrte, Verkörperung der Orthodoxie. – *zwölf Annas* eine Rupie hatte 16 annas, eine anna wiederum 16 paisa. – *Schwalbenwurz* rhizoma vincetoxici, wird als wassertreibendes und Brechmittel in der Volksmedizin angewandt, es könnte sich auch um *Calotropis gigantea* handeln, die Durchfall und Erbrechen hervorruft.
7. Uttar, Erzähler Schōr Chanpūrī, und Hyderabad, Erzähler Mumtāz Mirzā.  
Watscholi, Kreis Schahdadpur, Erzähler Mīr Muḥammad Sukāyil; eine interessante Umformung des Turandot-Motivs ins Islamische – obgleich dem kritischen Leser die Antworten nicht alle zutreffend erscheinen. Das Spiel mit Zahlenreihen ist auch in der persischen und verwandten Poesie beliebt. Vom Einheitsbekenntnis Gottes ausgehend, gibt der Hirt eine Reihe theologischer und volkstümlicher Lösungen: *Drei* – am dritten Tage nach dem Tod eines Familienmitglieds wird eine Zusammenkunft abgehalten, erst danach wird im Hause des Verstorbenen wieder gekocht. – *Vier Freunde*: die ersten vier Kalifen des Islam: Abu Bakr (632-634), ‘Umar ibn al-Chaṭṭāb (634-644), ‘Uthmān ibn ‘Affān (644-656) und ‘Ali ibn Abi Ṭālib (656-661), im sunnitischen Islam als Vorbilder gepriesen. – *Fünf Reine*: Muhammad, sein Vetter und Schwiegersohn ‘Ali ibn Abi Ṭālib, seine Tochter Fātima, und die Söhne

dieses Paares, Imam Ḥasan und Ḥusain – als *Pandschtan* vor allem in der Schia verehrte Gruppe. – *Chhati*: Opferritus am *sechsten* Tag nach der Geburt eines Kindes. – *Neun*: Tag der Pilgerfahrt: der 9. Dhū'l-*hidschdscha*, an dem die *Hauptzeremonien* der Pilgerfahrt nach Mekka stattfinden. – *Zehn* – Muharram: am 10. Muharram 680 wurde Ḥusain, der Sohn 'Alis, in der Schlacht von Kerbela von den omajjadischen Regierungstruppen getötet; die Schia feiert deshalb die ersten zehn Tage und vor allem den 10. Tag des Muharram (erster islamischer Mondmonat) mit gewaltigen Trauerversammlungen, Rezitationen und dramatischen Darstellungen der Tragödie von Kerbela, denn ›Weinen um Husain bringt den Menschen ins Paradies‹. Am 10. Muharram wird auch von Sunniten oft eine spezielle Speise (āschūrā) gekocht und verteilt, die an das letzte Mahl Husains erinnern soll. – *Elf*: König Elf ist der Mystiker 'Abdulqādir Gilānī (st. 1166 in Bagdad), Gründer des weitverbreiteten Qadiriyya-Ordens, der im 15. Jh. in den Subkontinent kam. Sein Gedenktag ist der 11. Rabī'ath-thānī (4. Mondmonat), und zahlreiche Bäume, Höhlen und Stätten sind ihm geweiht, wie auch zu seinen Ehren viel Poesie in Pakistan und dem muslimischen Indien verfaßt worden ist. – *Zwölf*: die zwölf Imame der Schia von 'Ali über Ḥasan und Husain bis zu dem letzten, im 9. Jh. geheimnisvoll verschwundenen zwölften Imam, der am Ende der Zeiten wiederkommen wird, um ›die Welt mit Gerechtigkeit zu erfüllen, wie sie jetzt mit Ungerechtigkeit erfüllt ist‹. *Dreizehn*: die *tērha tēzen*, dreizehn unheilvolle Tage im Safar, dem 2. Mondmonat, in denen sich der Prophet zu seiner letzten Krankheit niederlegte. – *Siebzehn* sind bestimmte Zeremonien, die vor der Hochzeit im Hause der Braut durchgeführt werden. *Achtzehn*: ob der Erzähler Ali ibn Abi Talib oder einen neueren Heiligen im Sinn hat, ist mir unbekannt. – Der Hirt fügt dann aus Spaß noch weitere Zahlen zu der Frage der Prinzessin hinzu, um ihr seine Überlegenheit zu zeigen.

9. In fast allen Teilen der Provinz überliefert: Watscholi, Kreis Hyderabad, Erzähler Muḥammad Batschal und Walī Muḥammad Ṭāhīrzādō, in Hala: Erzähler Qāḍī Nūr Muḥammad; in Lar: Erzähler Schaich Muḥammad Sōmār; in Thar Parkar der Hindu Rā'itschānd. – *naulakha* Halsband von 9 lakh = 900 000 Rupies Wert, ein sagenhaftes Schmuck-

stück, das in der Volksüberlieferung eine wichtige Rolle spielt; so erlaubt Lilā, die Lieblingsgemahlin des Fürsten Tschanēsar, ihrer Rivalin, eine Nacht mit ihrem Mann zu verbringen, weil sie deren naulakha-Halsband begehrt. Allgemein: kostbarer Schmuck.

10. Watscholi, Erzähler Ḥādschi Aḥmad Schaich. – *Gebete*: Der fromme Muslim betet gern nach den Pflichtgebeten bestimmte Formeln (das Glaubensbekenntnis, Segensworte über den Propheten, oder einen oder mehrere der 99 Schönsten Namen Gottes), die er an seinem Rosenkranz (*tasbīḥ*, *subḥa*) abzählt.
11. Uttar, Erzähler Ahmad Khan Āṣaf; im Kreis Rohri, Erzähler ‘Abdurazzāq Mēmoṇ.
12. Uttar, Kreis Rohri, Erzähler ‘Abdurazzāq Mēmoṇ. – *Schah* ›König‹ wird oft als Anrede für religiöse Führer, Nachkommen des Propheten und Heilige verwendet.
13. Watscholi, Erzähler Zafar Balōtsch. Die Erzählung ist in Kurzform enthalten in Sa’dīs *Gulistān*, Buch I, Geschichte 17, und ist hier dem pakistanischen Milieu angepaßt.
14. Lar, Kreis Thatta, Erzähler ‘Abdallāh Gandrō.
15. Lar, Kreis Thatta, Erzähler ‘Abdallāh Gandrō.
16. Thar Parkar, Erzähler der Hindu Rā’itschand. – *Ajrak* siehe Anm. zu Text 2. – *Lungi* im allgemeinen ein Lendentuch, aber im speziellen Sindhi-Gebrauch ein kostbares gewebtes, mit feinen bunten Streifen und einer breiten eingewirkten Silberborte versehenes langes Tuch, das früher vor allem in Thatta hergestellt wurde.
17. Uttar, Kreis Rohri, Erzähler Aḥmad Khān Āṣaf.
18. Karachi, Erzähler Muhammad Šāliḥ Sammō. – Eine geschickte Adaption traditioneller Folklore-Motive an die bäuerliche Umwelt des Indus-

tales. Der Dorfhändler war in der Regel ein Hindu, und typischerweise wird in der Sindhi-Adaption von Shakespeares Kaufmann von Venedig durch Mirzā Qalīch Beg (st. 1929) Shylock durch einen Hindu-Kaufmann dargestellt. – *Sethi* Großkaufmann. – *Jāt* (Dschat) eine büffelzüchtende Volksgruppe in Pakistan und Nordwest-Indien, zum Teil auch Kamelnomaden.

19. Lar, Kreis Thatta, Erzähler ‘Abdallāh Gandrō.

20. Watscholi, Kreis Schahdādpūr, Erzähler Mīr Ḥasan Sukāyil.

21. Uttar, Erzähler Ghulām Rasūl Dschatūl. – *Aflātūn* ist Plato, der in der Folklore der islamischen Völker oft als Zauberer auftritt (vgl. Eflatun Pinarī, ›Platos Quelle‹ in Zentralanatolien und die damit verbundenen Sagen). Das Motiv der Verwandlung durch Wasser gehört, wie Heinrich Zimmer gezeigt hat, zu den klassischen indischen Themen, um die Macht der Maya zu zeigen; es findet sich in Verbindung mit der Geschichte von Muhammads Himmelfahrt in der islamischen Überlieferung; Amlr Chosrau, der Dichter von Delhi (st. 1325) hat es in seinem *Mir’āt-i Iskandarī* ebenso verwendet wie der Sindhi-Mystiker Satschal Sarmast (st. 1826), und im Deutschen liegt es Agnes Miegers Ballade ›Die Mär vom Ritter Manuel‹ zugrunde. Die ständige Teilung der Hunde erinnert an die der Besen in Goethes ›Zauberlehrling‹.

22. Lar, Erzähler Schaich Muhammad Sōmār. – Der Windfang-Kamin ist typisch für das südliche Pakistan, wo Windfänge in Form eines schrägen Rechtecks so auf den Dächern angebracht werden, daß sie auch die leiseste Seebrise einfangen und zur Kühlung in die Wohnräume leiten.

23. Uttar, Erzähler Fāzil Qā’imī. – *Alligator* in der mittelalterlichen indischen Kriegführung versuchte man, Mauern zu überwinden, indem man einen festen Strick an einen gezähmten Alligator band. – *Tablaspieler* mit den beiden tablas, kleinen Trommeln, wird die Begleitung zu jeder Musik geschlagen; der Erfolg der Stücke hängt wesentlich von dem Geschick des tabla-Spielers ab. – *Sweeper* Kastenlose, die Straßen und vor allem Latrinen reinigen. – *Sarangi* Saiteninstrument mit vollem Ton.

– Das Puppenspiel (*putli*) war in Indo-Pakistan immer eine Quelle der Freude für Kinder und Erwachsene; wandernde Puppenspieler erfreuten die Zuschauer mit einem herrlichen *tamāschā*, ›Schauspiel‹, das von Musik begleitet war. Das Spiel der 52 Puppen, die aus 52 gleichlangen Stöckchen bestehen und besonders vorbereitet werden, diente – zumindest bei den Hindus Südindiens – für magische Zwecke; man konnte durch die *putli* allerlei magischen Schabernack treiben lassen. Vielleicht unterliegt eine Erinnerung daran dieser Geschichte.

24. Watscholi, Kreis Hyderabad, Erzähler Muhammad Batschal. – *Nasenring* das Zeichen der verheirateten Frau. – *Dhōrās* zweizeilige Gedichte, oft Liebesverse, in Hindi oder Sindhi.
25. Uttar, Erzähler nicht genannt. – Das Motiv des Disputs zwischen dem Sittich bzw. Papagei und dem kleinen schwarzen Maina-Vogel (der immer die Belange der Frau vertritt) ist aus der klassischen indischen Literatur und der indo-persischen und Urdu-Oberlieferung bekannt, wie diese Erzählung überhaupt stark an die frauenfeindliche Einstellung vieler Erzählungen des Papageienbuches erinnert, das nach seiner persischen Bearbeitung durch Zia'uddīn Nachschabī (st. 1350 in Badaun, Nord-Indien) später auch die Literatur der indischen Volkssprachen beeinflusste und über eine verkürzte Urdu-Version von Muhammad Qādirī durch Haidar Bakhsch 1862 ins Sindhi übersetzt wurde. – Eine andere Version des ›Leprakranken Königs‹, die in Larkana erzählt wurde, verbindet das Heilungsmotiv mit dem Mord an dem treuen Papagei, das auch in anderen Geschichten vorkommt. – *Henna* die rote Farbe wird vor der Hochzeit in kunstvollen Mustern auf die Hände aufgetragen; das muß vorsichtig geschehen – so kann man eine Hochzeit auch nicht mit Gewalt ausrichten.
26. Watscholi, Kreis Tando Ilahyar, Erzähler Walī Muḥammad Ṭāhirzādō, und Kreis Schahdādpūr, Erzähler Akbar 'Alī. – *Lassi* mit Wasser verdünnter Yoghurt, oft leicht gesalzen oder gewürzt, sehr erfrischendes Getränk.
27. Watscholi, Kreis Schadādpūr, Erzähler Mīr Ḥasan Sukāyil und Zafar Balōtsch.

28. Uttar, Erzähler Fāzil Qā'imī.
29. Lar, Erzähler Schaich Muḥammad Sōmār.
30. Watscholi, Kreis Hyderabad, Erzähler Mumtāz Mirzā; Thar Parkar, Kreis Umarkot, Erzähler Allāh Batschāyō; Uttar, Erzähler Fāzil Qā'imī. – Das Thema des gefärbten Schakals ist schon aus dem Hitopadesa bekannt und kommt u. a. auch in Rumis *Mathnawi* vor (III, Vers 72iff. als Symbol des Pharao, der behauptet, Gott zu sein); es erhält hier aber eine witzige Abwandlung.
31. Uttar, Kreis Mīrpur Mathēlī, Erzähler Muschtaq Aḥmad, und Watscholi, Kreis Tando Ilahyār, Erzähler Walī Muḥammad Ṭāhirzādō. – *bhang* eine Hanf-Art, wird zerstoßen und dann in kleinen Portionen getrunken. Der *bhang-Trinker* entspricht etwa dem Typ des Gamblers. – *Meer-Pferd* das *samūndī gbōrā* spielt eine wichtige Rolle in diesen Märchen; es lebt wild am Strande des Meeres und kann nur von einem echten Helden gefangen werden; manchmal erscheint es auch, um einen Prinzen zu entführen.
32. Uttar, Erzähler 'Alī Nawāz; Watscholi, Erzähler Ilāhdād Balōtsch.
33. Lar, Erzähler Schāh Muḥammad Schāh; Thar Parkar, Erzähler Allahbatschāyō Sand.
34. Watscholi, Kreis Hyderabad, Erzähler Walī Muḥammad Ṭāhirzādō.
35. Thar Parkar, Erzähler Muḥammad 'Umar Ma'mūr Yūsufāni. – Die Rundhütten sind typisch für die Thar-Wüste. Daß Krokodile ihre Opfer wieder lebendig ausspeien, findet sich auch in islamischen Heiligenlegenden.
36. Lar, Erzähler Ilāhwarā'i Nizāmānī. – Eine der wenigen rein islamischen Fabeln: Die Kuh trägt in der islamischen Mythologie die Erde auf ihren Hörnern; die Vertreibung Adams, das Opfer Abrahams und die Abschiedswallfahrt des Propheten sind jedem Muslim aus dem Koran und

den daraus entwickelten erbaulichen Geschichten und Gedichten bekannt. – *Kaaba* das Zentralheiligtum des Islam in Mekka, das der Überlieferung nach von Abraham erbaut wurde. – *Predigt* der Prophet Muhammad ritt während seiner letzten Wallfahrt (632) auf einer Kamelin.

37. Lar, Erzähler Muḥammad Sömār Schaich.
38. Watscholi, Erzähler Ilaḥditō Balōtsch; Uttar, Ghulām Rasūl Dschatō'ī. – *Parathas* in Butterfett ausgebackene, gefüllte Teigtaschen aus Weizenmehl.
39. Uttar, Erzähler Ghulām Rasūl Dschatōl.
40. Lar, Erzähler Muhammad Sömār Schaich.
41. Watscholi, Erzähler 'Alī Akbar Laghārī.
42. Thar Parkar, Erzähler Muḥammad 'Umar Ma'mūr Yūsufānī.
43. Thar Parkar, Erzähler der Hindu Dschaisarām. – *kitschni* weicher Reisbrei.
44. Thar Parkar, Kreis Umarkot, Erzähler Muḥammad 'Umar Ma'mūr Yūsufānī; Watscholi, Kreis Tando Ilaḥyar, Erzähler Walī Muḥammad Ṭāhīrzādō.
45. Lar, Erzähler Muḥammad Sömār Schaich.
46. Thar Parkar, Erzähler Muhammed 'Umar Ma'mūr Yūsufānī. Die Verse spielen mit dem Doppelsinn der Ausdrücke – ›Blätter kauen‹ ist auch ›Unsinn reden‹; ›Kuhdung zerkleinern‹ ist ›Unruhe anstiften‹.

## *Typen- und Motivregister*

erstellt von Kurt Ranke

- AT = Aarne, A. und Thompson, St.: *The Types of the Folktale*. Helsinki 1961.
- Mot. = Thompson, St.: *Motif-Index of Folk-Literature*. Bd. 1-6. Kopenhagen 1955-1958.
- TB = Thompson, St. und Balys, J.: *The Oral Tales of India*. Bloomington 1958.
- EM = *Enzyklopädie des Märchens*, i, Berlin 1977; 2, ib. 1979.
- Nr. 1 = AT 460 A: Die Reise zu Gott.
- Nr. 2 = AT 613: Die beiden Wanderer.
- Nr. 3 = AT 910: Gute Ratschläge kaufen.
- Nr. 4 = Mot. H 541.1: Rätsel auf Leben und Tod + Mot. H 561.1.1: Kluge Rätsellöserin + AT 736A: Ring des Polykrates + AT 901B\*: Des Königs Handschuhe.
- Nr. 5 = cf. Mot. T 45: Liebhaber erkauft Eintritt in das Zimmer der Geliebten.
- Nr. 6 = AT 910: Gute Ratschläge kaufen + AT 1381: Die Frau, die das Geheimnis nicht wahren konnte.
- Nr. 7 = cf. Mot. H 720: Metaphorische Rätsel.
- Nr. 8 = AT 851 A: Turandot + Mot. H 602.1: Symbolische Auslegung einer Zahlenreihe.
- Nr. 9 = cf. AT 1419E: Der unterirdische Gang.
- Nr. 11 = Mot. P 17.1: Der Erste wird König.
- Nr. 12 = AT 65 5: Die scharfsinnigen Brüder; cf. EM 2, 88off.
- Nr. 13 = Mot. F 955.1: Heilung durch Kinderblut.
- Nr. 15 = AT 1525: Meisterdieb.
- Nr. 16 = AT 893: Freundesprobe.
- Nr. 17 = Mot. B 161: Weisheit von Schlangen erfahren.
- Nr. 18 = AT 1534: Das Urteil des Schemjaka.
- Nr. 21 = Mot. D 2012: Die Relativität der Zeit.

- Nr. 22 = AT 400: Der Mann auf der Suche nach seiner verlorenen Frau.
- Nr. 24 = AT 856: Mädchen flieht mit dem falschen Mann.
- Nr. 25 = TB A 2493.13: Papagei und Maina + Mot. D 133.1: Mann in Kuh verwandelt + AT 880: Frau in Männerkleidung befreit ihren gefangenen Gatten.
- Nr. 26 = cf. AT 545 B: Der gestiefelte Kater.
- Nr. 27 = cf. Mot. T 252.2 (AT 670III): Hahn lehrt Pantoffelheld, wie er seine Frau regieren kann.
- Nr. 28 = AT 1534: Urteil des Schemjaka.
- Nr. 30 = TB W 116.7: Schakal zwingt Tiere, die trinken wollen, ihn zu loben.
- Nr. 31 = AT 545 B: Der gestiefelte Kater.
- Nr. 32 = Mot. K 1074: Der Düpierte auf dem heißen Eisen.
- Nr. 33 = AT 875 E: Die ungerechte Entscheidung.
- Nr. 35 = AT 123: Wolf und Geißlein.
- Nr. 37 = Mot. A 2311.5: Herkunft des Igelfells.
- Nr. 38 = AT 165 5: Der vorteilhafte Tausch.
- Nr. 40 = TB B 604.5: Froschhochzeit.
- Nr. 42 = Mot. E 32: Wiederbelebung aus den Knochen (Pelopsmotiv).
- Nr. 45 = Mot. G 328.1: Schlange im Magen.
- Nr. 46 = AT 2022: Der Tod des Hühnchens.



Pakistan mit den Regionen Sind und Pandschab

## INHALT

1. Der Lohn fürs Geben, die Strafe fürs Nicht-Geben	7
2. Immer gleich bleibt die Güte des Guten, die Bosheit des Bösen	17
3. Der Kaufmann Schönster Edelstein	29
4. Der Teller, die Melone und das Messer	37
5. Liebe für einen Groschen	53
6. Der Maulwi und der Eseltreiber	61
7. Die vier Prinzen	69
8. Zwanzig Fragen	72
9. Sie hat Augenschminke aufgetragen, aber es nicht richtig gekonnt	76
10. Mitgefühl	81
11. König Holzfäller	89
12. Der kluge Blinde	93
13. Das Wohlgefallen des Herrn	96
14. Glück und Unglück	99
15. Der königliche Räuber	104
16. Der Halb-Freund und der ganze Freund	109
17. Wie der Herr, so's Gescherr	114
18. Der Ausgleich	118
19. Manches ist vergangen, manches wird vergehen	127
20. Liebe kennt keine Entfernung	129
21. Der Zauberer Aflatun	133
22. SedyanFee	140
23. Weiß-Rose-Fee	147
24. Prinz Gul Munir	158
25. Der leprakranke König	177
26. Der kluge Affe	188
27. Das Butterhaus	193
Fürst Gutschmutsch und Wesir Tschitschmitsch	195

29. Kaiser Sahne-Ahne und das Weidevieh	200
30. Sultan Schakal	203
31. Der Schakal und der Gammler	205
32. Der Schakal und die alte Frau	212
33. Das Zeugnis des Schakals	214
34. Der Schakal und der Hase	216
35. Die Gazelle und das Krokodil	218
36. Der Hahn, das Stierkalb, der Hammel und das Kamel	121
37. Die Stacheln des Igels	225
38. Die schlaue Ratte	226
39. Das kahle Zicklein	229
40. Die Hochzeit des Fröschleins	233
41. Der König und die flügelahme Krähe	236
42. Der Storch und die Störchin	239
43. Die Spätzin und der Spatz	241
44. Der Schakal und der Sperling	243
45. Die Schlange und der Schlangenbeschwörer	245
46. Der Tod von Man Mossirro	246
Nachwort	251
Anhang	271
Literaturverzeichnis	273
Anmerkungen und Worterklärungen	275
Typenregister	283
Landkarte	285